

JOY FIELDING

Herzstoß

ROMAN



GOLDMANN

Joy Fielding

Herzstoß

Psychothriller

Deutsch von Kristian Lutze

GOLDMANN

IMPRESSUM

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Now You See Her« bei Atria Books, New York.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011

by Joy Fielding, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Erstveröffentlichung 2011

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-06225-5

www.goldmann-verlag.de

*Für meine beiden hinreißenden Mädchen
Shannon und Annie
Ich liebe euch mehr,
als Worte je sagen könnten*

KAPITEL EINS

»Okay, wenn Sie sich bitte für einen Moment um mich versammeln würden, dann erzähle ich Ihnen ein bisschen was über das prachtvolle Gebäude vor Ihnen.« Der Führer lächelte die Gruppe von müden und leicht abgekämpft wirkenden Touristen aufmunternd an, die vor der St. Anne's Shandon Church umherschwirrten. »So ist's fein«, schmeichelte er in seinem übertriebenen irischen Singsang und schwenkte ungeduldig einen smaragdgrünen Schal über seiner stattlichen Gestalt. »Kommen Sie ein Stückchen näher, junge Dame. Ich beiße nicht.« Sein Lächeln wurde breiter, sodass die untere Reihe seiner fleckigen und krummen Zähne sichtbar wurde. Gut, dass ihr Mann die Reise nach Irland am Ende doch nicht mitgemacht hatte, dachte Marcy Taggart, als sie ein paar zögerliche Schritte nach vorn machte. Er hätte das schiefe Gebiss des armen Mannes als persönlichen Affront betrachtet. *Da geben die Leute haufenweise Geld für Schönheitsoperationen und Designerklamotten aus und vergessen das Wichtigste von allem – ihre Zähne,* empörte er sich regelmäßig. Als Kieferorthopäde neigte Peter zu solch harschen Urteilen. Hatte er ihr nicht einmal erklärt, dass ihm als Erstes nicht ihre schlanke Figur oder ihre großen braunen Augen aufgefallen waren, sondern ihre sorgfältig gepflegten, geraden und makellos weißen Zähne? Heute konnte Marcy sich nur wundern, dass sie solche Äußerungen einmal schmeichelhaft, ja, sogar romantisch gefunden hatte.

»Darf ich um Ihre volle Aufmerksamkeit bitten«, sagte der Touristenführer mit einem leicht tadelnden Unterton. Offensichtlich war er an die beiläufige Unhöflichkeit der ihm Anbefohlenen gewöhnt und nahm schon lange keinen Anstoß mehr daran. Obwohl die vierundzwanzig Frauen und Männer vorwiegend mittleren Alters viel Geld für den Tagesausflug nach Cork bezahlt hatten, der mit etwa 120 000 Einwohnern zweitgrößten Stadt der Republik Irland, hatte bestenfalls eine Handvoll von ihnen auch nur einem Wort zugehört, das der Mann seit der Abfahrt in Dublin gesagt hatte.

Marcy hatte es versucht, sie hatte sich wirklich angestrengt. Immer wieder hatte sie sich zur Konzentration ermahnt, als der Führer sie auf der scheinbar endlosen Busfahrt über 168 Meilen verstopfte Autobahnen und enge Landstraßen über die wechselvolle Geschichte Corks belehrt hatte. Der Name ging auf das irische Wort »corcach« zurück, ausgesprochen »kar-kax«, was so viel bedeutete wie »sumpfiger Ort« und sich auf die Lage der Stadt an dem Fluss Lee bezog; sie war im siebten Jahrhundert nach Christus gegründet worden und heute Verwaltungssitz der Grafschaft Cork und die größte Stadt der Provinz Munster. »Die eigentliche Hauptstadt Irlands« nannten die Bewohner Corks ihre Stadt; ihr Beiname »Rebel City« kam daher, dass die Stadtoberen 1491 nach dem Ende der englischen Rosenkriege den Kronprätendenten Perkin Warbeck unterstützt hatten. Heute war Cork der größte Industriestandort im Süden Irlands, wichtigster Zweig war die

pharmazeutische Industrie, bekanntestes Produkt ausgerechnet Viagra.

Zumindest glaubte Marcy, dass der Führer das gesagt hatte. Sicher war sie sich nicht. Ihre Fantasie spielte ihr in letzter Zeit unerfreulich häufig Streiche, und mit fünfzig war ihr Gedächtnis auch nicht mehr das, was es einmal war. Aber wovon konnte man das schon behaupten, dachte sie, als sie den Blick verstohlen über die starren Mienen ihrer Mitreisenden schweifen ließ, die ihre besten Zeiten allesamt offensichtlich längst hinter sich hatten.

»Wie Sie sehen, beherrscht der Turm von St. Anne's hier oben auf der Hügelkuppe den gesamten Nordteil der Stadt«, mühte der Führer sich, die Führer der anderen Reisegruppen zu übertönen, die plötzlich aufgetaucht waren und sich an der Straßenecke um die beste Position drängelten. »St. Anne's ist das bedeutendste Gebäude von Cork, ihr 1722 erbauter Turm, der an einen riesigen Pfefferstreuer erinnert, gilt weithin als Wahrzeichen der Stadt. Von jedem Punkt in der Altstadt können Sie die Spitze mit der vergoldeten Kugel und die einzigartige Wetterfahne in Fischform sehen. Zwei Seiten des Turmes sind mit rotem Sandstein verkleidet, die beiden anderen mit weißem Kalkstein, Farben, die sich auch in den Trikots der Fußball-Mannschaft und des Hurling-Teams der Stadt wiederfinden.« Er wies auf die große, runde, schwarz-goldene Uhr im untersten Stock der vierstöckigen Turmspitze. »Die große Uhr von Shandon sagt den Bewohnern Corks, wie spät es ist, die Fahne auf der Spitze, wie das Wetter wird.« Im selben Moment ertönte ein Glockenspiel, das die Umstehenden mit offenem Mund staunen ließ. »Das sind unsere berühmten acht Shandon-Glocken«, sagte der Führer stolz. »Wie Ihnen bestimmt schon aufgefallen ist, sind sie den ganzen Tag überall in der Stadt zu hören. Und wenn Sie den Turm besteigen, können Sie sogar selbst darauf spielen, jede Melodie, die Sie wollen, obwohl die meisten Leute sich entweder für ›Danny Boy‹ oder für ›Ave Maria‹ entscheiden.« Er atmete tief ein. »Okay, dreißig Minuten für die Besichtigung der Kirche, danach geht es rüber zum Patrick's Hill, damit Sie selbst erleben, wie steil die Gassen dort sind. Amerikaner sagen, sie könnten es mit den berüchtigten Straßen von San Francisco aufnehmen.«

»Was ist mit denjenigen, für die der Aufstieg zu beschwerlich ist?«, fragte eine ältere Frau, die weiter hinten stand.

»Für heute hab ich genug von Kirchen«, murmelte der Mann neben ihr. »Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich könnte ein Pint Guinness vertragen.«

»Für diejenigen unter Ihnen, die genug gesehen haben und sich vor der Weiterfahrt lieber ein wenig ausruhen und entspannen wollen, herrscht in der Umgebung kein Mangel an Pubs. Obwohl man die Einheimischen dort eher bei einem Murphy's oder einem Beamish antreffen wird, zwei Dunkelbiere, die hier in Cork gebraut werden.«

»Klingt gut«, meinte irgendjemand.

»Wir treffen uns in einer Stunde am Busbahnhof Parnell Place«, verkündete der Führer. »Bitte seien Sie pünktlich, sonst bleibt uns am Ende womöglich nicht

genug Zeit, auf der Rückfahrt nach Dublin das berühmte Blarney Castle zu besichtigen. Und Sie wollen doch sicher alle den berühmten Blarney Stone küssen, oder?«

Nein, das wollten sie auf keinen Fall, dachte Marcy und erinnerte sich an Peters Ekel bei der Vorstellung, wie eine Fledermaus an den Füßen kopfüber herabgelassen zu werden, um »einen schmutzigen, bakterienverseuchten grauen Stein zu küssen, der mit dem Speichel anderer Leute beschmiert war«, wie er sich so denkwürdig ausgedrückt hatte, als sie ihm die Prospekte zum ersten Mal gezeigt hatte. »Warum sollte jemand, der halbwegs bei Verstand ist, so etwas tun wollen?«, hatte er vorwurfsvoll gefragt.

Marcy hatte gelächelt und geschwiegen. Peter hatte schon vor einiger Zeit aufgehört zu glauben, dass sie halbwegs bei Verstand war.

War das nicht der Grund gewesen, warum sie überhaupt beschlossen hatten, diese Reise zu unternehmen? Hatten nicht alle gesagt, dass es wichtig – ja, entscheidend – für ihr seelisches Wohlbefinden wie auch ihre Ehe war, dass sie und Peter mehr Zeit miteinander verbrachten, Zeit, um das Geschehene *als Einheit* zu verarbeiten? War das nicht der Ausdruck, den der Psychologe benutzt hatte?

Als ihre Schwester dann die Idee aufgebracht hatte, sie könnten ihren 25.

Hochzeitstag doch mit zweiten Flitterwochen begehen, hatte Marcy sich kopfüber in die Planung gestürzt. Irland war Peters Vorschlag gewesen, weil seine Mutter aus Limerick stammte. Jahrelang hatte er davon gesprochen, eine Pilgerfahrt ins Land seiner Vorfahren zu machen. Marcy hatte anfangs für ein exotischeres Ziel wie Tahiti oder Bali plädiert, irgendwo, wo die Durchschnittstemperatur im Juli spürbar über 18 Grad lag, sie Mai Tais am Strand schlürfen und Blumen im Haar tragen konnte; im Gegensatz zu einem Land, in dem Guinness angesagt und es ständig so regnerisch und feucht war, dass sie garantiert aussehen würde, als ob gerade ein Klumpen widerspenstiges Moos auf ihrem Kopf gelandet wäre. Doch im Grunde war es egal, wohin sie fuhren, hatte sie sich gesagt, solange sie es *als Einheit* taten.

Also hatten sie sich für Peters Vorschlag entschieden.

Aber am Ende hatte Peter sich für eine ganz andere Frau entschieden.

Galt man alleine auch noch als Einheit, fragte Marcy sich jetzt. So sehr sie die oft spektakuläre Natur der irischen Landschaft mit ihren viel gerühmten vierzig Schattierungen von Grün liebte, so sehr hasste sie das graue regnerische Wetter und die alles durchdringende Feuchtigkeit, die wie eine zweite Haut an ihr klebte.

Er könne nicht noch mehr Drama ertragen, hatte Peter gesagt, als er ihr erklärt hatte, dass er sie verlassen wollte. *Es ist besser so. Für uns beide. Du wirst bestimmt viel glücklicher sein. Hoffentlich können wir irgendwann Freunde sein.*

Die feigen Phrasen des Deserteurs.

»Wir haben nach wie vor einen gemeinsamen Sohn«, hatte er gesagt, als ob sie daran erinnert werden müsste.

Ihre Tochter blieb unerwähnt.

Zitternd zog Marcy ihren Trenchcoat enger um ihren Körper und beschloss, sich den Reihen derjenigen anzuschließen, die für eine kurze Pause und ein Bier optiert hatten. Seit der Bus am Morgen um halb neun in Dublin abgefahren war, waren sie unterwegs. Nach einem kurzen Mittagessen in einem typisch irischen Pub gleich nach der Ankunft in Cork hatten sie eine dreistündige Wanderung durch die Stadt gemacht, bei der sie Sehenswürdigkeiten wie das Gefängnis, den Cork Quay Market, das Opernhaus und die St. Fin-Barre's-Kathedrale besichtigt und die St. Patrick's Street, die Haupteinkaufsstraße, hinuntergeschlendert waren. Letzte Station waren nun der Besuch der St. Anne's Shandon Church und der vorgeschlagene steile Aufstieg auf den Patrick's Hill. Da das Zentrum von Cork auf einer Insel zwischen zwei Armen des Lee lag, war die Stadt von Natur aus in drei große Viertel unterteilt: der Innenstadtkern, genannt »flat of the city«, die North Bank und die South Bank. Den ganzen Nachmittag hatte Marcy eine Brücke nach der anderen überquert. Es wurde Zeit, sich irgendwo hinzusetzen.

Zehn Minuten später hockte sie allein an einem winzigen Zweiertisch in einem weiteren typisch irischen Pub mit Blick auf den Lee. Drinnen war es dunkel, was zu der Stimmung passte, die Marcy mit Macht übermannte. Es war verrückt gewesen, alleine nach Irland zu fahren. Nur eine Verrückte fuhr ohne ihren Mann in die zweiten Flitterwochen, selbst wenn die Reise schon bezahlt war und bei Stornierung nicht zurückerstattet wurde. Ein paar tausend Dollar mehr oder weniger würden sie nicht schmerzen. Peter war mehr als großzügig gewesen. Er wollte offensichtlich so schnell und mit so wenig Aufwand wie möglich von ihr weg. Marcy musste beinahe schmunzeln. Warum sollte er mehr Mühe auf ihre Scheidung verwenden, als er es auf ihre Ehe getan hatte?

»Na, Sie scheinen sich ja zu amüsieren«, sagte eine Stimme irgendwo über ihr. Marcy blickte auf und sah einen lausbubenhaft attraktiven jungen Mann mit beneidenswert glattem schwarzem Haar, das in seine leuchtend dunkelgrünen Augen fiel. Sie dachte, dass er wahrscheinlich die längsten Wimpern hatte, die sie je gesehen hatte.

»Was darf ich Ihnen bringen?«, sagte der junge Mann mit gezücktem Block und Bleistift.

»Wäre es sehr albern, wenn ich eine Tasse Tee bestelle?«, fragte Marcy zu ihrer eigenen Überraschung. Eigentlich hatte sie vorgehabt, ein Beamish zu trinken, wie es ihr Führer vorgeschlagen hatte. *Typisch, dass du wieder so eigensinnig sein musst*, hörte sie Peter im Geiste tadeln.

»Überhaupt nicht«, antwortete der Kellner und klang sogar so, als meinte er es ernst.

»Tee klingt wunderbar«, hörte sie jemanden sagen. »Bringen Sie bitte zwei?« Neben ihr schrammten Stuhlbeine über die Bodendielen. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?« Der Mann nahm Platz, bevor Marcy antworten konnte.

Sie erkannte ihn als ein Mitglied ihrer Reisegruppe, obwohl sie sich nicht an seinen Namen erinnerte. Irgendwas Italienisches, dachte sie und sah ihn drei Reihen vor sich vorne im Bus an einem Fensterplatz sitzen. Er hatte sie angelächelt, als sie weiter nach hinten durchgegangen war. *Hübsche Zähne*, hörte sie Peter in ihr Ohr flüstern.

»Vic Sorvino«, sagte er jetzt und streckte die Hand aus.

»Marcy Taggart«, sagte Marcy, ohne die Hand zu ergreifen. Stattdessen winkte sie knapp und hoffte, dass er sich damit zufriedengab. Warum war er hier? Es gab genug andere Tische, an die er sich setzen können.

»Taggart? Das heißt, Sie sind Irin?«

»Mein Mann.«

Vic ließ den Blick am Tresen entlang und durch den gesamten Pub schweifen. »Tut mir leid. Ich wusste nicht, dass Sie in Begleitung hier sind«, sagte er, ohne Anstalten zu machen, seinen Stuhl zu räumen.

»Er ist nicht hier.«

»Mag er keine Busreisen?«

»Er mag es nicht, verheiratet zu sein«, hörte Marcy sich sagen. »Jedenfalls nicht mit mir.«

Vic wirkte leicht perplex. »Smalltalk ist nicht gerade Ihre Stärke, was?«

Obwohl sie es nicht wollte, musste Marcy lachen. Sie strich sich einen Wust von Locken aus ihrem schmalen Gesicht.

So viel Haare, dachte sie und hörte die Stimme ihrer Mutter, für so ein winziges Gesicht.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie. »Das fällt vermutlich in die Kategorie zu viel Information.«

»Unsinn. Ich gehöre der Denkschule an, die glaubt, dass Informationen immer nützlich sind.«

»Sie sind mein Mann«, sagte Marcy und bereute ihre Worte sofort. Sie wollte ihn auf keinen Fall ermutigen.

Der Kellner kam mit ihren Tees.

»Wahrscheinlich hält er uns für verrückt, weil wir in einem Pub Tee bestellen«, sagte Marcy und beobachtete, wie der attraktive junge Mann auf seinem Weg zurück zur Bar mit mehreren der Frauen flirtete, die sich auf hohen Barhockern um ihn scharten. Er füllte ein halbes Dutzend Krüge mit Bier aus dem Hahn und schob sie mit einer lässigen Handbewegung zu einer Gruppe lauter junger Männer am anderen Ende des Tresens. Seine weiblichen Fans applaudierten voller Bewunderung. Er konnte jede Frau in dem Lokal haben, dachte sie beiläufig. Sie schätzte ihn auf Anfang dreißig und fragte sich, ob ihre Tochter ihn attraktiv gefunden hätte.

»Ehrlich gesagt haben Amerikaner falsche Vorstellungen über irische Pubs«, zog Vic sie mit seinem lockeren Bariton zurück ins Gespräch. »Es sind keine Bars, und

man trifft sich hier nicht nur zum Trinken, sondern auch, um Freunde und Nachbarn zu treffen. Und viele Leute trinken Tee oder andere nichtalkoholische Getränke. Das habe ich jedenfalls in meinem Reiseführer gelesen«, fügte er einfältig hinzu und fragte dann, als Marcy weiter stumm blieb: »Woher kommen Sie?«

»Aus Toronto«, antwortete sie pflichtschuldig.

»Toronto ist eine wunderbare Stadt«, sagte er sofort. »Ich war ein paarmal geschäftlich dort.« Er machte eine Pause und erwartete offenbar, dass sie fragte: Wann? Was arbeiten Sie? Als sie das nicht tat, erzählte er es ihr trotzdem. »Das war vor ein paar Jahren. Ich war Fabrikant. Technischer Kleinkram.«

»Sie sind Fabrikant für Schweinkram?«, fragte Marcy und merkte, dass sie nur mit halbem Ohr zugehört hatte.

Vic lachte und verbesserte sie. »Kleinkram. Kleine technische Geräte, deren Namen man sich in der Regel nicht merken kann. Gadgets«, erläuterte er weiter. Marcy nippte an ihrem Tee und schwieg. Ich bin ein Idiot, dachte sie.

»Ich habe die Firma letztes Jahr verkauft und bin in den Ruhestand gegangen«, berichtete er und fuhr, als das keine weiteren Fragen provozierte, fort: »Ich komme aus Chicago.«

Marcy brachte ein mattes Lächeln zustande. Sie hatte Chicago immer gemocht. Dorthin hätte sie fahren sollen, dachte sie, als das Handy in ihrer Handtasche zu klingeln begann. Chicago hatte eine wundervolle Architektur und interessante Viertel. Und es regnete auch nicht praktisch jeden Tag.

»Ist das Ihr Handy?«, fragte Vic.

»Hmm? Oh. Oh«, sagte sie, fand ihr Telefon ganz unten in ihrer Handtasche und hielt es ans Ohr. »Hallo?«

»Wo zum Teufel steckst du?«, wollte ihre Schwester wütend wissen.

»Judith?«

»Wo bist du gewesen? Ich habe seit einer Woche nichts mehr von dir gehört. Was ist los?«

»Ist alles in Ordnung? Ist Darren irgendwas zugestoßen?«

»Deinem Sohn geht es gut, Marcy«, sagte ihre Schwester, ohne sich die Mühe zu machen, ihre Ungeduld zu kaschieren. »Ich mache mir Sorgen um dich. Warum hast du auf keinen meiner Anrufe reagiert?«

»Ich habe meine Nachrichten nicht abgehört.«

»Warum nicht, verdammt noch mal?«

Weil ich nicht mit dir reden wollte, dachte Marcy, ohne es laut zu sagen. Judith war offensichtlich auch so schon wütend genug. Marcy stellte sich vor, wie ihre zwei Jahre ältere Schwester auf dem Marmorboden ihres neuen Luxusapartments auf und ab lief. Garantiert trug sie ihre Standarduniform bestehend aus einer schwarzen Yoga-Hose und einem passenden Top, weil sie entweder gerade mit dem Training fertig war oder gleich damit beginnen wollte. Judith verbrachte mindestens die

Hälfte des Tages mit Sport – gleich morgens früh schwamm sie eine halbe Stunde, gefolgt von ein oder zwei Stunden Spinning und dann eine bis eineinhalb Stunden »Hot Yoga« am Nachmittag. Wenn ihre Zeit es erlaubte und sie in der Stimmung war, streute sie gelegentlich noch eine Pilates-Stunde ein. »Für meine innere Mitte«, wie sie erklärte, obwohl ihr Bauch schon flach und hart war wie Stahl. Wahrscheinlich knabberte sie an einer Karotte, dachte Marcy; die Ernährung ihrer Schwester bestand ausschließlich aus Sushi, rohem Gemüse und hin und wieder einem Löffel Erdnussbutter. Judith war gerade bei Ehemann Nummer fünf. Mit achtzehn hatte sie sich die Eileiter verschließen lassen, nachdem sie schon als junges Mädchen beschlossen hatte, nie eigene Kinder haben zu wollen. »Willst du das Risiko wirklich eingehen?«, hatte sie ihre Schwester gefragt.

»Irgendwas stimmt nicht«, sagte sie jetzt. »Ich komme vorbei.«

»Das geht nicht.« Marcy ließ den Blick zu dem großen Fenster des Pubs schweifen.

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht da bin.«

»Wo bist du denn?«

»In Irland«, sagte Marcy nach einer langen Pause.

»Was?«

»Ich bin in Irland«, wiederholte Marcy, obwohl sie genau wusste, dass Judith sie schon beim ersten Mal verstanden hatte. In Erwartung von Judiths Kreischen hielt sie den Hörer ein Stück vom Ohr weg.

»Bitte sag mir, dass das ein Witz ist.«

»Ich mache keine Witze.«

»Bist du mit jemandem zusammen dort?«

»Mir geht es gut, Judith.« Ein Schatten fiel auf das Fenster. Der Schatten blieb stehen und winkte dem Barkeeper, was dieser mit einem verstohlenen Lächeln quittierte.

»Du hast sie doch nicht mehr alle! Ich verlange, dass du auf der Stelle nach Hause kommst.«

»Das geht nicht.« Der Schatten trat in einen Lichtkegel, drehte sich um und verschwand. »O mein Gott«, keuchte Marcy und sprang auf.

»Was ist?«, fragten Vic und Judith gleichzeitig.

»Was ist los?«, fügte ihre Schwester noch hinzu.

»Mein Gott, es ist Devon!«, rief Marcy, sprang auf, stürzte zur Tür und stieß dabei mit der Hüfte gegen einen Tisch.

»Was?«

»Ich habe sie eben gesehen. Sie ist hier.«

»Marcy, beruhige dich. Du redest wirr.«

»Ich bin nicht verrückt.« Marcy stieß die schwere Tür des Pubs auf. Tränen brannten in ihren Augen, als sie die von Touristen verstopfte Straße hinauf- und hinunterblickte. Es hatte leicht angefangen zu nieseln. »Devon!«, rief sie und

rannte in östlicher Richtung am Fluss entlang. »Wo bist du? Komm zurück. Bitte, komm zurück.«

»Marcy, bitte«, drängte Judith in Marcys Ohr. »Es ist nicht Devon. Du weißt, dass sie es nicht ist.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe.« An der St. Patrick's Bridge blieb Marcy stehen und überlegte, ob sie den Fluss überqueren sollte. »Ich sag es dir: Sie ist hier. Ich hab sie gesehen.«

»Nein, das hast du nicht«, sagte Judith sanft. »Devon ist tot, Marcy.«

»Das stimmt nicht. Sie ist hier.«

»Deine Tochter ist tot«, wiederholte Judith mit Tränen in der Stimme.

»Fahr zur Hölle!«, rief Marcy. Dann warf sie ihr Handy in den Fluss und überquerte die Brücke.

KAPITEL ZWEI

Nach wenigen Minuten hatte Marcy sich in dem Gewirr von Gassen am Ufer des Lee verirrt. Normalerweise hätte sie die engen Straßen mit den vielen kleinen Geschäften faszinierend gefunden, die Alte Welt, die sich inmitten der belebten modernen Großstadt behauptete, doch der Reiz wich rasch einer wachsenden Frustration.

»Devon!«, rief Marcy und ließ ihren Blick über die schwarzen Schirme gleiten, die überall um sie herum aufgespannt wurden. Zwei Jungen im Teenageralter trödelten vor ihr her, lachten und knufften sich, wie es Jungen überall auf der Welt taten, scheinbar ohne den Regen zu bemerken.

Als er ihre Stimme hörte, drehte einer der Jungen sich um und blickte ziellos in ihre Richtung, bevor er sich wieder seinem Freund zuwandte. Marcy war weder überrascht noch beleidigt. Sie begriff, dass diese Teenager sie einfach nicht mehr auf dem Radar hatten. Öfter, als sie sich erinnern mochte, hatte sie den gleichen vagen Blick in den Gesichtern der Freunde ihres Sohnes gesehen. Für sie existierte sie, wenn überhaupt, als ein Paar nützlicher Hände, das ihnen mittags ein Sandwich machen konnte, oder als menschlicher Anrufbeantworter zur Übermittlung wichtiger Nachrichten an ihren Sohn. Manchmal diente sie auch als Ausrede (»Ich kann heute Abend nicht kommen; meine Mom fühlt sich nicht wohl.«), öfter war sie allerdings Anlass zur Klage (»Ich kann nicht kommen. Meine Mom ist auf dem Kriegspfad.«).

»Mom, Mom, Mom«, wiederholte Marcy flüsternd. Sie strengte sich an, sich an den Klang des Wortes auf Devons Lippen zu erinnern, und sah ihre eigene Mutter vor sich, als jene noch jung und voller Leben war. Sie staunte, dass ein so einfaches Wort mit drei Buchstaben so viel bedeuten, solche Macht ausüben, so *beladen* sein konnte.

»Devon!«, rief sie wieder, leiser als vorher und dann noch einmal »Devon!« Diesmal brachte sie den Namen kaum über die Lippen. Tränen schossen ihr in die Augen, nasse Locken klebten an ihrer Stirn. Kurz darauf fand sie sich an der belebten Kreuzung der St. Patrick's Street mit dem Merchant's Quay wieder. Vor ihr erhob sich das große Merchant's Quay Shopping Centre, das Haupteinkaufszentrum der Stadt. Marcy starnte auf die Fassade und dachte, dass sie wahrscheinlich hineingehen sollte, und sei es nur, um dem Regen zu entkommen, doch sie war außerstande, sich vom Fleck zu rühren. War Devon dort? Schlenderte sie durch die verschiedenen Geschäfte, bis der Regenguss aufhörte? Suchte sie bei Marks & Spencer nach sexy Unterwäsche oder bei Laura Ashley nach einer almodischen Bluse mit Paisley-Muster? Unschlüssig, was sie tun sollte, entschied Marcy draußen zu bleiben. Große Einkaufszentren machten sie selbst an guten Tagen nervös.

Und heute war definitiv kein guter Tag.

Stattdessen lief sie weiter die St. Patrick's Street hinunter, spähte hektisch hierhin und dorthin, versuchte, zwischen den Regentropfen die zarten Züge ihrer Tochter im Gesicht jeder jungen Frau zu erkennen, die an ihr vorbeihastete. Als sie zur Paul's Lane kam, hörte sie den Führer einer Gruppe nasser und unruhiger Touristen erklären, dass hier bis vor Kurzem wundervolle Antiquitätenläden gewesen seien. Mittlerweile hätten jedoch alle dichtgemacht, weil die Mieten in die Höhe geschossen waren und die jungen Leute sich für nichts interessierten, was älter war als sie selbst. In der heutigen Welt, fügte er unter seinem hellgrünen Regenschirm mit einem missbilligenden Schnalzen hinzu, zähle nur noch das Neue.

Die St. Patrick's Street beschrieb eine sanfte Kurve wie ein schüchternes Lächeln und endete auf der Grand Parade, einer breiten Durchgangsstraße, in der sich Geschäfte und Büros mit malerischen Häusern aus dem 18. Jahrhundert und Resten der alten Stadtmauer mischten. Marcy ging in südlicher Richtung weiter und ließ ihre Blicke über die leeren Bänke im Bishop Lucey Park schweifen. Sie erreichte die South Mall, das Bankenzentrum von Cork, eine breite Allee mit Häusern im georgianischen Stil, die Banken, Anwaltskanzleien und Versicherungsgesellschaften beherbergten. Hier war Devon bestimmt nicht, dachte Marcy. Mit Institutionen jedweder Art hatte sie immer ihre Probleme gehabt. Mit Geld noch viel mehr.

Schaudernd erinnerte Marcy sich daran, wie sie Devon einmal ausgeschimpft hatte, weil sie vierzig Dollar aus ihrem Portemonnaie genommen hatte. Sie hatte wegen der im Grunde lächerlichen Summe einen Riesenauftand gemacht, ja, so wie sie sich aufgeführt hatte, hätte man meinen können, Devon hätte die Kronjuwelen gestohlen, Herrgott noch mal.

»Ich hab es mir nur geliehen«, hatte Devon störrisch behauptet. »Ich wollte es zurückzahlen.«

»Darum geht es nicht«, hatte Marcy erwidert. »Das ist es nicht. Es ist eine Frage des Vertrauens.«

»Willst du damit sagen, dass du mir nicht vertraust?«

»Ich will sagen, dass ich es nicht mag, wenn du etwas nimmst, ohne vorher zu fragen.«

»Ich habe es bloß geliehen.«

»Ohne zu fragen.«

»Es tut mir leid. Ich dachte nicht, dass es eine so große Sache ist.«

»Nun, es *ist* aber eine große Sache.«

»Ich hab mich entschuldigt, oder nicht? Gott, was hast du für ein Problem?«

Was *hatte* sie für ein Problem, fragte Marcy sich jetzt, die Wimpern so schwer vom Regen – oder waren das Tränen? –, dass sie kaum den Gehsteig vor sich erkennen konnte. Warum hatte sie eine solche Bagatelle zu einem Riesenproblem aufgeblasen? Stahlen nicht alle halbwüchsigen Mädchen hin und wieder Geld aus dem Portemonnaie ihrer Mütter? Und auch wenn Devon damals schon fast

einundzwanzig gewesen war, war sie trotzdem noch ein Kind, das zu Hause unter dem Schutz ihrer Mutter lebte.

Der Schutz ihrer Mutter, höhnte Marcy stumm. Hatte Devon sich im Haus ihrer Mutter je beschützt gefühlt?

Und Marcy sich im Haus ihrer Mutter?

Alles, was geschehen ist, war meine Schuld, dachte Marcy, rutschte im selben Moment auf dem nassen Pflaster aus und fiel zu Boden wie ein zusammengeknülltes und weggeworfenes Stück Papier. Sofort sickerte die Nässe von dem Bürgersteig durch ihren Trenchcoat und ihre blaue Hose, doch Marcy machte keine Anstalten aufzustehen. Geschieht mir recht, dachte sie und erinnerte sich an den schrecklichen Nachmittag, als die Polizei vor ihrer Tür gestanden hatte, um ihr zu sagen, dass Devon tot war.

Aber sie war nicht tot.

Sie war hier.

Direkt hier, erkannte Marcy erschrocken und wandte den Kopf hastig zu einer jungen Frau, die aus einem zweistöckigen grauen Backsteingebäude auf der anderen Straßenseite kam. Nicht nur, dass Devon noch lebte, sie war hier in Cork. Sie stand direkt vor ihr.

Marcy rappelte sich auf die Füße, ohne das besorgte Tuscheln diverser Passanten zu hören, die stehen geblieben waren, um ihr aufzuhelfen. Sie rannte quer über die Straße und vergaß dabei, dass Fahrzeuge in Irland, anders als in Kanada, auf der linken Seite fuhren, sodass sie beinahe mit einem Motorroller zusammengestoßen wäre. Der Fahrer rief ihr einen derben Fluch hinterher, der laut auf der Straße widerhallte und die Aufmerksamkeit aller Umstehenden erregte, einschließlich Devon, die den Kopf in Richtung der wütenden Beschimpfung wendete.

Nur dass es nicht Devon war.

Marcy erkannte sofort, dass es nicht dieselbe junge Frau war, der sie gefolgt war. Dieses Mädchen war knapp zehn Zentimeter größer als Devon, die sich immer beklagt hatte, dass sie mit 1,61 Meter zu klein für die aktuelle Mode war. »Warum musste ich auch deine Beine kriegen und nicht Judiths?«, hatte sie Marcy wütend gefragt, als ob die einen Einfluss darauf gehabt hätte.

Marcy hatte Mitgefühl gezeigt. »Ich hab mir auch immer gewünscht, ich hätte die Beine meiner Schwester«, mühte sie sich, die Sache zu entschärfen.

»Marcy!«, hörte sie von Ferne eine leise Stimme rufen. Aber ihr Name klang in ihren eigenen Ohren fremd, ja, beinahe bedeutungslos. »Marcy Taggart«, hörte sie erneut, und der Name dehnte sich aus wie ein Schwamm, nahm Gewicht und Körper an, ohne vertrauter zu werden. Plötzlich war jemand an ihrer Seite und berührte ihren Arm. »Marcy, geht es Ihnen gut?«

Das Gesicht eines Mannes tauchte in ihrem Blickfeld auf. Er war tief gebräunt und hatte dunkles, an den Schläfen graues Haar. Es war ein nettes Gesicht, dachte Marcy, ein Gesicht, das durch ein Paar strahlend blauer Augen vor der

Gewöhnlichkeit bewahrt wurde. Warum waren ihr diese Augen nicht schon vorher aufgefallen?

»Ich bin's, Vic Sorvino«, sagte der Mann und ließ seine Hand über ihrem Arm schweben, als hätte er Angst, dass sie jeden Moment wieder davonstürzen könnte.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagte Marcy ungeduldig. »Ich bin nicht verrückt.«

»Tut mir leid. Ich wollte nicht andeuten ...«

»Ich hab auch nicht plötzlich das Gedächtnis verloren.«

»Tut mir leid«, sagte er noch einmal. »Ich habe mir nur Sorgen um Sie gemacht.«

»Wieso?«

»Nun, so wie Sie losgerannt sind ...« Er hielt inne und blickte die Straße auf und ab, als würde er jemanden suchen. »Wie es aussieht, haben Sie sie nicht gefunden.«

»Wovon reden Sie?«

»Das Mädchen, dem Sie nachgelaufen sind. Devon haben Sie sie, glaube ich, genannt.«

»Haben Sie sie gesehen?«, wollte Marcy wissen. »Ist sie zurückgekommen?« Warum war sie nicht darauf gekommen, wieder zu dem Pub zurückzugehen, anstatt ziellos durch enge Gassen zu irren?

»Nein. Ich habe niemanden gesehen«, sagte Vic. »Ich weiß nur, dass Sie neben mir gesessen, an ihrem Tee genippt und telefoniert haben – und dann von einer Sekunde zur nächsten auf die Straße gerannt sind und ›Devon‹ gerufen haben.«

»Das heißt, Sie sind mir gefolgt?«

»Ich habe es versucht. Nach der Brücke habe ich Sie allerdings aus den Augen verloren.«

»Warum?«

»Warum ich Sie verloren habe?«

»Nein, warum sind Sie mir gefolgt?«, fragte Marcy.

»Um ehrlich zu sein, weiß ich es selbst nicht genau. Vermutlich habe ich mir Sorgen gemacht. Sie sahen aus, als hätten Sie ein Gespenst gesehen.«

Marcy starrte ihn an. War es das? War das Mädchen, das sie gesehen hatte, nur eine Erscheinung, ein Produkt ihrer verzweifelten Fantasie, wie es Judith offensichtlich vermutet hatte?

Schließlich wäre es nicht das erste Mal, dass sie Gespenstern nachjagte.

Wie oft hatte sie in den vergangenen zwanzig Monaten Fremde auf der Straße aufgehalten, überzeugt, dass jedes Mädchen, das Devon auch nur flüchtig ähnlich sah, ihre verlorene Tochter war? Und jedes Mal war sie so sicher gewesen, dass die junge Frau, die in der Supermarktschlange wartete, das Mädchen, das ihren Freund an einer Straßenecke umarmte, die Frau, die mit ihren Freunden auf der Terrasse eines Restaurants lachte, ihr Kind war.

Und jedes Mal hatte sie sich geirrt.

War es auch diesmal so? Ergab es irgendeinen Sinn, dass ihre Tochter womöglich hier war?

So weit hergeholt war die Vorstellung nicht, versicherte Marcy sich eilig. Wie oft hatte Devon ihrem Vater gelauscht, wenn der sich über Irland verbreitet hatte? Das schönste Land der Erde, hatte er wiederholt erklärt und versprochen, mit ihr dorthin zu reisen, sobald es sein voller Terminplan erlaubte. Devon hatte ihren Vater vergöttert, insofern wäre es nicht überraschend, wenn sie Irland als Zufluchtsort gewählt hätte.

War das der eigentliche Grund für Marcys Reise? Hatte sie irgendwie gewusst, dass sie Devon hier finden würde?

»Ich habe wohl wirklich ein Gespenst gesehen«, sagte sie, als ihr bewusst wurde, dass Vic auf irgendeine Antwort wartete.

»So was kommt vor.«

Marcy nickte und fragte sich, was er über Gespenster wusste. »Wir sollten zurück zu unserem Bus.«

Er fasste ihren Ellbogen und führte sie behutsam die South Mall zum Parnell Place hinunter. Als sie das verkniffene Gesicht des Führers erblickten, der ungeduldig neben dem wartenden Bus auf und ab lief, war der Regen zu einem leichten Nieseln abgeschwächt. »Es tut mir schrecklich leid, dass wir zu spät kommen«, sagte Marcy, als der Führer sie in den Bus scheuchte.

»Bitte nehmen Sie Ihre Plätze ein«, drängte er und wies den Fahrer an, den Motor zu starten.

Marcy spürte die unverhohlene Feindseligkeit ihrer Mitreisenden, als sie zu ihrem Platz eilte. Der Bus fuhr an, und sie stolperte.

»Vorsicht«, sagte Vic und packte von hinten ihren Mantel, um sie zu halten.

Was machte er immer noch hier, fragte Marcy sich und schüttelte seinen festen Griff ab. Für einen Babysitter war sie zu alt, und an Ritter in glänzender Rüstung glaubte sie schon lange nicht mehr. Glänzende Rüstungen neigten dazu, ziemlich schnell zu rosten, vor allem im strömenden Regen.

»Würden Sie bitte so schnell wie möglich Ihre Plätze einnehmen?«, drängte der Führer, während Marcy auf ihren Sitz hinten im Bus kroch, und Vic sich neben sie setzte. »In ein paar Minuten werden wir durch Blarney kommen, das sich einer der imposantesten Burgen Irlands rühmt«, verkündete er im nächsten Atemzug, »von der heute nur noch der Bergfried steht, ein massiver viereckiger Turm mit einer fünfundzwanzig Meter hohen Brüstung. Unterhalb der Zinnen befindet sich der Blarney Stone, von dem man sagt, dass er jedem, der ihn küsst, die Gabe der Rede beschert. Es versteht sich, dass ich ihn schon viele Male geküsst habe.« Er machte eine Pause für Lacher, die pflichtschuldig ertönten. »Das Blarney Castle besitzt eine malerische Gartenanlage, an den Blarney Lake grenzt ein hübsches kleines Tal. Ich hoffe, Sie werden irgendwann Gelegenheit haben, das Burgverlies zu besichtigen, das direkt in den Fels unter der Burg gehauen wurde, sowie die Hexenhöhle, sofern Sie nicht unter Klaustrophobie leiden. Bedauerlicherweise müssen diese Stationen heute ausfallen.« Ein lautes Stöhnen ging durch den Bus.

Der Führer sprach weiter. »Es tut mir sehr leid, aber ich habe Sie vor Verspätungen gewarnt. Sie können sich bei Ihrem Reiseveranstalter beschweren, wenn wir zurück in Dublin sind. Vielleicht wird man Ihnen einen Teil des Fahrpreises zurückerstatten oder anbieten, die Besichtigung zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen. Trotz des großen Menschenandrangs ist Blarney Castle auf jeden Fall einen Besuch wert.« Er sah Marcy grimmig an, als wollte er sie schon im Voraus für die Trinkgelder verantwortlich machen, die ihm ihretwegen entgehen würden. Etliche Köpfe drehten sich ungehalten in ihre Richtung.

»Es tut mir wirklich sehr leid«, flüsterte sie und drehte sich zum Fenster, aus dem ihr eigenes Spiegelbild zurückstarrte. Sie hatte früher einmal als hübsch gegolten, dachte sie und fragte sich, seit wann sie so erschöpft und alt aussah. Die Leute versicherten ihr ständig, dass sie mindestens zehn Jahre jünger aussah, als sie war, und vielleicht hatte das auch irgendwann mal gestimmt. Vorher, dachte Marcy. Bevor sich ihr Leben für immer verändert hatte. Vor jenem furchtbaren Oktobernachmittag, an dem sie beobachtet hatte, wie ein Polizeiwagen vor ihrem geräumigen Bungalow in Hogg's Hollow gehalten hatte und zwei Beamte langsam auf die Haustür zugekommen waren. Beim Anblick ihrer steifen blauen Uniformen hatte ihr Atem schmerhaft gestockt. Sie hatte Uniformen immer gehasst.

»Willst du nicht aufmachen?«, hatte Peter gerufen, als es klingelte. Er saß vor dem Fernseher und guckte irgendein Sportereignis. »Marcy«, rief er noch einmal, als es ein zweites und drittes Mal klingelte. »Wo bist du? Warum machst du nicht auf?« »Es ist die Polizei«, brachte Marcy krächzend heraus. Ihr fehlte die Kraft, ihre mit einem Mal bleischweren Füße voreinanderzusetzen. Sie war plötzlich wieder fünfzehn Jahre alt und stand neben ihrer Schwester im Zimmer des Schuldirektors. »Die Polizei?« Peter stapfte in den Flur und riss die Haustür auf. »Meine Herren?«, fragte er, und das Wort blieb unheilschwanger in der Luft hängen, während er die beiden Polizisten hereinbat.

»Sind Sie Dr. Peter Taggart?«

»Ja, der bin ich.«

»Und Sie besitzen ein Ferienhaus im Georgian-Bay-Island-Nationalpark?«, fragte einer der beiden Männer, und Marcy spürte, wie sie am ganzen Leib taub wurde. Sie wandte sich ab, weil sie ihre Gesichter nicht sehen wollte. Wenn sie ihre Gesichter nicht sah, so ihr irrationaler Gedanke, würde sie auch nicht hören müssen, was die Männer sagen wollten.

»Ja, das ist richtig«, bestätigte Peter. »Unsere Tochter ist mit Freundinnen übers Wochenende dorthin gefahren. Warum? Ist irgendwas passiert? Hat sie wieder den Alarm ausgelöst?«

»Ihre Tochter ist Devon Taggart?«

»Ja, das ist richtig. Hat sie irgendwelchen Ärger?«

»Ich fürchte, sie hatte einen Unfall. Vielleicht möchten Sie sich lieber setzen.«

»Vielleicht möchten Sie mir sagen, was passiert ist.«

Aus den Augenwinkeln sah Marcy den Polizisten nicken und zu Boden blicken.

»Nachbarn haben beobachtet, wie Ihre Tochter heute Morgen gegen zehn Uhr ein Kanu bestiegen hat. Es herrschte ziemlich raues Wetter, und sie haben gesehen, dass sie keine Schwimmweste trug. Als die Nachbarn bemerkten, dass sie gut drei Stunden später immer noch nicht zurück war, alarmierten sie die Polizei. Das gekenterte Kanu wurde später in der Mitte der Bucht gefunden.«

»Und Devon?«, fragte Peter leise, und seine Haut nahm den Farbton von Pergament an.

»Die Suche dauert an.«

»Das heißtt, man hat sie nicht gefunden«, ging Marcy mit Nachdruck dazwischen, auch wenn sie sich weiterhin weigerte, die Polizisten anzusehen.

»Noch nicht.«

»Nun, das ist gut. Das heißtt, dass sie wahrscheinlich ans Ufer geschwommen ist.«

»Ich fürchte, das ist äußerst unwahrscheinlich«, erklärte der Beamte so leise, dass man ihn kaum verstehen konnte. »Das Kanu wurde Meilen vom Ufer entfernt gefunden.«

»Es könnte abgetrieben worden sein«, sagte Marcy störrisch.

»Ja«, räumte der Polizist ein. »Ich nehme an, das ist möglich.«

»Devon ist eine sehr gute Schwimmerin.«

»Das Wasser ist extrem kalt«, setzte der zweite Polizist an. »Es ist unwahrscheinlich ...«

»Sie sagten, Ihre Tochter sei mit Freunden zu dem Ferienhaus gefahren?«, unterbrach sein Kollege ihn an Peter gewandt.

»Ja«, sagte Peter. »Carrie und Michelle. An ihre Nachnamen erinnere ich mich nicht.« Er sah Marcy hilflos an.

Weil du sie im Grunde gar nicht richtig gekannt hast, dachte Marcy wütend. Wann hast du dir je die Zeit genommen, dir den Nachnamen irgendeiner Freundin deiner Tochter zu merken? Du warst immer so verdammt beschäftigt mit deiner Arbeit oder dem Golfen. Obwohl das Devon offenbar nie bekümmert hatte. »Stafford und Harvey«, erklärte Marcy den Beamten. »Ich bin sicher, sie können Ihnen sagen, wo Devon ist.«

»Die Nachbarn sagen, Ihre Tochter sei allein in dem Haus gewesen.«

»Das kann nicht sein. Sie hat uns erzählt, dass sie mit Carrie und Michelle dorthin fahren wollte. Warum sollte sie lügen?«

Warum hatte sie sonst immer gelogen, fragte Marcy sich jetzt und wischte sich eine einzelne Träne von der Wange.

»Alles in Ordnung?«, fragte Vic sofort, als hätte er jede ihrer Regungen beobachtet. Marcy antwortete nicht. Sie vergrub sich tiefer in ihrem Sitz, schloss die Augen und stellte sich schlafend.

»Ist Ihnen bekannt, ob Ihre Tochter in jüngster Zeit unter Depressionen gelitten

hat?«, hörte sie einen der Polizisten fragen.

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie nicht glauben, dass es sich um einen Unfall handelt?«, wischte Peter der Frage des Beamten aus. Marcy musste ihre Hand festhalten, um den Polizisten nicht zu ohrfeigen, ihre Finger verschränken, um ihm nicht die Augen auszukratzen. Wie konnte er es wagen, so etwas auch nur zu denken, geschweige denn laut auszusprechen?

»Ich muss Sie das fragen: Halten Sie es für möglich, dass sich Ihre Tochter das Leben genommen hat?«

»Nein, ausgeschlossen«, sagte Marcy vehement und rannte aus dem Zimmer den Flur hinunter, ehe Peter ihr widersprechen konnte. Sie riss die Tür von Devons Zimmer auf und verschlang den Raum mit einem Blick.

Der Brief lehnte an Devons Kopfkissen.

»Auch wenn wir das Blarney Castle nicht besichtigen konnten«, sagte der Reiseführer, »hoffe ich, dass Ihnen unser kleiner Ausflug heute gefallen hat.« Marcy öffnete die Augen und sah, dass sie die Außenbezirke von Dublin erreicht hatten. »Wie Sie bei unserem kurzen Besuch sicher festgestellt haben, braucht man im Grunde mehr als einen Tag, um Cork zu erkunden. Die Bibliothek lohnt auf jeden Fall einen Besuch, ebenso wie das Butter-Museum und die Crawford Art Gallery. Nicht zu vergessen die wunderbare Universität, deren Campus mehr als siebzehntausend Studenten aus aller Welt ein Zuhause bietet.«

Mehr als siebzehntausend Studenten aus aller Welt, wiederholte Marcy stumm und dachte, wie leicht es für ein Mädchen wie Devon wäre, in dieser Menge unterzutauchen. Zu verschwinden.

»Hast du dir je gewünscht, einfach zu verschwinden?«, hatte Devon ihre Mutter gefragt, kurz bevor das gekenterte Kanu in den eisigen Gewässern der Georgsbucht gefunden worden war. »Einfach irgendwo als jemand ganz anderes noch mal neu anzufangen?«

»Bitte rede nicht so, Schätzchen«, hatte Marcy gesagt. »Du hast doch alles.«

Was für eine dumme Antwort, dachte sie jetzt. Gerade sie hätte wissen müssen, dass alles zu haben keine Garantie für irgendwas war.

Man hatte Devons Leiche nie gefunden.

»Das warst du. Ich habe dich gesehen«, flüsterte Marcy tonlos.

»Verzeihung, haben Sie was gesagt?«, fragte Vic.

Marcy schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie laut, aber in ihrem Kopf kreischte eine Stimme: »Du bist nicht tot, oder, Devon? Du bist hier. Ich weiß es. Und egal was es braucht und wie lange es dauert, ich werde dich finden.«

KAPITEL DREI

Ein blinkendes Licht am Telefon zeigte den Eingang neuer Nachrichten an, als Marcy in ihr Hotelzimmer zurückkehrte.

Das musste ein Irrtum sein, dachte sie, als sie ihren schmutzigen und noch feuchten Mantel auf den dicken grauen Teppich fallen ließ und ihre flachen schwarzen Schuhe abstreifte, die gegen zwei Uhr am Nachmittag alle Bequemlichkeit eingebüßt hatten. Sie hockte sich auf die Kante des französischen Betts, betrachtete das blinkende rote Licht und fragte sich, wer angerufen haben könnte. Niemand wusste, dass sie hier war.

Wahrscheinlich die Busgesellschaft, die den Ausflug organisiert hatte und sie für die verpasste Exkursion zum Blarney Castle verantwortlich machen wollte.

Vermutlich verlangte man die Übernahme der entstandenen Kosten. Es war das Mindeste, was sie tun konnte, dachte Marcy und beschloss, die Nachricht erst später abzuhören. Sie lehnte sich an den Berg eleganter Spitzenkissen am Kopfende des Bettes, legte ihre Füße auf die Daunendecke und spürte, wie der Schlaf schon an ihren Lidern zupfte. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie komplett erschöpft sie war. Sie schloss die Augen. Praktisch im selben Moment fing das Telefon an zu klingeln.

Marcy riss die Augen auf und drehte den Kopf zur Seite, als sich ein neuer Gedanke wie ein Eispickel in ihren Hinterkopf bohrte.

Konnte es Devon sein, fragte sie sich und starrte auf das schrillende schwarze Telefon. Wusste sie, dass ihre Mutter hier war? Hatte sie Marcy im selben Moment durch das Fenster des Pubs gesehen, in dem jene ihre Tochter entdeckt hatte? Hatte sie die panische Suche ihrer Mutter aus sicherer Entfernung beobachtet und sich ihr gerade zeigen wollen, als unvermittelt Vic Sorvino aufgetaucht war? War sie ihnen zum Busbahnhof gefolgt, hatte sie sie in den Bus nach Dublin steigen sehen und in dem verzweifelten Versuch, ihre Mutter aufzuspüren, jedes Fünf-Sterne-Hotel in der Stadt angerufen? War das möglich?

Marcys Herz pochte bis zum Hals, als sie behutsam den Hörer von der Gabel hob und ans Ohr hielt.

»Marcy? Marcy, bist du da?« Peters Stimme erfüllte das große gediegene Zimmer.

»Marcy? Ich kann dich atmen hören. Antworte mir.«

Tränen der Enttäuschung schossen Marcy in die Augen. »Hallo, Peter«, flüsterte sie. Ihr fiel nichts ein, was sie noch zu dem Mann sagen konnte, mit dem sie die letzten fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte. »Wie geht es dir?« »Wie geht es mir?«, fragte er ungläubig. »Mir geht es gut. Was ist mit dir? Ich mache mir Sorgen um dich. Ich habe ein Dutzend Mal angerufen, Nachrichten hinterlassen ...«

»Woher wusstest du, wo ich bin?«

»Deine Schwester hat angerufen«, erklärte er ihr. »Sie ist völlig panisch. Sie sagt,

dass du alleine nach Irland geflogen wärst. Und dass du denkst, du hättest ...« Er brach ab, um sich neu zu sortieren. »Ich hab mich an den Namen des Hotels erinnert, wo wir ...«

»Wo wir zusammen absteigen wollten?«, beendete Marcy den Satz für ihn. Nach kurzem Schweigen sagte er behutsam, beinahe liebevoll: »Du musst sofort nach Hause kommen, Marcy.«

»Warum?«

»Warum?«

»Ich habe sie gesehen, Peter. Ich habe Devon gesehen.«

Er seufzte. »Du redest Unsinn, Marcy. Das weißt du.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe.«

»Du *denkst* nur, dass du Devon gesehen hättest«, erklärte Peter ihr sanft. Hörbare Sorge überdeckte einen Hauch von Ungeduld in seiner Stimme. Marcy konnte förmlich sehen, wie er den Kopf schüttelte.

Der arme Peter, dachte sie. Nach all den Jahren wusste er immer noch nicht, was er von ihr halten sollte. »Ich *habe* sie gesehen.«

»Du hast ein Mädchen gesehen, das ihr ähnlich sah ...«

»Nein.«

»Ein hübsches Mädchen mit langen dunklen Haaren und hohen Wangenknochen, das vielleicht den gleichen Gang hatte wie Devon und ihre Zigarette gehalten hat wie sie ...«

»Ich habe Devon gesehen.«

»Genau wie bei all den anderen Malen, wo du so überzeugt warst?«

»Diesmal ist es anders.«

»Diesmal ist es genau dasselbe«, beharrte Peter. »Marcy, bitte. Ich dachte, das hätten wir hinter uns gebracht.«

»Nein. *Du* hast es hinter dich gebracht.«

»Weil ich musste. Weil es keine andere Wahl gab. Unsere Tochter ist tot, Marcy.«

»Ihre Leiche wurde nie gefunden.«

Erneutes Schweigen, ein weiterer Seufzer. »Was genau willst du sagen? Dass sie ihren Tod nur vorgetäuscht hat ...?«

»Vielleicht. Oder es war ein Unfall, und sie hat darin eine Chance gesehen ...«

»Eine Chance wozu, Herrgott noch mal? Warum sollte sie so etwas machen?«

Warum sollte sie uns in dem Glauben lassen, dass sie tot ist?«

»Du weißt, warum!«, herrschte Marcy ihn an, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sie stellte sich vor, wie Peter die Augen schloss und den Kopf hängen ließ.

»Wie ist sie dorthin gekommen?«, fragte er leise.

»Was?«

»Sie hatte keinen Pass. Sie hatte kein Geld ...«

Marcy wischte diese neuen Fragen mit einer ungeduldigen Handbewegung beiseite.

»Sie könnte Geld beiseitegelegt haben. Sie könnte sich einen Pass besorgt haben.

Sie hatte Freunde, Peter, Freunde, von denen wir nichts wussten ...«

»Denk doch mal nach, was du da sagst.«

»Ich muss nicht darüber nachdenken«, beharrte Marcy, nicht bereit, sich umstimmen zu lassen. »Unsere Tochter lebt, Peter. Sie ist hier in Irland.«

»Und du bist ihr zufällig über den Weg gelaufen.«

»Sie ist an dem Pub vorbeigegangen, in dem ich saß.«

»Du hast getrunken?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Tee.«

»Und dann ist draußen Devon vorbeigegangen«, sagte er.

»Ja.«

»Dublin hat wie viele Einwohner? Eineinhalb Millionen?«

»Ich weiß. Es ist ein unglaublicher Zufall«, sagte Marcy, bevor Peter es sagen konnte, und beschloss, ihm nicht zu sagen, dass das Ganze in Cork passiert war. Nach einem kurzen Schweigen fragte er: »Hast du mit ihr gesprochen?«

»Was?«

»Hat sie dich gesehen? Hast du mit ihr gesprochen?«

»Nein. Ich habe versucht, ihr hinterherzulaufen, sie jedoch in der Menge verloren.« Wieder spürte sie, wie er den Kopf schüttelte. »Aber dass sie *mich* nicht gesehen hat, bedeutet nicht, dass ich *sie* nicht gesehen habe.«

Er seufzte, ein Seufzer, der sagte, dass er sich nach Kräften bemüht hatte. Mehr gab es nicht zu bereden. »Komm nach Hause, Marcy. Deine Schwester ist halb verrückt vor Sorge ...«

»Auf Wiedersehen, Peter. Und bitte sag Judith, dass sie sich keine Sorgen machen soll.«

»Marcy ...«

Sie legte auf, bevor er noch etwas sagen konnte.

Im selben Augenblick fing das Telefon wieder an zu klingeln. Diesmal leitete Marcy den Anruf gleich auf den Anrufbeantworter weiter. Wenn es nicht Peter war, war es Judith, und sie hatte nicht die Kraft, das gleiche Gespräch ein zweites Mal zu führen. Wenn die beiden glaubten wollten, dass sie verrückt war, sollten sie doch. Wahrscheinlich hatten sie recht.

Aber das bedeutete nicht, dass sie sich wegen Devon irzte.

Sie würde gleich morgen früh nach Cork zurückfahren, dachte sie mit frischer Entschlusskraft, die sie auf die Beine brachte. Sie holte ihren Koffer aus dem Schrank und klappte ihn auf dem cremefarbenen Hocker am Fußende des Bettes auf. Sie brauchte nur ein paar Minuten, um ihn zu packen, Schuhe und Nachthemden ganz unten, darüber die ordentlich gefalteten Blusen und Kleider, gefolgt von ein paar T-Shirts und ihrer Lieblingsjeans sowie einer schwarzen Hose und ein paar Pullis, die Unterwäsche in alle freien Ecken und Ritzen gestopft. Zwiebellook, hatte die Frau im Reisebüro ihr geraten. Man wisse nie, wie das Wetter in Irland werde. Selbst Mitte Juli könne es dort manchmal kühl wie Mitte

Oktober sein, hatte sie Marcy gewarnt. Und sie solle auf jeden Fall einen Schirm einpacken.

Ja, klar, dachte Marcy, hob ihren schmutzigen Mantel auf und hängte ihn über die Lehne des Mahagonistuhls, der vor dem schicken modernen Schreibtisch stand. Die Frau im Reisebüro hatte das Fünf-Sterne-Luxus-Hotel ausdrücklich empfohlen, perfekt gelegen im Herzen der historischen Altstadt und dem Künstlerviertel Temple Bar. Ihr Zimmer war geräumig, geschmackvoll und gemütlich.

Wahrscheinlich hätte sie das ziemlich große Doppelbett nicht gebraucht, aber sei's drum. So hatte sie wenigstens ausreichend Platz, sich hin und her zu wälzen, ohne sich Sorgen zu machen, dass jemand ihr in die Rippen stieß und sie aufforderte, stillzuliegen.

Sie ging zu dem großen Fenster mit Blick auf das College Green gegenüber dem Trinity College. Die Straße füllte sich allmählich mit Menschen, die alle ganz genau zu wissen schienen, wohin sie gingen und was sie taten. Sie warf einen Blick auf die Uhr neben dem Bett. Beinahe acht. Sie hatte seit dem Mittagessen keinen Happen mehr zu sich genommen. Wahrscheinlich sollte sie den Zimmerservice anrufen und sich etwas heraufbringen lassen. Oder vielleicht sollte sie ausgehen, dachte sie, und sich Peters Zweifel von einer abendlichen Brise aus dem Kopf wehen lassen.

Nur dass Peter gar keine Zweifel hatte. Das hatte er nie gehabt. War das nicht eine der Eigenschaften, die sie anfangs so anziehend an ihm gefunden hatte? Dass er sich seiner selbst immer so gewiss war, seiner Sache in allem so sicher? Hatte sie nicht genau danach gesucht?

In einem hatte er allerdings recht: Es wäre ein zu großer Zufall gewesen, wenn sie Devon hier gesehen hätte. Wenn ihre Tochter sich nicht in Cork, sondern in Dublin niedergelassen hätte, hätte Marcy sie womöglich nie gefunden. Dublin war eine erstaunlich junge Stadt. Fünfzig Prozent der Einwohner waren unter dreißig, erinnerte sie sich, gelesen zu haben, während sie beobachtete, wie unten auf der Straße eine junge Frau in die ausgestreckten Arme ihres Freundes flog. Der folgende Kuss war lang und innig. Nach etwa einer halben Minute lösten sie sich voneinander, das Mädchen kicherte ausgelassen, während der Junge verträumt zu ihrem Hotelzimmer hochschaute. Marcy wich einen Schritt zurück, obwohl sie bezweifelte, dass er sie im dritten Stock gesehen hatte.

Hatte Peter sie jemals mit solcher Leidenschaft geküsst? Und hatte sie je mit so ungezügelter Freude reagiert?

Marcy ging zum Kleiderschrank, öffnete den Safe, strich über ein Paar goldene Ohrringe, das Judith ihr zu ihrem fünfzigsten Geburtstag geschenkt hatte, und tastete nach dem mittelgroßen Umschlag ganz hinten in der mit Samt ausgeschlagenen Schatulle.

Sie kehrte zum Bett zurück, öffnete den Umschlag und zog ein halbes Dutzend Fotos heraus, sorgfältig darauf bedacht, den kleineren Umschlag mit der Aufschrift

MOMMY zu meiden, der ebenfalls in der Hülle steckte. Sie legte die Bilder auf die weiße Bettdecke und betrachtete jedes einzelne eingehend: Devon als rundes kleines Baby, in den Armen ihrer Mutter, ein strahlendes Gesicht wie ein Spiegelbild des anderen, beide mit den gleichen großen braunen Augen und dem geschwungenen Amorbogen; Devon als Fünfjährige in einem bauschigen pinkfarbenen Tutu, die auf ihren stämmigen kleinen Beinchen balancierte und mit stolzem Lächeln auf ihre Ballettschuhe schielte; Devon an ihrem zwölften Geburtstag mit einem schnurgeraden Pony, dessen Fransen ihr in die Augen fielen, den Mund weit geöffnet, um ihre frisch eingesetzte Zahnpflege zu zeigen; Devon und Marcy, Arm in Arm vorgebeugt, um die sechzehn Kerzen auf Devons Geburtstagstorte auszublasen; Devon mit achtzehn, beinahe eine Schönheit mit Schulterlangen, wuchernden, schwarzen Locken und einem ängstlichen, unsicheren Lächeln. Marcy bemerkte die Traurigkeit, die sich bereits in die Augenwinkel ihrer Tochter geschlichen hatte, auch wenn ihr Kinn nach wie vor trotzig gereckt war, als wollte sie den Fotografen warnen, ihr bloß nicht zu nahe zu kommen; und schließlich Devon wenige Wochen, bevor man ihr gekentertes Kanu in der Georgsbucht entdeckt hatte, in einem alten blauen Pullover, in der Hand die inzwischen unvermeidliche Zigarette, die einst ausdrucksvoollen dunklen Augen leer und rot gerändert, die Lippen zu einer geraden dünnen Linie zusammengepresst, die nicht einmal den Anschein eines Lächelns verriet.

Marcy starrte auf die Bilder und grübelte über Devons Verwandlung von einem ausgelassenen Kleinkind zu einer schwermütigen jungen Frau. Es war meine Schuld, dachte sie. Alles meine Schuld.

In dem Umschlag befand sich ein weiteres Bild, das Marcy herauszog, ein altes Schwarzweißfoto ihrer Mutter, aufgenommen um deren einundzwanzigsten Geburtstag. Sie stand vor einem großen Spiegel, das Abbild ihres klassischen Profils hinter sich, den Blick niedergeschlagen, das lange, braune Haar aus der Stirn gekämmt. Sie trug ein blasses Seidenkleid mit einer dunklen Samtschleife an der Brust. In der linken Hand hatte sie eine Gardenie, die sie schüchtern vor ihr Kinn hielt.

Und in ihren Augen flackerte nur ein Hauch von Wahnsinn.

Der Mann, der das Foto gemacht hatte, war hoffnungslos verliebt in sie gewesen, wie ihre Mutter gerne erzählte. Sie hatten eine aufregende, wilde Affäre voller Streit und Versöhnung, mit Wutanfällen, Ultimaten und Erklärungen unsterblicher Hingabe, ein Wirbelsturm ständig wechselnder Gefühle. Doch am Ende hatte ihre Mutter Sicherheit und Geborgenheit den Vorzug vor Stürmen und Abenteuern gegeben und einen Mann namens George Fraser geheiratet, einen Mann, dessen Name alles sagte. Er war unkompliziert und direkt und vernünftiger, als gut für ihn war.

In vielerlei Hinsicht ein Mann wie Peter, musste Marcy widerwillig zugeben. Beide Männer hatten nie geahnt, was auf sie zukam.

Marcy stopfte die Fotos zurück in den Umschlag und legte ihn wieder in den Safe. Dann schnappte sie Mantel und Handtasche und verließ ihr Zimmer. In dem großen Spiegel neben den Aufzügen sah sie sich unvermittelt mit ihrem eigenen Bild konfrontiert, aus dem die Gesichter ihrer Mutter und ihrer Tochter sie vorwurfsvoll anstarrten. »Es tut mir so leid«, flüsterte sie, als die Fahrstuhltür aufging. Die stilvolle Hotelhalle war von prachtvollen, stuckverzierten Marmorsäulen gesäumt. Eine Wand war komplett verspiegelt. Marcy ging zum Empfang, begleitet von den Spiegelungen ihrer Tochter und Mutter, die jeden ihrer Schritte nachahmten.

»Wo kann ich hier ein Auto mieten?«, fragte sie eine Frau mittleren Alters, die an der Rezeption saß. Sie hatte ihr glattes schwarzes Haar zu einem Dutt nach hinten gebunden.

»Oh, ich würde Ihnen nicht raten, sich in Dublin einen Wagen zu mieten«, sagte die Frau, laut Namensschild eine Lynette, fröhlich mit breitem irischem Akzent. »In der Stadt kommt man ohne viel besser voran.«

»Ich dachte daran, einen Ausflug aufs Land zu machen.«

»Sind Sie schon mal in Irland Auto gefahren?«

»Nein, aber ...«

»Die Straßen sind ein bisschen tückisch, vor allem für Leute, die es gewöhnt sind, auf der anderen Seite zu fahren.«

Marcy lächelte, bemüht, sich von den Bedenken der Frau nicht kränken zu lassen. Es muss an meinen Haaren liegen, dachte sie. Wenn ich glattes, pflegeleichtes Haar wie sie hätte, würde sie meine Kompetenz garantiert nicht anzweifeln. »Ich bin sicher, ich komme zurecht.«

Lynette lächelte höflich und gab Marcy einen Stadtplan, auf dem sie mit einem großen roten Kreis die Gegend markierte, in der die meisten großen Autoverleiher ihre Büros hatten. »Schade, dass Sie nicht im Voraus einen Mietwagen gebucht haben«, meinte sie. »Das wäre viel billiger gewesen.«

Marcy nahm den Stadtplan entgegen und entschied, das kurze Stück zu laufen, um den Papierkram noch heute Abend zu erledigen, damit sie am Morgen sofort nach Cork aufbrechen konnte.

»Um diese Uhrzeit sind natürlich alle geschlossen«, sagte Lynette.

»Stimmt.« Nun musste sie einen wertvollen Teil des Vormittags mit der Anmietung des Wagens verschwenden. So viel zum Thema im Voraus planen. Ihr Magen knurrte, wie um ihr Missvergnügen zu unterstreichen. »Kennen Sie zufällig ein nettes Restaurant in der Gegend, nicht zu schick ...?«

»Es gibt das Flannery's in der O'Connell Street. Das Essen ist gut. Einfach, aber gut.« Lynette nahm Marcy den Stadtplan aus der Hand und markierte die Stelle.

»Danke. Das probier ich mal.« Marcy ging durch die Lobby, als sie eine inzwischen vertraute Stimme hörte, die ihren Namen rief. Was machte er hier, fragte sie sich und strebte, als hätte sie ihn nicht gehört, zur Eingangstür.

»Marcy?«, rief er noch einmal.

Sie fuhr so überraschend herum, dass seine Hand, die er offenbar ausgestreckt hatte, um nach ihrem Ellbogen zu fassen, ihre Brust streifte. Die Berührung sandte einen Stromstoß durch ihren ganzen Körper. Es war lange her, dass irgendjemand ihre Brust berührt hatte, wie unabsichtlich auch immer. Zum Ende ihrer Ehe hatte Peter es nicht einmal mehr versucht. Als Devon gegangen war, hatte sie jede Intimität, die noch zwischen ihnen bestand, mit sich genommen.

»Vic«, begrüßte Marcy ihn und bemerkte, dass er nach Seife roch und sich in der knappen Stunde, die sie ihn nicht gesehen hatte, auch umgezogen hatte. Er trug einen schwarzen Rollkragenpullover, der das intensive Blau seiner Augen betonte.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie in diesem Hotel wohnen.«

»Tue ich auch nicht. Ich bin im Morgan, ein Stück die Straße hinunter.«

»Warum sind Sie dann hier?«, hörte Marcy sich fragen.

Er lachte. »Stimmt. Das hätte ich fast vergessen. Sie sind ja nicht so für Smalltalk.«

»Tut mir leid. Ich wollte nicht unhöflich sein. Sie haben mich bloß überrascht.« Sie haben meine Brust berührt, dachte sie, bestürzt, dass ihre Haut immer noch kribbelte. »Ich habe nicht damit gerechnet, Sie wiederzusehen. Woher wussten Sie, wo Sie mich finden?«

»Der Bus hat Sie vor diesem Hotel abgesetzt«, meint Vic achselzuckend. »Nicht gerade Sherlock Holmes.«

Natürlich, dachte Marcy und erinnerte sich, dass sie so eilig ausgestiegen war, dass sie sich nicht einmal verabschiedet hatte.

»Ich dachte, ich geh das Risiko ein, dass Sie zum Essen noch frei sind«, fuhr er fort.

»Sie wollen mit mir essen gehen?«

»Ich habe versucht, Sie auf Ihrem Zimmer anzurufen, aber da hab ich nur den Anrufbeantworter erreicht, deshalb dachte ich mir, ich schau mal vorbei.«

»Sie wollen mich einladen?«

»Tut mir leid, wenn ich nicht besonders gut in solchen Sachen bin. Ich hatte in letzter Zeit nicht viel Übung.«

»Ich kann nicht«, sagte Marcy.

»Haben Sie schon was anderes vor?«

»Nein.«

»Oh. Oh«, sagte er. »Verzeihung. Ich wollte Sie nicht behelligen.«

»Es ist nur ... ich bin ein Wrack«, erklärte Marcy unaufgefordert. »Ich meine, schauen Sie mich an. Ich bin weder geduscht noch umgezogen. Meine Frisur ist eine Katastrophe.«

»Sie sehen hinreißend aus.«

Marcy atmete tief aus. Wann war ein Mann zum letzten Mal so nett zu ihr gewesen? Wann war *irgendjemand* zum letzten Mal nett zu ihr gewesen? »Ich kann nicht«, sagte sie noch einmal.

»Verstehe«, sagte er, was offenkundig nicht der Fall war.

»Ich glaube einfach nicht, dass ich Ihnen besonders gute Gesellschaft wäre.«

»Sie müssen es nicht erklären.«

»Ich habe mich noch gar nicht für Ihre Hilfe heute Nachmittag bedankt.«

»Nicht der Rede wert.« Er trat den Rückzug an.

»Vic«, hielt sie ihn auf und fragte sich, was sie jetzt wieder machte.

Er starrte sie erwartungsvoll an, als würde er sich genau das Gleiche fragen.

»Ich habe gehört, es gibt ein sehr nettes Restaurant in der O'Connell Street. Gutes Essen. Nicht schick, aber gut.«

»Wollen Sie *mich* jetzt etwa einladen?«, fragte er lächelnd.

»Tut mir leid, wenn ich nicht besonders gut in solchen Sachen bin«, zitierte sie ihn.

»Im Gegenteil. Sie machen das ganz prima. Klingt wunderbar.«

»Geben Sie mir ein paar Minuten zum Duschen und Umziehen?«

»Solange Sie es sich nicht wieder anders überlegen.«

»Bestimmt nicht.«

»Dann warte ich hier.«

KAPITEL VIER

»Ich glaube, ich probiere den Shepherd's Pie.« Marcy klappte die unhandliche Speisekarte zu und gab sie dem Kellner. Er war groß, hatte eine Glatze und trug eine weiße Schürze über einer dünnen schwarzen Hose.

»Klingt gut«, sagte Vic. »Das nehme ich auch. Und vorneweg ein Glas irischen Whiskey.« Er lächelte Marcy erwartungsvoll an.

»Ach, was soll's? Warum nicht?«, sagte Marcy, obwohl sie nie viel Alkohol getrunken hatte. Schließlich hatte sie allen Grund zu feiern. Sie hatte Devon gesehen, ihre tot geglaubte Tochter war quicklebendig. So unglaublich es erscheinen mochte – so unglaublich es Peter und Judith *erschien* –, Devon lebte keine drei Stunden Fahrt von hier entfernt. Morgen früh wollte Marcy sich ein Auto mieten und nach Cork zurückfahren. Es war eine relativ kleine Stadt. Sie sollte nicht allzu lange brauchen, um ihre Tochter zu finden. Und es spielte auch keine Rolle, wie lange es dauerte. Sie würde so lange bleiben, wie es nötig war. Marcy hatte nicht die Absicht, Cork ohne ihre Tochter wieder zu verlassen.

»Wie nennt man es hier? Das Wasser des Lebens?«, fragte Vic und lieferte die Antwort gleich mit.

»Was?«

»Die Iren nennen ihren Whiskey das Wasser des Lebens.«

»Die Iren haben eine schöne Art, die Welt zu betrachten.«

»Apropos schön«, sagte Vic, »habe ich schon gesagt, dass Sie wunderschön aussehen?«

»Ja, ich glaube schon. Vielen Dank. Noch einmal.« Marcy nestelte verlegen am Kragen ihrer Baumwollbluse und fragte sich, ob sie den obersten Knopf hätte schließen sollen. Sie hatte ihren Koffer noch einmal auspacken müssen, um an die graue Hose und die weiße Bluse heranzukommen, nicht zu erwähnen die frische Unterwäsche und die hochhackigen Schuhe, aber in der frischen Kleidung fühlte sie sich besser. Sogar ihr Haar wirkte irgendwie gebändigter.

Der Kellner kam mit ihren Drinks.

»Auf einen Urlaub, der jeden Tag besser wird«, sagte Vic, hob sein Glas und stieß mit ihr an.

»Darauf trinke ich.« Marcy trank einen Schluck und spürte, wie die Flüssigkeit in der Kehle brannte. »Wow. Das ist ziemlich starkes Zeug.«

»Aber gut.«

»Es wird mit jedem Schluck besser.« Sie sah sich in dem lauten, hell erleuchteten Restaurant um. Es war ein wenig förmlicher als das Pub, das sie in Cork gemeinsam besucht hatten, aber nicht viel. Eine Bar in der Mitte beherrschte den Raum. Darum saßen oder standen etwa dreißig Leute, die anscheinend alle gleichzeitig redeten und, was immer sie sagten, gestenreich unterstrichen. Um die Bar herum standen kleine Eichentische, die alle besetzt waren. Es gab keinen

einzigsten freien Platz mehr in dem Lokal. Sie hatten Glück gehabt, noch einen zu erwischen.

»Und was halten Sie von dem ›Stiletto in the Ghetto?‹«, fragte Vic.

Hatte Marcy ihn richtig verstanden? Sie wollte ihren Schweinkram-Fauxpas nicht wiederholen. »Was?«

»Der Spire«, sagte er und fügte, als auch das keine Reaktion hervorrief, hinzu:

»Das Monument, an dem wir unterwegs vorbeigekommen sind? Die hohe Metallnadel mitten auf der Straße?«, erläuterte er weiter. »Sie wurde als Ersatz für die von den Engländern errichtete Nelson-Säule aufgestellt, die von der IRA in die Luft gesprengt wurde. Sie ist kaum zu übersehen. Ist Ihnen nicht aufgefallen, was?«, sagte er.

»Ich war wohl ziemlich darauf konzentriert, dieses Lokal zu finden.«

»Ist offenbar eine Angewohnheit von Ihnen. Sich darauf zu konzentrieren, etwas zu finden«, fügte er erklärend hinzu, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Marcy hatte auch so begriffen, dass er sich auf die Ereignisse vom Nachmittag bezog.

»Sie haben es ›Stiletto in the Ghetto‹ genannt?«, steuerte sie das Gespräch zurück auf sicheren Boden.

»Besser bekannt auch als ›The Spike‹. Die Iren geben ihren öffentlichen Denkmälern offenbar gern extravagante Spitznamen. Erinnern Sie sich an Molly Malone?«

»Die ihre Schubkarre durch die breiten und engen Straßen der Stadt geschoben hat?«

»Genau die. Ihre Statue an der Ecke Grafton und Nassau Street hat wohl ordentlich Holz vor der Hütte, sodass die Einheimischen sie ›the Tart with the Cart‹ nennen.«

»Nett.« Das Flittchen mit dem Karren? Sie hätte die Bluse unbedingt bis oben zuknöpfen sollen.

»In derselben Straße gab es direkt gegenüber der Post noch ›the Floozy in the Jacuzzi‹, aber diese ›Schlampe im Whirlpool‹ war offenbar extrem hässlich. Alle haben sie gehasst, also wurde sie abgerissen.«

»Das heißt, die Iren mögen Flittchen, stehen aber nicht so auf Schlamphen.«

Vic lachte. »Am besten gefällt mir das Denkmal für einen von Irlands größten Patrioten, Wolfe Tone.«

Marcy kniff die Augen zusammen. Sie hatte noch nie von Wolfe Tone gehört. Es gab so viel, das sie nicht wusste.

»Waren Sie schon im St. Stephen's Green?«, fragte Vic.

Marcy schüttelte den Kopf und leerte ihr Glas mit einem langen Schluck. Sie wusste ehrlich gesagt nicht, ob sie schon im St. Stephen's Green gewesen war oder nicht. Seit ihrer Ankunft in Dublin vor fünf Tagen hatte sie kaum etwas anderes getan, als benommen in der Stadt herumzulaufen. Der Ausflug heute war ihre erste richtige Unternehmung gewesen.

»Nun, am nördlichen Ende des Parks finden Sie einen Halbkreis aus primitiv

anmutenden Steinsäulen zu Ehren Tones«, sagte Vic. »Die Einheimischen nennen ihn ›Tonehenge‹«

Nun war es an Marcy zu lachen.

»Ich zeige es Ihnen gern. Wenn Sie morgen Zeit haben ...«

»Nein.«

Enttäuschung flackerte in seinem Blick auf, was er mit einem raschen Lächeln überspielte. »Haben Sie einen weiteren Ausflug gebucht?«

»Nein. Ich glaube, mit Gruppenausflügen bin ich fürs Erste durch.«

»So geht's mir auch.«

»Ich habe für morgen schon was anderes vor«, fühlte Marcy sich zu einer Erklärung verpflichtet.

»Nun, sollten Sie zufällig ein wenig freie Zeit übrig haben, rufen Sie mich gerne an.« Vic griff in die Tasche, zückte eine Visitenkarte und gab sie ihr. »Ich habe die Firma verkauft, aber meine Handynummer behalten.«

Marcy steckte die Karte in ihre Handtasche, ohne sie anzusehen. »Ich reise ehrlich gesagt morgen ab.«

»Oh, tut mir leid, das zu hören. Wohin geht's denn?«

»Ich treffe mich für ein paar Tage mit meiner Schwester in Paris«, log sie, weil ihr das leichter erschien.

»Paris ist eine wunderschöne Stadt.«

»Ja, das stimmt.«

»Dort habe ich meine Reise vor ein paar Wochen begonnen. Paris, dann London«, führte er unaufgefordert aus. »Dann Schottland. Jetzt hier. Nächste Station ist Italien.«

»Das ist aber eine ganz schöne Tour.«

»Nun, ich möchte das Dorf besuchen, in dem mein Urgroßvater geboren wurde, und ich dachte mir, wenn ich zu lange warte, schaffe ich es vielleicht nicht mehr.«

Er machte eine Pause, als wartete er, dass sie die logische Anschlussfrage stellte, und fuhr dann, als sie das nicht tat, fort: »Mein Vater ist mit neunundfünfzig an einem Herzinfarkt gestorben, meine Mutter mit zweiundsechzig an Krebs, meine erste Frau mit dreißig ebenfalls an Krebs. Ich bin gerade siebenundfünfzig geworden. Da dachte ich mir, vielleicht habe ich nicht mehr allzu viel Zeit übrig.« Marcy nickte und hielt ihr Glas hoch. »Meinen Sie, dass wir in diesem Fall noch einen von denen bekommen könnten?«

»Oh, ich denke, das lässt sich einrichten.« Er machte dem Kellner ein Zeichen, eine weitere Runde zu bringen. »Und vielen Dank.«

»Wofür?«

»Die meisten halten mich für bescheuert, wenn ich Ihnen meine Lebensphilosophie erkläre. Oder meine Todesphilosophie, besser gesagt.«

»Sie klingt durchaus logisch, finde ich.«

»Klingt so, als hätten Sie auch einen geliebten Mensch zu jung verloren.«

»Also, mein Vater war ehrlich gesagt fast achtzig, als er gestorben ist.«

»Und Ihre Mutter?«

Marcy streckte dem nahenden Kellner die Hand entgegen und lächelte, als sie das Gewicht des Glasses darin spürte. »Sechsundvierzig.« Sie trank einen Schluck. »Sie sagten, Ihre erste Frau. Wie viele gab es denn?«

Vic lächelte. »Nur zwei.«

»Was ist mit der zweiten passiert?«

»Wir haben uns vor einem Jahr scheiden lassen.«

»Das tut mir leid.«

»Das muss Ihnen nicht leidtun. Es war von Anfang an eine Katastrophe.«

Marcy trank einen weiteren Schluck von ihrem Whiskey und wartete, dass er weitersprach.

»Mit meiner ersten Frau war ich fast dreiunddreißig Jahre verheiratet«, tat er ihr den Gefallen. »Sie war meine Highschool-Liebe. Wir haben direkt nach dem College geheiratet. Wir waren das typische amerikanische Durchschnittspaar. Und dann waren wir eine typische amerikanische Durchschnittsfamilie mit drei Söhnen, einem Haus in Lake Forest samt Garage für vier Autos und alles, was man sich sonst noch wünschen kann. Und dann meinte Kathy eines Tages, dass sie sich irgendwie komisch fühlen würde – das waren ihre genauen Worte, sie fühlte sich irgendwie komisch. Wir gingen zum Arzt, er sagte, sie hätte Bauchspeicheldrüsenkrebs, und drei Monate später war sie tot.«

Marcy ließ ihr Glas sinken und starrte auf den Tisch.

»Und ich war wie in einem Taumel. Schlimmer. Ich war total von der Rolle. Ich meine, Kathy war die Eine für mich, verstehen Sie? Ich war nie mit einer anderen Frau zusammen gewesen. Und plötzlich war ich allein. Ich hatte natürlich noch meine Söhne, aber die mussten sich um ihr eigenes Leben kümmern. David und Mark sind verheiratet mit kleinen Kindern, und Tony ist dreiundzwanzig und macht gerade sein Examen in Musik. Sie hatten genug eigene Sorgen. Und ich hab mich aufgeführt wie ein völlig Verrückter. Erst hab ich mich zu Hause verkrochen und mich geweigert, irgendwo hinzugehen, dann bin ich durch die Stadt gezogen, die ganze Nacht weggeblieben und hab alles ins Bett gezerrt, was sich bewegte. Ich meine, plötzlich war ich wieder zu haben, richtig? Und ich hab auch keine unansehnlichen Warzen oder Hautausschläge, sodass all diese Frauen sich mir im Prinzip vor die Füße geworfen haben.«

»Schlampen in Whirlpools«, sagte Marcy, blickte auf und sah erleichtert, dass Vic lächelte.

»Tony hat sie die ›Busen-Brigade‹ genannt.«

Marcy lachte.

»Jedenfalls habe ich dann eines Tages beschlossen, dass es Zeit wurde, das Haus zu verkaufen. Ich meine, Kathy und ich hatten schon seit Jahren darüber gesprochen. Die Kids waren mehr oder weniger selbstständig, wofür brauchten wir ein so

großes Haus, die üblichen Diskussionen halt. Und nach Kathys Tod hauste ich allein in sieben leeren Zimmern. Es war an der Zeit, nach vorne zu schauen.«

»Raten einem Experten nicht, dass man bis mindestens ein Jahr nach dem Tod eines Ehepartners keine weitreichenden Entscheidungen treffen sollte?«

»Wenn nicht, sollten sie es jedenfalls tun. Aber es ist schwer, auf die Stimme der Vernunft zu hören, wenn man gerade völlig irrational reagiert. Und Makler sind auch keine Freunde längeren Nachdenkens.«

»Das heißt, Sie haben Ihr Haus verkauft?«

»Nein. Ich habe meine Immobilienmaklerin geheiratet.«

»Was?«

»Ja, Sie haben richtig gehört. Der gute, alte, verlässliche und vormals vernünftige Vic Sorvino hat Hals über Kopf eine Frau geheiratet, die fünfundzwanzig Jahre jünger war als er, eine Frau, die er kaum drei Monate kannte, kein halbes Jahr, nachdem seine geliebte Frau verstorben war. Er ist nach Las Vegas geflogen, ohne jemandem davon zu erzählen oder auch nur einen Ehevertrag abzuschließen, und die Ehe war ein totales Fiasko von dem Augenblick an, in dem er ›Ich will‹ gesagt hat und sie im Grunde ›Ich nicht, zumindest nicht mit dir‹. Ein halbes Jahr später haben wir uns auf eine Scheidung verständigt, und sie hat unter anderem das Haus bekommen, was sie jetzt übrigens wieder zum Verkauf anbietet.«

»Was Makler nicht alles machen, um einen Abschluss zu kriegen.« Jeder hatte eine Geschichte, staunte Marcy über das eben Gehörte.

»Trauer lässt uns seltsame Dinge tun«, sagte er.

Marcy stimmte ihm stumm zu. »Tut mir leid. Ich wollte nicht flapsig sein. Geht es Ihnen jetzt besser?«

»Sagen wir, ich erhole mich allmählich. Es ist wie bei einem Alkoholiker, nehme ich an. Ich glaube nicht, dass wir den Tod eines geliebten Menschen je ganz verwinden. Wir lernen nur, mit seiner Abwesenheit zu leben.«

»Tun wir das?«

»Haben wir eine andere Wahl?«

Marcy wandte den Kopf und sah erleichtert, dass der Kellner mit ihrem Essen kam.

»Vorsicht, heiß«, sagte er, als er ihre Teller auf den Tisch stellte.

»Sieht gut aus«, sagte Vic und atmete den aufsteigenden Dampf ein.

Marcy machte sich sofort über ihren Shepherd's Pie her. »Köstlich«, sagte sie.

»Ich glaube, ich sollte mich entschuldigen«, sagte Vic.

»Wofür?«

»Dafür, dass ich die Unterhaltung den ganzen Abend allein bestreite.«

»Es war faszinierend.«

Vic zuckte die Achseln. »Erzählen Sie mir mehr von sich.«

»Da gibt's nicht viel zu erzählen. Mein Mann hat mich für eine der Golflehrerinnen aus unserem Country Club verlassen. Sie hatte ein niedrigeres Handicap als ich«, fügte sie hinzu und spürte, wie ihr bemühtes Lächeln gefährlich um ihre Lippen

zitterte.

»Wie lange waren Sie verheiratet?«, fragte Vic.

»Fast fünfundzwanzig Jahre. Diese Reise sollte unsere zweite Hochzeitsreise werden. Das hat wohl nicht so recht geklappt.«

»Also sind Sie alleine gekommen. Das ist sehr ...«

»Dumm?«

»Ich wollte sagen ›mutig‹.«

»Ich glaube, das ist ein Wort, mit dem mich nicht allzu viele Menschen beschreiben würden.«

»Dann ist es verwunderlich, wie sehr sich die Menschen irren können.«

»Ja«, stimmte Marcy ihm zu. Es *war* verwunderlich, wie sehr sich die Menschen irren konnten.

»Haben Sie Kinder?«, fragte er.

»Ja. Zwei.«

»Jungen? Mädchen?«

»Eins von beidem. Darren ist neunzehn, ein großer, hübscher Junge. Er möchte vielleicht Zahnmedizin studieren, genau wie sein Vater. In diesem Sommer arbeitet er als Betreuer in einem Feriencamp.«

»Klingt nett. Und Ihre Tochter? Was macht die so?«

»Devon ist einundzwanzig oder nein, eigentlich wäre sie jetzt fast dreiundzwanzig«, verbesserte Marcy sich sofort.

Vic legte den Kopf zur Seite und überspielte seine offensichtliche Verwirrung.

»Devon ist das Mädchen, das Sie heute Nachmittag zu sehen geglaubt haben?«

»Ich *habe* sie gesehen.«

»Ihre Tochter ist hier in Irland?« Diesmal gab er sich keine Mühe mehr, seine Verwirrung zu überspielen.

»Sie reist den Sommer über durch Europa«, sagte Marcy. »Ich wusste nicht, dass wir beide gleichzeitig hier sein würden, bis ich sie heute Nachmittag gesehen habe. Ich nehme an, sie hat ihre Pläne in letzter Minute geändert. Das war gelogen«, fügte sie im nächsten Atemzug hinzu.

»Das dachte ich mir schon.«

»Tut mir leid.«

»Schon gut. Sie schulden mir keine Erklärung.«

»Meine Tochter ist angeblich vor zwei Jahren bei einem Kanuunfall ums Leben gekommen«, sagte Marcy und sah, wie Vic die Stirn runzelte und die Augen zusammenkniff. »Vor einundzwanzig Monaten, um genau zu sein. Aber man hat ihre Leiche nie gefunden. Und ich weiß, ich weiß, dass sie noch lebt, dass sie ihren Tod aus irgendeinem Grund nur vorgetäuscht hat.«

»Warum sollte sie das getan haben?«, fragte Vic wie Peter vorhin.

»Um auszusteigen. Ein neues Leben anzufangen. Ganz von vorne zu beginnen.«

»Warum sollte sie sich ein neues Leben wünschen?«

»Weil sie so unglücklich war. Weil sie irgendwelchen Ärger hatte ... tut mir leid. Können wir bitte nicht über dieses Thema reden?«

»Wir machen das, was Sie wollen.«

»Alle sind so fest davon überzeugt, dass sie tot ist«, fuhr sie trotzdem fort, weil sie nicht anders konnte. »Aber ich weiß, was ich gesehen habe. Ich habe meine Tochter gesehen. Sie halten mich für verrückt, oder?«

»Ich glaube, eine Mutter kennt ihr eigenes Kind.«

Erleichterung durchströmte Marcy, wohltuend wie eine kühle Brise auf ihren erhitzten Wangen. »Sie sind wirklich nett«, sagte sie.

»Und Sie hatten einen sehr ereignisreichen Tag. Kommen Sie. Essen Sie auf. Ich bringe Sie zurück zu Ihrem Hotel.«

Marcy streckte den Arm aus und nahm Vics Hand in ihre. »Ich habe eine bessere Idee«, sagte sie.

KAPITEL FÜNF

In einem hatte ihre Schwester recht, dachte Marcy, richtete sich im Bett auf und blickte in der Dunkelheit auf den Mann, der neben ihr leise schnarchte: Sex war wie Fahrradfahren. Wenn man einmal wusste, wie es ging, verlernte man es nie wieder, egal wie lange man es nicht gemacht hatte. Und es spielte auch keine Rolle, was für ein Fahrrad es war oder wie viele Gänge und andere Ausstattungsdetails mit den Jahren hinzugekommen waren. Die grundlegende Mechanik blieb immer dieselbe: Man stieg auf, trat in die Pedale und stieg wieder ab.

Ihre Schwester musste es schließlich wissen. Wie Judith selbst zugegeben hatte, war sie auf vielen Fahrrädern gefahren.

Marcy stieg aus dem Bett und ging zum Fenster mit Blick auf die Fleet Street. Sie war still, obwohl um zwei Uhr nachts immer noch Leute unterwegs waren. Das angesagte Temple-Bar-Viertel machte laut Vic nie wirklich dicht. Er hatte sie auf mehrere leicht bekleidete Schönheiten hingewiesen, die an der bevölkerten Bar des superschicken Hotels wie Nerzstolen um die Schultern irgendwelcher Musikindustrie-Bosse hingen.

Marcy hatte vorgeschlagen, auf sein Zimmer zu gehen.

»Bist du sicher?«, hatte er sie gefragt, als sie die elegant minimalistisch eingerichtete Halle seines Hotels betreten hatten.

»Ja.«

Sie hatten einander schnell und routiniert entkleidet und locker und unverkrampft miteinander geschlafen. Und mehr als einmal, dachte sie, als sie jetzt das angenehme Kribbeln zwischen ihren Beinen spürte. Wann hatten sie und Peter zuletzt mehrmals in einer Nacht miteinander geschlafen? Seit mindestens zehn Jahren nicht, dachte sie und korrigierte das eilig auf zwanzig.

Sie schlüpfte in ihre Bluse, die über einem Stuhl in der Nähe des Bettes hing. Die weiche Baumwolle reizte ihre Brustwarze wie eine Erinnerung an Vics Berührung. Anfangs hatte sie gedacht, es müsse seltsam sein, sich von den Händen eines anderen Mannes an intimen Stellen erkunden zu lassen. Nach fast einem Vierteljahrhundert mit demselben Mann war sie daran gewöhnt, Dinge auf eine gewisse Weise zu tun, an eine klar festgelegte Reihenfolge, was wann und wie lange wohin kam. Mit Peter hatte sich längst ein fester Rhythmus herausgebildet – befriedigend und angenehm, wenn auch nicht mehr schrecklich aufregend. Aber trotzdem gut, hatte sie immer gedacht. Vertraut. Verlässlich.

Sie hatte jedenfalls nicht den Wunsch verspürt, etwas zu verändern.

Und dann, an einem strahlenden Oktobermorgen – die Luft war kalt, die Blätter an den Bäumen am Ufer leuchteten in einer prachtvollen Farbpalette von Rot über Orange bis Gold – war Devon mit ihrem Kanu auf die Georgsbucht gepaddelt, und danach war nichts mehr wie vorher.

Marcy versuchte die Gedanken an Devon abzuschütteln und sah sich in dem

sparsam, in verschiedenen neutralen Farbtönen dekorierten Zimmer um: cremefarbene Wände, weiße Laken, helle Buchenmöbel. Knallige Farbtupfer setzten nur die prallen Gemälde irischer Künstler an der Wand über dem Bett und der Wand gegenüber. Insgesamt wirkte der Raum gleichzeitig dezent und verschwenderisch, eine berauschende Mischung aus altmodischer Zurückhaltung und moderner Dekadenz.

So ähnlich wie der Mann, der, ein weißes Laken träge um seinen noch immer schlanken Leib gewickelt, auf dem Rücken in dem französischen Bett lag und leise schnarchte. Marcy beobachtete, wie sich Vics Brust im Schlaf gleichmäßig hob und wieder senkte. Sie mochte eine behaarte Brust bei einem Mann und hatte nie wirklich begriffen, was die Frauen heutzutage so attraktiv an Typen fanden, die bis zur Gefährdung der eigenen Gesundheit gewachst und rasiert waren. Eine behaarte Brust war wie ein englischer Garten, wild und vage chaotisch, aber kräftig und unverwüstlich. Eine behaarte Brust hatte einfach etwas beruhigend Erwachsenes, dachte sie und setzte sich wieder auf die Bettkante.

Allerdings unterschied sich ihre Vorstellung von Sexappeal in vielen Aspekten von der anderer Frauen. So war sie zum Beispiel kein großer Fan von Muskeln. Ein Paar kräftige Bizepse machten sie eher nervös als erregt. Genauso wie Männer in Uniformen jedweder Art, einschließlich des Briefträgers. *Du bist schlimmer als mein Pudel*, hatte Judith geschimpft. Und wie viele Frauen konnten von sich behaupten, dass sie das Schnarchen eines Mannes wirklich mochten? Wie viele Frauen hörten in dem Geräusch nicht nur Trost, sondern eine Bestätigung des Lebens an sich? Als Kind war sie während der unerklärten längeren Abwesenheiten ihrer Mutter manchmal nachts ins Schlafzimmer ihrer Eltern geschlichen, hatte sich vor dem Bett auf den Boden gelegt und sich von dem gewaltigen Schnarchen ihres Vaters erfüllen lassen, das in dem Zimmer widerhallte wie ein Wiegenlied. Es versicherte sie seiner andauernden Gegenwart, während sie sich widerwillig dem Schlaf ergab.

Peter schnarchte nie, behauptete jedoch, dass *sie* schnarchte. »Warum musst du auch auf dem Rücken liegen?«, hatte er vorwurfsvoll gefragt, als ob sie mit Absicht schnarchen würde, um ihn zu ärgern. Und im Laufe der Jahre waren dann immer mehr Ärgernisse hinzugekommen: »Musst du so herumwühlen?« »Weißt du, dass du im Schlaf sprichst?« »Kannst du nicht einfach mal stillliegen?« Bis sie eines Morgens etwa ein Jahr nach Devons Unfall aufwachte, Peters Seite des Betts leer und ihren Mann schlafend im Gästezimmer vorfand.

Er war nie ins gemeinsame Schlafzimmer zurückgekehrt.

Fünf Monate später war er ganz ausgezogen.

Er hatte nur seine Kleidung und die Golfschläger mitgenommen.

Seufzend streckte Marcy die Hand aus, um über Vics Wange zu streichen, zog sie jedoch im letzten Moment zurück und legte sie in ihren Schoß. Was um alles in der Welt hatte sie geritten, mit einem Mann zu schlafen, den sie kaum kannte, einem

Mann, den sie in einem Bus kennengelernt hatte, Himmel noch mal, einem Mann, der auch nach der Scheidung von seiner zweiten Frau noch den Tod seiner ersten betrauerte? Die *Trauer lässt uns seltsame Dinge tun*, hatte er gesagt.

War es Trauer, die sie in sein Bett gelockt hatte?

Oder war es Dankbarkeit?

Ich glaube, eine Mutter kennt ihr eigenes Kind, hatte er gesagt, und sie musste sich regelrecht zurückhalten, um nicht auf seinen Schoß zu krabbeln und sein Gesicht mit Küssen zu bedecken. Ja, vielen Dank, du glaubst mir!

Endlich glaubte ihr jemand.

War das alles, was es brauchte?

Oder war es Hoffnung, die sie hierhergeführt hatte. Hoffnung, dererwegen sie sich von einem praktisch Fremden hatte entkleiden und streicheln lassen, Hoffnung, dererwegen sie so bereitwillig auf seine Berührung reagiert hatte, Hoffnung, dass sie, weil Devon lebte, selber auch noch lebendig war, dass an jenem schrecklichen, kalten Oktobertag nicht zwei Menschen ertrunken waren, dass sie endlich das Wasser ausspucken konnte, das ihre Lungen schon viel zu lange füllte, dass sie ein- und ausatmen konnte, ohne zu spüren, wie sich ein Messer in ihre Brust bohrte. Devon lebte, und das bedeutete, dass Marcy eine zweite Chance bekommen hatte, eine Chance, es richtig zu machen, eine Chance, dass sie beide wieder glücklich wurden.

Waren sie je wirklich glücklich gewesen?

»Was ist los, Schätzchen?«, erinnerte sie sich, in einer Julinacht vor fast genau fünf Jahren gefragt zu haben. Die Nacht, in der alles anders geworden war. Die Nacht, in der sie aufhören musste, so zu tun, als wären sie eine ganz normale Familie und alles würde gut werden.

Es war nach Mitternacht. Devon war mit Freunden feiern gewesen. Marcy lag im Bett, Peter schlief neben ihr. Sie war ein paarmal kurz eingedöst, konnte jedoch nie richtig einschlafen, ehe sie wusste, dass Devon sicher zu Hause war. Und nun wartete sie darauf, dass ihre Tochter im Flur vorbeischlich und vielleicht den Kopf hereinsteckte, um zu sehen, ob ihre Mutter noch wach war, und ihr einen Gutenachtkuss zu geben. Stattdessen hörte Marcy sie in der Küche hantieren, wo Devon rastlos Schranktüren öffnete und wieder schloss. Auf und zu, auf und zu. Eine nach der anderen. Auf und zu, auf und zu.

Dann ein Klinnen, das Geräusch von splitterndem Glas.

Marcy war aus dem Bett gesprungen, hatte einen Bademantel übergeworfen und war aus dem Schlafzimmer gerannt, während sie sich einredete, dass sie übertrieben reagierte und es keinen Grund zur Besorgnis gab. Devon hatte Hunger, sie hatte einen Snack gesucht und im Dunkeln irgendwas umgestoßen. Es war ein Unfall. Wahrscheinlich hockte sie schon auf allen Vieren, um die Scherben zusammenzukehren.

Aber als Marcy die Küche betreten hatte, stand Devon mit offenem Mund und

schlaffem Kinn stocksteif an den Granittresen gelehnt, die Augen ausdruckslos und voller Tränen.

»Was ist los, Schätzchen?«, hatte Marcy gefragt und war auf sie zugegangen.

»Nichts«, warnte Devon.

Marcy bemerkte die Glasscherben um Devons Füße und die Tulpen, die halb in, halb neben den Resten der zerbrochenen Vase lagen. Wasser war über Devons offene Sandalen gespritzt, ihr roter Nagellack glänzte feucht im Mondlicht. Sie hatte beide Hände zu Fäusten geballt, zwischen den Fingern quollen Körnchen hervor und rieselten zu Boden wie Schnee.

»Was ist das, Schätzchen?«, fragte Marcy, schaltete die Deckenlampe ein und sah eine Schachtel auf dem Tresen liegen. »Was machst du mit dem Salz?«

Statt zu antworten, hob Devon die Fäuste und begann, sich Salz in den Mund zu stopfen.

Marcy war sofort an ihrer Seite und riss Devons Hände herunter. »Devon, was um Himmels willen tust du? Hör auf. Davon wird dir schlecht.«

Devons Blick war unvermittelt klar geworden, als hätte sie ihre Mutter erst jetzt bemerkt. »Mom?«, fragte sie, öffnete die Hände und ließ das restliche Salz auf den Boden rieseln.

Marcy spürte den Regen winziger, harter Kristalle auf ihren nackten Füßen. »Ist alles in Ordnung?« Hektisch begann sie, ihrer Tochter die Haare aus dem Gesicht zu streichen und das Salz abzuwischen, das störrisch an ihren Lippen und ihrem Kinn klebte.

Devon blickte von ihrer Mutter zu Boden. »O Gott, es tut mir so leid!«

»Was ist denn, Schätzchen? Was ist passiert?«

»Ich weiß nicht. Ich wollte mir eine Tüte Kartoffelchips aus dem Schrank holen, und dann habe ich die Blumen gesehen. Man sagt doch, Rosen duften so gut, nicht wahr? Eigentlich sind es ja nur Tulpen, und die duften gar nicht. Jedenfalls habe ich dabei die Vase umgestoßen, und ich konnte die Kartoffelchips nicht finden. Erinnerst du dich an Vicki? Vicki Enquist? Sie ist echt groß, fast 1,80 Meter mit einer leicht schiefen Nase? Sie war in der siebten Klasse meine beste Freundin, erinnerst du dich an sie?«, sagte sie, alles in einem Atemzug.

Marcy wollte gerade antworten, dass sie sich nicht an eine Vicki Enquist erinnern und ob Devon bitte langsamer sprechen könne, sie würde völlig konfus reden, doch ihre Tochter war schon weiter.

»Ihre Mutter war eine berühmte Gärtnerin oder so was. Sie hatte eine eigene Fernsehshow oder so in Vancouver. Sie war jedenfalls heute Abend da. Vicki, meine ich, nicht ihre Mutter. Auf der Party bei Ashleigh. Und sie war so hübsch«, sagte Devon und brach unvermittelt in Tränen aus. »Ihre Nase sah überhaupt nicht schief aus. Und ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil wir sie immer gehänselt haben. Ich war wirklich gemein zu ihr, Mom.«

»Schätzchen, bitte. Du machst mir Angst. Warum setzen wir uns nicht?«

»Ich will mich nicht setzen. Ich will tanzen gehen.« Devon stellte sich auf die Zehenspitzen und drehte eine unbeholfene Pirouette. »Aber alle anderen wollen bloß rumsitzen und kiffen«, sagte sie, verlor das Gleichgewicht und taumelte in die Arme ihrer Mutter.

»Ist es das?«, fragte Marcy, hielt ihre Tochter eine Armlänge auf Abstand und zwang sie, ihr in die Augen zu sehen. »Hast du Drogen genommen, Devon?«

»Ich hab solchen Durst«, sagte Devon, ohne auf die Frage einzugehen, und löste sich aus Marcys Griff.

»Ich hol dir ein Glas Wasser.«

»Da ist Wasser auf dem Boden«, sagte Devon, als würde ihr das erst jetzt auffallen.

»Ich wisch es gleich weg.«

Devon sank unvermittelt auf die Knie und fing an, mit den Handflächen Wasser und Salz auf den großen hellbraunen Keramikfliesen hin und her zu schieben wie ein Kind, das gerade Fingerfarben entdeckt hatte.

»Devon, bitte, Schätzchen, sei vorsichtig mit den Scherben. Nein, nimm das nicht in den Mund. Lass mich dir bitte helfen.«

»Ich will nicht aufstehen.«

»Du musst dir von mir helfen lassen.« Marcy schaffte es, ihre Tochter auf die Füße zu zerren und auf einen der vier Küchenstühle zu bugsieren, die um den großen ovalen Kieferntisch standen. »Ich hol dir Wasser. Bitte, mein Baby. Sag mir, was du genommen hast.«

»Ich hab solchen Durst«, sagte Devon noch einmal. »Warum hab ich solchen Durst? Hab ich dir erzählt, dass Bobby Saunders heute Abend auch auf der Party war? Er ist jetzt ein berühmter Eishockeyspieler oder so. Ich glaube, er spielt bei den Maple Leafs. Alle Mädchen sind ganz verrückt nach ihm, obwohl ich ihn eigentlich nicht so toll finde. Ich finde, er sieht irgendwie dumm aus. Er hat ein breites schräges Grinsen, und ihm fehlen ein paar Zähne. Jedenfalls hat er alle Mädchen angemacht und Sachen gesagt wie: ›Glaubst du, wir haben heute Nacht Sex?‹ Dabei hat er angeblich eine total schöne Verlobte, sie ist irgendein Supermodel. Es war widerlich. Weißt du überhaupt, über wen ich rede? Du hast keine Ahnung vom Eishockey. Ich wette, Dad würde ihn kennen. Dad interessiert sich sehr für Sport.« Sie fing wieder an zu weinen.

Marcys Hände zitterten, als sie ans Waschbecken trat und Devon ein Glas mit Wasser füllte, dankbar für das Rauschen, das Devons verrücktes Geplapper für einen Moment übertönte.

»Devon«, sagte sie, als sie den Hahn zudrehte und sich umdrehte. Aber Devon saß nicht mehr auf dem Stuhl. Sie lag zusammengerollt auf dem Boden, die Knie fest an ihr blaues T-Shirt gedrückt, das Gesicht halb vergraben in einem Haufen feuchten Salz, eine große Scherbe nur Zentimeter von ihrem Auge entfernt an die Wange gepresst. »Devon?«, sagte Marcy noch einmal, irgendwo zwischen Schluchzen und Flüstern.

Sie sank neben ihrer Tochter auf die Knie und schrie leise auf, als sich eine Scherbe in ihre Haut bohrte. Im selben Moment hörte sie den leisen Seufzer, der über Devons Lippen kam, und erkannte, dass ihre Tochter eingeschlafen war. Fest eingeschlafen, wie sie merkte, als sie versuchte, sie wachzurütteln.

Marcy überlegte, Peter zu wecken, ließ es dann aber. Warum sollten sie mitten in der Nacht beide auf sein? Sie brauchte fünfzehn Minuten, um Devon aus der Küche durch den Flur in ihr Zimmer zu bewegen, weitere zwanzig, um sie auszuziehen und zu waschen, fünf, um sie in ihr Bett zu hieven und dann noch einmal weitere fünfzehn, um das Chaos in der Küche zu beseitigen. Als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, war Marcy schweißgebadet, und Blut floss in kleinen Zickzacklinien von ihrem Knie zu ihrem Knöchel. Sie duschte, klebte sich ein Pflaster aufs Knie und kehrte ins Bett zurück.

»Kannst du nicht stillliegen?«, murmelte Peter und drehte sich auf die andere Seite. »Warum sitzt du da?«, fragte Vic jetzt und suchte in dem dunklen Hotelzimmer ihren Blick. »Ist alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut.«

»Weinst du?«

Sofort wischte Marcy sich die Tränen aus den Augenwinkeln. »Nein. Natürlich nicht. Na ja ... ein bisschen vielleicht.«

Vic stützte sich auf die Ellbogen und griff nach ihrer Hand. »Tut es dir leid, dass wir ...?«

»Was? O nein. Nein. Das ist es ehrlich nicht.«

»Du hast an Devon gedacht«, sagte er, und der Name klang angenehm, beinahe vertraut aus seinem Mund, beinahe so, als würde er sie kennen.

»Ja.«

»Hast du entschieden, was du machen willst?«

»Nein.«

»Möchtest du, dass ich mit dir komme?«, fragte er mit einem Lächeln, das jede Lüge verbot. »Ich meine es ernst. Ich würde gerne mit dir nach Cork zurückfahren.«

Das Angebot war auf jeden Fall verlockend, dachte Marcy. Es wäre angenehm, Gesellschaft zu haben. »Nein«, sagte sie nach einer kurzen Pause. Es würde alles nur komplizierter machen. »Ich glaube, das ist etwas, was ich allein erledigen muss.«

Er nickte, als wäre er nicht überrascht. »Versprich mir, dass du mich auf dem Laufenden hältst.«

»Ich hab deine Karte«, sagte sie.

»Und du rufst an, sobald du Devon gefunden hast?« Wieder dieser zwanglose Gebrauch ihres Namens. Hatte Marcy je solche Leichtigkeit empfunden, wenn es um ihre Tochter ging?

»Du glaubst, ich finde sie?« Marcy brauchte plötzlich ganz dringend seine

Bestätigung.

»Ich weiß es.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil ich dich kenne.«

»Aber du kennst mich eigentlich *nicht*.«

»Ich weiß, wie entschlossen du bist und dass du nicht aufgeben wirst, bis du sie gefunden hast.«

»Ich werde sie finden«, sagte Marcy mit Nachdruck.

»Auf jeden Fall. Keine Frage. Und wenn du es dir irgendwann unterwegs anders überlegst und doch willst, dass ich dich begleite, wenn du Hilfe brauchst oder bloß jemanden, der deine Hand hält und dir den Rücken kratzt ...«

Lächelnd spürte sie, wie seine Finger über ihren Arm bis in den Nacken krabbelten und sich in der Mähne ihrer widerspenstigen Locken verloren. »O Gott. Ich sehe bestimmt furchtbar aus. Meine Haare ...«

»Sind toll.«

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Locken tanzten träge über ihre Stirn.

»Kann es wirklich sein, dass du nicht weißt, wie schön du bist?«, fragte Vic.

»Meine Mutter hat immer gesagt, ich hätte viel zu viele Haare«, erzählte Marcy ihm.

»Meine Mutter hat immer gesagt, ich wäre 1,80 Meter groß, wenn ich gerade stehen würde.«

»Mit deiner Haltung ist alles in Ordnung.«

»Mit deinen Haaren ist auch alles völlig in Ordnung.«

Marcy lachte. »Mütter«, sagte sie.

»Du hast gesagt, deine wäre gestorben, als sie sechsundvierzig war? Das muss sehr hart für dich gewesen sein.«

»Eigentlich«, gab Marcy zu, »war es in gewisser Weise auch eine Erleichterung.«

»Wie lange war sie schon krank?«

»So lange ich denken kann.«

Vic legte den Kopf zur Seite und sah sie fragend an.

»Sie hat sich vom Dach eines zehnstöckigen Hauses gestürzt, als ich fünfzehn war«, sagte Marcy.

»Mein Gott, das tut mir sehr leid.«

»Kannst du mir einen Gefallen tun?«, fragte Marcy, kroch zurück ins Bett und zog sich die Decke bis ans Kinn.

»Jeden.«

»Kannst du mich einfach festhalten?«

Sofort spürte sie seine Arme um sich, seinen Atem warm im Nacken. Sie schmiegte ihren Körper dicht an seinen, und so lagen sie da, bis sie irgendwann spürte, wie sein Griff sich lockerte und sein Atem in den langsameren Rhythmus des Schlafes überging. Eine Weile lauschte sie im Dunkeln seinem beruhigenden leisen

Schnarchen, bevor sie sich sanft aus seiner Umarmung löste, leise aus dem Bett schlüpfte, sich anzog und auf Zehenspitzen aus dem Zimmer schlich.

KAPITEL SECHS

Am nächsten Morgen checkte Marcy als Erstes aus ihrem Hotel aus.

»Wie ich sehe, liegen noch einige nicht abgehörte Nachrichten für Sie vor«, sagte der Mann an der Rezeption, als sie die Rechnung bezahlte.

»Die können Sie einfach löschen.«

»Wie Sie wünschen. Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie weiterhelfen ...«

»Sie können mir ein Taxi bestellen, bitte.« Nach der Rückkehr in ihr Zimmer hatte Marcy sich in der vergangenen Nacht doch dagegen entschieden, einen Wagen zu mieten – Lynette hatte recht: Sie war nicht vertraut mit den Straßen; sie war es nicht gewöhnt, auf der linken Straßenseite zu fahren; und wenn sie erst einmal in Cork war, brauchte sie eigentlich kein Auto mehr. Hatte der Touristenführer nicht ausdrücklich erklärt, dass man die Stadt am besten zu Fuß erkundete?

»Sie werden vor dem Hotel bestimmt eins finden. Brauchen Sie Hilfe mit Ihrem Koffer?«

»Nein. Das schaffe ich schon. Vielen Dank.«

Direkt vor dem Eingang wartete eine ganze Reihe von Taxis. Marcy musste mehrere Fahrer ansprechen, bis sich einer bereitfand, sie bis nach Cork zu fahren, und das auch nur, nachdem sie eingewilligt hatte, ihm auch die Rückfahrt und das Benzin zu bezahlen. »In Ordnung«, sagte Marcy, als sie auf die Rückbank stieg.

»Bringen Sie mich nur einfach so schnell wie möglich dorthin.« Und heil und ganz, fügte sie stumm hinzu, als der Mann einen Gang einlegte und einen veritablen Kickstart hinlegte.

Zum Glück war der Fahrer möglicherweise der einzige Mensch in Irland, der absolut kein Interesse an einer Unterhaltung zeigte. Er fühlte sich auch nicht genötigt, sein Wissen über irische Geschichte und Folklore zum Besten zu geben. Wahrscheinlich hatte er nie den Blarney Stone geküsst, dachte Marcy und versuchte, es sich auf der engen Rückbank bequem zu machen.

Es dauerte lange, bis sie aus der Stadt heraus waren. Eine Weile steckte das Taxi hinter zwei riesigen Kipplastern fest – »das neue Nationalsymbol Dublins«, hatte ihr Führer am Vortag geknurrt, als der Bus genauso im Stau gestanden hatte –, beladen mit Tonnen von Sand und Kies. Überall wurde gebaut: Neue Straßen wurden angelegt, alte erweitert; allerorten wurden neue Apartment-Blocks hochgezogen, nicht wenige von ihnen graue Betonkästen ohne Charme und Charakter; monströse Prachtbauten ersetzten die reizenden alten Häuschen. Marcy kurbelte ihr Fenster herunter und schnell wieder hoch, weil sie von dem permanenten Rattern der Presslufthämmer sofort Kopfschmerzen bekam.

Auf der Autobahn wurde es besser, allerdings nur geringfügig. Dichter Verkehr, plötzliche Nebelbänke und heftige Schauer sorgten für alles andere als ideale Straßenverhältnisse. Marcy hatte irgendwo gelesen, dass Irland zum Autofahren als das zweitgefährlichste Land Europas galt, konnte sich jedoch nicht mehr erinnern,

wo es noch riskanter war. »Sind wir demnächst da?«, fragte sie den Fahrer nach fast zwei Stunden.

Sind wir bald da, hörte sie Devons Stimme wie ein Echo ihrer eigenen.

»Noch etwa eine Stunde«, antwortete er. »Bei dem kleinsten bisschen Regen verlernen die Leute das Fahren.«

»Aber es regnet doch fast jeden Tag.«

»Da können Sie mal sehen«, erwiderte er, als ob das alles erklären würde. Und vielleicht tat es das ja auch, dachte Marcy, lehnte den Kopf an die Sitzlehne und schloss die Augen. »Wo soll ich Sie absetzen?«, fragte der Fahrer im nächsten Atemzug – oder so kam es Marcy zumindest vor.

»Was?« Marcy riss die Augen auf, sah auf die Uhr und stellte fest, dass eine ganze Stunde verstrichen war. Sie musste eingeschlafen sein. Als sie durch die regenverschleierte Scheibe blickte, sah sie die Stadt Cork.

»In welchem Hotel wohnen Sie?«, fragte der Taxifahrer, während er sein Gefährt durch den dichten Verkehr in die Innenstadt steuerte.

Marcy fiel ein, dass sie vergessen hatte, ein Hotelzimmer zu reservieren. Vor ihrem inneren Auge sah sie Lynette in stummem Tadel den Kopf schütteln, weil sie es wieder versäumt hatte, *vorauszudenken*. »Ich habe ehrlich gesagt noch kein Zimmer. Können Sie mir vielleicht etwas Nettetes empfehlen?«

»Nun, es wird bestimmt nicht leicht, irgendwas zu finden. Jetzt ist Hochsaison, und in Cork gibt es nicht viele Luxushotels.«

»Es muss auch kein Luxushotel sein. Etwas Einfacheres wäre mir lieber.« Einfach bedeutete, dass sie schwerer zu finden sein würde. Sie wollte nicht, dass Judith oder Peter sie so mühelos aufspüren konnten wie in Dublin. Und sie wollte auch nicht, dass Vic Sorvino auf seinem Schimmel zu ihrer Rettung geritten kam, so verlockend der Gedanke auch sein mochte. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass sie sich für ihre Rettung nicht auf einen Mann verlassen konnte und es auch nicht sollte. Es war unfair ihnen beiden gegenüber.

Marcy öffnete das Seitenfenster nur einen Spalt, um keine Regentropfen hereinzulassen. Dröhnend erschallten die ersten acht Töne von »Danny Boy« auf den Glocken von St. Anne's Shandon Church, hallten vom Hügel hinab und in der ganzen Stadt wider. Sie lächelte und spürte, wie Erregung ihre Lungen füllte. Es war unwichtig, wo sie wohnte. Solange Devon in der Nähe war, würde sie zur Not auf dem Bürgersteig schlafen.

»Es gibt das Tynan's auf der Western Road«, sagte der Fahrer. »Das ist eine Bed-&-Breakfast-Pension, die ganz okay sein soll, aber vermutlich ziemlich schlicht.«

»Schlicht ist gut.«

Das Tynan's war komplett ausgebucht, genau wie ein halbes Dutzend anderer Bed-&-Breakfast-Pensionen, die sich in der Western Road nebeneinanderreihen. Zum Glück hatte es immerhin aufgehört zu regnen, dachte Marcy, als sie ihren

Koffer die Stufen zum Doyle Cork Inn hochschleppte, eine der wenigen Pensionen in der Straße, bei denen sie es noch nicht probiert hatte.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte ein junger Mann, der neben ihr aufgetaucht war und ihr den Koffer abnehmen wollte. Er war noch keine zwanzig, seine helle Haut von Windpockennarben gezeichnet. Eine besonders Große war wie ein Einschussloch direkt zwischen seinen weit auseinanderliegenden mittelbraunen Augen. Eine widerspenstige Locke seines rotblonden Haars fiel in seine breite Stirn, und in seinem Mund drängte sich ein Haufen schiefer Zähne.

Mit einer vernünftigen Klammer hätte man das richten können, hörte sie Peter sagen.

»Danke, ja.« Marcy folgte dem jungen Mann an die Rezeption in der winzigen Lobby. »Haben Sie ein Zimmer frei?«

»Ich glaube, ja.«

»Gott sei Dank. Ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben.«

»Oh, das dürfen Sie nie tun.«

Marcy lächelte. »Mach ich nicht. Vielen Dank. Da haben Sie wirklich recht.«

»Ich heiße übrigens Colin Doyle. Meine Mum wird sich sofort um Sie kümmern. Sind Sie aus Amerika?«

»Kanada«, erklärte Marcy ihm.

»Wirklich? Wir hatten vor Kurzem einen Gast aus Kanada. Ich glaube, er hieß Randy Sullivan. Kennen Sie ihn?«

»Nein, ich fürchte nicht.« Sie sah davon ab, ihm zu erklären, dass Kanada mehr als dreiunddreißig Millionen Einwohner hatte. Obwohl man nie wissen konnte. Es war nicht komplett unmöglich, dass sie den Mann kannte. Es wäre jedenfalls auch nicht merkwürdiger, als allein eine ursprünglich als zweite Flitterwochen geplante Reise nach Irland anzutreten und dort ihre tot geglaubte Tochter zu treffen. »Kennen Sie dieses Mädchen?«, fragte Marcy, nahm das jüngste Foto von Devon aus ihrer Handtasche und zeigte es Colin.

Er nahm es ihr aus der Hand, betrachtete es eine Weile und zog seine buschigen Augenbrauen über der Nase zusammen. »Kann ich nicht behaupten«, meinte er schließlich.

»Sind Sie sicher? Sie ist vielleicht Studentin an der Uni hier. Soweit ich weiß, liegt die ganz in der Nähe.«

»Eine Ecke weiter und noch ein Stück die Straße hinunter«, bestätigte er und sagte dann: »Nein. Ich kenne sie nicht.« Er gab Marcy das Foto zurück. »Sie sieht sehr traurig aus, nicht?«

Sofort schossen Marcy Tränen in die Augen. Es war ihre Schuld, dass ihre Tochter so traurig aussah.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie habe warten lassen«, flötete eine schrille Stimme, als eine stämmige Frau mit grau meliertem, rotblondem Haar die kleine Lobby betrat. Ihre Augen waren von demselben Mittelbraun wie die ihres Sohnes,

funkelten jedoch schalkhaft, als hätte sie gerade irgendeinen Unfug angestellt. »Mein Name ist Sadie Doyle, Besitzerin dieser stolzen Pension.« Mit einer flatternden Bewegung ihrer großen und überraschend ausdrucksstarken Hände deutete sie auf die Halle, das Wohnzimmer zur Linken und die schmale Treppe, alle mit demselben aufdringlichen lila Blumenmuster tapeziert. Marcy wusste nicht genau, ob die Frau das ironisch meinte. »Was dagegen, wenn ich mir das mal ansehe?«, fragte Sadie Doyle und zeigte auf das Foto von Devon. »Hübsches Mädchen. Aber sie sieht ein bisschen traurig aus, oder?«

Marcy spürte, wie sich eine Leere in ihr breitmachte.

»Ihre Tochter?«

»Ja. Kennen Sie sie zufällig?«

»Nein, tut mir leid. Sie ist hier in Cork?«

»Ja, ist sie. Ich versuche, sie zu finden.«

»Sie wissen nicht, wo sie ist?«

Die Frage piekste Marcy. »Wir haben den Kontakt verloren.«

Sadie Doyle lächelte wehmütig, als verstünde sie, auch wenn in ihren Augen der Hauch eines Tadels aufblitzte. »Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen.« Sie ging hinter den Empfangstresen und schlug das Gästeregister auf. »Einhundertfünfzig Euro die Nacht für ein Einzelzimmer.«

»Das ist okay.« Marcy hatte den genauen Wechselkurs von Dollar zu Euro nicht im Kopf, beschloss jedoch, sich später darüber Gedanken zu machen.

»Wie lange genau bleiben Sie bei uns, Mrs. ...?«

»Taggart. Marcy Taggart. Und ich bleibe ein paar Tage. Vielleicht eine Woche. Ich weiß noch nicht genau, wie lange.« So lange es dauert, dachte sie. »Ist das ein Problem?«

»Überhaupt nicht. Wenn Sie das bitte ausfüllen würden.« Sadie schob ein Formular über den Tresen. »Und ich brauche natürlich Ihren Pass. Colin bringt ihn später wieder auf Ihr Zimmer. Mit welcher Kreditkarte möchten Sie bezahlen?«

Marcy gab ihr die American-Express-Karte.

»Sie haben das Zimmer sieben, am Ende der Treppe links.« Sadie Doyle gab Marcy einen großen, verzierten Messingschlüssel. »Es ist eins unserer schöneren Zimmer. Ich glaube, Sie werden sich dort wohlfühlen.«

»Danke.«

»Und viel Glück bei der Suche nach Ihrer Tochter.«

»Danke«, sagte Marcy noch einmal, verstaute Devons Foto wieder in ihrer Handtasche und folgte Colin die Treppe hinauf.

Das Zimmer war klein, beengt und vollgestellt mit billigen Möbeln: ein Doppelbett mit einem alten Kopfteil aus Messing, ein schäbig aussehender Schrank samt einem dazu passenden Nachttisch, eine noch schäbiger aussehende Kommode, bei der an zwei von drei Schubladen die Griffe fehlten, ein Stuhl mit hoher Lehne, gepolstert mit violettem Brokat, das an den Nähten ausfranste, und ein ramponierter

Mahagonitisch vor dem Fenster, durch das man durch eine angegilbte Spitzengardine direkt auf das Fenster der Pension nebenan blickte. Die mit lila Blumen gemusterte Tapete wirkte nur unwesentlich gedämpfter als in den Gemeinschaftsräumen, und der Teppich präsentierte sich in einer ausgelaugten Mischung aus Mauve und Braun. Auch nicht ausgelaugter als ich, dachte Marcy, ließ sich auf das zu weiche Bett fallen und betrachtete ihr Bild in dem ungerahmten rechteckigen Spiegel an der Wand gegenüber.

Du bist wunderschön, hörte sie Vic in ihr Ohr flüstern.

»Ja, klar.« Sie lachte höhnisch und strich ihr Haar nach hinten.

»Verzeihung, haben Sie etwas gesagt?«, fragte Colin.

»Was? Nein. Hab ich?« Ihr war gar nicht bewusst gewesen, dass der Junge immer noch dastand. Wahrscheinlich wartete er auf ein Trinkgeld. Sie kramte in ihrer Handtasche nach Kleingeld.

»Ist alles okay?«, fragte er nervös und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Ja. Alles in bester Ordnung.«

»Genießen Sie Ihren Aufenthalt«, sagte er und stieß mit den Schienbeinen gegen ihren Koffer, als er sich zur Tür wandte.

»Na ja. So übel ist es nicht«, meinte Marcy laut zu sich selbst, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, in der Hoffnung, sich mit dem Klang ihrer eigenen Stimme Mut zu machen. Sie war es schließlich gewöhnt, sich über die Wirklichkeit hinwegzusetzen. Wenn sie sich also lange genug versicherte, dass das Zimmer schön und alles in bester Ordnung war, würde sie es zweifelsohne irgendwann glauben. »Ich täusche mich selbst, also bin ich«, flüsterte sie, ging zum Fenster, schob die verstaubte Spitzengardine beiseite und starrte auf das Fenster im ersten Stock der Pension nebenan.

Sie brauchte etliche Sekunden, bis sie merkte, dass jemand zurückstarnte. Eine junge Frau, wie Marcy erkannte. Eine junge Frau, etwa so groß wie Devon und mit demselben langen braunen Haar. »Devon?«, flüsterte Marcy, als die Frau lächelte und verlegen winkte. Dann tauchte ein Mann an ihrer Seite auf, in den Armen einen zappelnden Säugling. Der Säugling streckte die Hände nach der Frau aus, seine Fingerchen griffen nach ihrem Hals, als sie ihn in ihre Arme nahm und sein Gesicht mit Küssen bedeckte.

Nicht Devon, wusste Marcy sofort. Devon hatte Kinder nie besonders gemocht. »In dem Punkt geht es mir wie Judith«, hatte sie mehr als einmal gesagt.

»Du musst aufhören, dir einzubilden, dass jedes Mädchen, das du siehst, Devon ist«, sagte Marcy sich, trat vom Fenster zurück und hob ihren Koffer vom Boden aufs Bett. Nicht jedes Mädchen von Devons Statur – *ein hübsches Mädchen mit langen dunklen Haaren und hohen Wangenknochen, das vielleicht den gleichen Gang hatte wie Devon und ihre Zigarette hielt wie sie*, hatte Peter gesagt – war ihre Tochter. Sie musste aufhören, so zu denken, sonst würde sie sich nur verrückt machen.

Zu spät, dachte sie, als sie ihren Koffer auspackte, so viele Sachen wie möglich auf die vier Bügel hängte, die sie in dem winzigen Kleiderschrank fand, und den Rest in die Secondhand-Kommode unter dem Fenster stopfte. Das Bad war so klein, dass die Tür beim Öffnen gegen die Badewanne schlug, und es gab auch kein Schränkchen oder Regal für ihre Toilettenartikel, sodass sie die diversen Cremes, die sie auf Drängen ihrer Schwester gekauft hatte, auf dem Rand des dezidiert funktionalen Waschbeckens aufreihen musste. Nicht dass die Cremes viel nutzen würden, dachte sie, als sie in den kleinen Spiegel über dem Waschbecken blickte und die feinen Fältchen bemerkte, die sich wie ein heraufziehender Sturm um ihre Augen und ihren Mund kräuselten. »Was suchst du eigentlich hier?«, fragte sie laut, spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und tupfte es mit dem dünnen weißen Handtuch ab, das an einem Haken hing.

Zeit für ein kleines Facelifting, hörte sie Judith sagen.

»Nein danke.« Marcy wich vom Spiegel zurück und stieß dabei prompt gegen die Badezimmertür, deren Knauf sich in ihr Kreuz bohrte wie eine Faust.

Judith hatte sich ihr Gesicht vor ungefähr sechs Jahren »machen« lassen. »Nur eine kleine Auffrischung«, hatte sie gemeint. »Damit ich nicht so müde aussehe.«

»Du würdest auch nicht so müde aussehen, wenn du nicht ständig trainieren würdest.«

»Ich muss in Form bleiben.«

»Du bist in Topform.«

»Nur weil ich trainiere. Du solltest wirklich mal mit zum Spinning kommen. Es würde dir bestimmt echt guttun. Und es wirkt Wunder für dein Sexleben.«

»Mit meinem Sexleben ist alles in Ordnung.«

»Schön für dich. Trotzdem solltest du mal mitkommen. Und Devon auch. Sie ist ein bisschen rundlich geworden.«

»Wie meinst du das? Devon sieht großartig aus.«

»Nur ein bisschen rundlich.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Wie geht es ihr dieser Tage überhaupt?«

»Es geht ihr super. Worauf willst du hinaus?«

»Du lässt sie doch kein Junkfood essen, oder?«

»Sie ist ein Teenager, Judith. Ich habe nur äußerst begrenzte Kontrolle darüber, was sie isst.«

»Du weißt, wie wichtig gesunde Ernährung ist.«

»Es gibt mehr im Leben als rohen Fisch.«

»Niemand behauptet etwas anderes.«

»Was genau willst du *dann* sagen?«

»Gar nichts.«

»Devon geht es gut.«

»Selbstverständlich.«

»Selbstverständlich«, wiederholte Marcy jetzt, kehrte ins Schlafzimmer zurück und schob ihren Koffer unters Bett, weil es keinen anderen Platz gab. Dann zog sie Jeans und eine frische Bluse an, nahm ihre Handtasche, atmete zweimal tief durch und verließ das Zimmer.

Sie ging direkt zu dem Pub, vor dem sie Devon zum ersten Mal gesehen hatte. »Grogan's House«, murmelte sie laut, als sie die St. Patrick's Bridge überquerte, links abbog und erleichtert das gelbe Schild mit der fetten schwarzen Schrift entdeckte. Der Pub belegte das Erdgeschoss eines zweistöckigen Hauses mit weißem Stuck und einem schwarzen Schieferdach. Runde, altmodische Laternen hingen zwischen einer Reihe kleiner bunter Wimpel, die die Fassade schmückten. Auf den großen Frontscheiben prangten Werbungen für Guinness und Beamish. An keins dieser Details erinnerte Marcy sich vom Vortag. Hatte sie sich vielleicht im Lokal geirrt? Es gab so viele Kneipen in der Gegend.

Sie näherte sich vorsichtig der Eingangstür und schaute sich zu den wenigen Leuten um, die mutig genug waren, auf der Terrasse zu sitzen. Mit einem zweiten Blick vergewisserte Marcy sich, dass Devon nicht unter ihnen war. Ein Mann kam aus dem Pub und hielt ihr die Tür auf, freundliches Stimmengewirr schlug ihr entgegen.

»Na, da schau her«, rief eine Stimme über den Lärm hinweg. »Zurück, um Ihren Tee auszutrinken, was?«

Marcy ging direkt an die Bar. »Sie erinnern sich an mich?«, fragte sie den attraktiven Mann hinter dem Tresen.

»Ein hübsches Gesicht vergesse ich nie.«

Marcy fühlte sich eigenartig geschmeichelt. Sofort begann sie, an ihrem Haar zu nesteln. »Ich hatte gehofft, dass Sie hier sind.«

Wenn der junge Mann über ihre Bemerkung überrascht war, ließ er es sich nicht anmerken. Seine grünen Augen funkelten, als er die vollen Lippen zu einem bereitwilligen Lächeln öffnete. »Kann ich dann irgendetwas für Sie tun?«

»Da war ein Mädchen«, sagte Marcy und suchte in ihrer Handtasche nach Devons Foto. »Gestern.«

»Ah«, sagte er. »Ein Mädchen ...«

»Ich glaube, es war dieses Mädchen.« Marcy schob Devons Bild über den Tresen.

»Kennen Sie sie?«

Er nahm das Foto, betrachtete es ein paar Sekunden lang und schüttelte dann den Kopf.

»Sie ist draußen vorbeigegangen und hat Ihnen zugewinkt«, versuchte Marcy seiner Erinnerung auf die Sprünge zu helfen.

Sein Lächeln wurde breiter, als er ihr das Foto zurückgab. »Mir winken eine Menge Mädchen zu, fürchte ich.«

»Unser Liam ist der Schwarm aller Frauen«, sagte eine Kellnerin, die mit einem Tablett leerer Bierkrüge vorbeikam. »Darf ich mal sehen?«

»Bitte.« Marcy gab der drallen jungen Frau Devons Foto.

Die blonden Locken der Kellnerin fielen auf das Bild. »Hm«, sagte sie ermutigend.

»Kennen Sie sie?«

»Sie sieht ein bisschen aus wie Audrey, oder nicht?«, sagte sie zu dem Barkeeper.

»Audrey?«, fragten Marcy und Liam im Chor.

»Ja. Das Mädchen, das wir zusammen mit dem anderen gesehen haben, weißt du?«

Wie heißt sie noch? Die Stille, die für die O'Connors arbeitet.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich weiß, von wem die Rede ist«, sagte Liam.

»Klar weißt du das. Das Kindermädchen. Wie heißt sie noch? Shannon, glaube ich.«

»Ach ja, jetzt weiß ich, wen du meinst.« Liam betrachtete das Foto erneut und studierte es eingehend, bevor er ein zweites Mal den Kopf schüttelte. »Nee, das ist nie im Leben Audrey.«

»Nun, sie ist zugegeben ein bisschen jünger als Audrey und sieht nicht so tough aus ...«

»Das Foto ist schon ein paar Jahre alt«, erklärte Marcy.

»Na, dann!«, sagte die Kellnerin.

»Sie glauben also, dass das Audrey sein könnte?«, fragte Marcy und versuchte, sich an den neuen Namen zu gewöhnen. Devon war immer ein großer Fan von Audrey Hepburn gewesen, erinnerte sie sich.

»Nun, ich bin mir natürlich nicht sicher. Aber es könnte sein.«

Als Marcy das Foto wieder in ihre Handtasche stopfte, drohte ihr Herz ihre Brust zu sprengen. »Wissen Sie, wo ich sie finden kann?«

»Tut mir leid. Keine Ahnung«, sagte Liam und wandte seine Aufmerksamkeit einem Mann am anderen Ende des Tresens zu.

»Sie könnten es bei den O'Connors versuchen«, schlug die Kellnerin vor.

»Shannon ist ihr Kindermädchen. Sie kann Ihnen wahrscheinlich sagen, wo Sie Audrey finden.«

»Hey, Kelly«, rief ein Gast an einem Tisch an der Wand. »Wie sieht es mit unserem Nachschub aus?«

»Kommt sofort.«

»Wo finde ich die O'Connors?«, rief Marcy ihr nach.

»Sie wohnen in der Adelaide Road. Die Hausnummer weiß ich nicht. Aber es ist das größte Haus in der Straße. Sie können es gar nicht verfehlten.«

Marcy strebte eilig zur Tür. »Vielen Dank«, rief sie im Hinausgehen, doch sowohl Kelly als auch Liam waren mit Gästen beschäftigt und hörten sie nicht.

KAPITEL SIEBEN

Die Adelaide Road lag im Südostteil der Stadt, etwa drei Kilometer vom Zentrum entfernt, und war eine überraschend breite Straße, die sich den steilen Hang eines Hügels hinaufwand. Alle Häuser waren zweistöckig, relativ neu und machten an Grundfläche wett, was ihnen an architektonischer Originalität fehlte. Die meisten waren weiß oder grau gestrichen mit schwarzen Läden, die die Fenster zur Straße rahmten. Hin und wieder tauchte ein lavendelfarbenes Haus auf, oder ein Paar Fensterläden leuchtete zur Erholung von der Gleichförmigkeit feuerwehrrot, sodass Marcy im Vorbeigehen lächeln musste. Kelly hatte gesagt, sie solle nach dem größten Haus in der Straße Ausschau halten, doch bis jetzt schienen alle Häuser etwa gleich groß zu sein und sie unterschieden sich nur darin, dass ihre Garage Platz für ein oder zwei Autos bot.

Ein kräftiger Wind war aufgekommen und wehte einen beißenden Geruch vom Hafen herüber. Nach Sydney in Australien verfügte Cork über den zweitgrößten natürlichen Hafen der Welt. Bevor sie hergekommen war, hatte Marcy nicht gewusst, dass Cork überhaupt einen Seehafen hatte, aber andererseits hatte sie kaum etwas über Irland gewusst.

»Irland ist das schönste Land auf der Welt«, hörte sie Devon in ihrer Erinnerung verkünden, während sie einer weiteren Windung der Straße folgte. »Daddy hat mir alles darüber erzählt. Er hat gesagt, dass wir dorthin fahren, sobald er sich ein paar Tage freinehmen kann.«

»Das ist schön.« Marcy hatte beschlossen, ihrer vierzehnjährigen Tochter nicht zu erzählen, dass Peter dieses Versprechen schon machte, seit sie ihn kannte, und er seine freie Zeit dieser Tage fast komplett auf dem Golfplatz verbrachte.

»Er hat gesagt, Irland hat alles: Berge und steile Klippen, bewaldete Flusstäler und Strände«, ratterte sie weiter, als würde sie aus einem Reiseprospekt zitieren, »und die Städte sind modern, die Dörfer jedoch malerisch altmodisch, und es gibt gewaltige Burgen, Dämme aus Vulkangestein und Klöster, die bis ins sechste Jahrhundert zurückgehen.«

»Klingt wundervoll.«

»Er hat gesagt, dass wir bald dorthin fahren. Vielleicht sogar noch in diesem Sommer ...«

»Mach dir nicht allzu große Hoffnungen, Schätzchen. Ich weiß, Daddy meint es gut, aber ...«

»Aber was?« Devon kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn.

»Aber er ist ein sehr beschäftigter Mann.«

»Er will mit mir dorthin fliegen. Wir fahren jedenfalls. Du musst ja nicht mitkommen, wenn du nicht willst.«

»Ich habe nie gesagt, dass ich nicht mitkommen will.«

»Warum musst du immer alles verderben?« Mit diesen Worten war Devon vom

Küchentisch aufgestanden und hinausgerannt.

Sie hatte recht, dachte Marcy jetzt, während sie spürte, wie ihre Wadenmuskeln vor Erschöpfung zu verkrampen drohten. Ich verderbe immer alles.

In diesem Moment sah sie das Haus.

Es war nicht nur mindestens um ein Drittel größer als alle anderen Häuser in der Straße, sondern stach auch durch die gelbe Backsteinverklinkerung, einen von Blumen gesäumten, gewundenen Fußweg sowie zwei Balkone vor den bodentiefen Fenstern im ersten Stock hervor. Die schwarze doppelte Eingangstür wurde von zwei schlanken weißen Säulen eingefasst, die dem Haus ein gewisses

Südstaaten-Flair verliehen, der nicht so recht hierherpasste. Eine breite Auffahrt führte zu einer Garage mit einem Tor aus dunklem glänzendem Holz mit Platz für drei Autos. Insgesamt sah es aus, als hätte sich der Architekt nicht zwischen einer Vielzahl rivalisierender Stile entscheiden können und deshalb alle integriert.

Und was jetzt, fragte sie sich, als sie der Straße weiter folgte, umkehrte und aus der entgegengesetzten Richtung wieder auf das gelbe Backsteinhaus zukam. Sollte sie den direkten Weg nehmen, einfach an der Haustür klingeln und nach Shannon fragen?

»Was soll ich ihr sagen, wer sie sprechen möchte?«, würde Mrs. O'Connor vermutlich fragen.

Das heißt, wahrscheinlich würde Mrs. O'Connor die Haustür gar nicht persönlich öffnen, entschied Marcy und tauschte die junge Frau ihrer Fantasie gegen eine ältere Version aus. Vielleicht eine Haushälterin, dachte sie und malte sich die Frau in einer steifen grauen Uniform und mit einem strengen Dutt aus. Oder Shannon öffnete selber die Tür. »Die Stille«, wie Kelly sie beschrieben hatte. Marcy stellte sich ein dünnes Mädchen mit heller Haut und rotblonden Haaren vor.

Am Ende legte sie sich in ihrem Gedankenspiel doch auf Mrs. O'Connor fest.

»Sie kennt mich nicht«, sah Marcy sich der neugierigen Besitzerin des Hauses erklären. »Aber ich glaube, sie kennt meine Tochter. Das ist ein Foto von ihr. Erkennen Sie sie?«

»Aber ja, ich glaube, das ist Audrey.« Die imaginäre Mrs. O'Connor blickte von dem Foto ins Haus. »Shannon, kannst du mal einen Moment herkommen? Hier ist jemand, der mit dir über Audrey sprechen möchte.«

»Wissen Sie, wo ich sie finden kann?«, wollte Marcy, von der gertenschlanken Gestalt wissen, die wenig später auftauchte.

»Ja, klar. Sie wohnt in der Nähe der Uni«, antwortete Shannon leichthin. »Ich kann Sie hinbringen, wenn Sie wollen.«

»Das wäre wirklich sehr nett.«

Marcy fragte sich, ob es wirklich so leicht werden würde, als sie sich der Haustür der O'Connors näherte. Vielleicht lief es auch genau umgekehrt. Vielleicht würde die Person, die ihr die Tür öffnete, sie ihr gleich vor der Nase wieder zuschlagen, wenn sie hörte, warum Marcy hier war. Oder es ihr verweigern, mit Shannon zu

sprechen. Oder Shannon würde wie zuvor Liam nur den Kopf schütteln und sagen: »Nein, das ist nicht Audrey.«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, es herauszufinden«, murmelte Marcy, klingelte, nahm dann den Messingtürklopfer in Form eines kleinen Kobolds, schlug ihn mehrmals gegen das schwarze Holz und lauschte mit angehaltenem Atem auf Schritte hinter der Tür. Als sie nicht sofort etwas hörte, klingelte sie erneut. Nach wie vor keine Reaktion. »Verdammt.«

Es war niemand zu Hause.

Warum passierte immer das, was man sich nicht ausgemalt hatte? Warum nahmen die Dinge immer einen Ausgang, den man nicht vorausgeahnt hatte? »Ich warte«, entschied sie. Was sollte sie auch sonst tun?

Sie blickte sich nach einem Platz zum Hinsetzen um, entdeckte jedoch keinen, nicht einmal einen Baumstamm, an den sie sich hätte lehnen können, weil es wie in vielen Neubaugebieten auch hier so gut wie keine Bäume gab. Im modernen Irland war offenbar Grau das neue Grün. Marcy blickte in den bewölkten Himmel.

Solange es wenigstens nicht anfing zu regnen, dachte sie.

Es regnet, es regnet, hörte sie den Gesang ihrer Mutter leise den Hang hinaufwehen. Die täuschend tröstliche Stimme wirbelte um ihren Kopf wie welkes Laub in einer herbstlichen Böe. *Es regnet seinen Lauf.*

Marcy eilte den Hügel hinunter, die Schritte länger als notwendig, die Arme entschlossen pendelnd, so als wollte sie ihre Mutter auf Abstand halten. *Und wenn's genug geregnet hat, dann hört's auch wieder auf*, folgte deren Stimme, getragen vom Wind, ihr hartnäckig.

»Es geht wieder los«, erinnerte Marcy sich, Judith zugeflüstert zu haben. Sie war damals, was ... höchstens zwölf?

»Was geht wieder los?«

»Mit Mom. Es geht wieder los.«

»Woher weißt du das?«, hatte Judith gefragt. Obwohl sie zwei Jahre älter war als Marcy, spürte sie die drohende Katastrophe immer später als ihre kleine Schwester.

»Weil ich es fühlen kann.«

»Sie ist bloß deprimiert, weil es regnet«, hatte Judith widersprochen. »Du weißt doch, wie persönlich sie das Wetter nimmt.«

»Ich sage dir, es geht wieder los«, entgegnete Marcy.

»Mist«, fluchte sie und blieb am Fuß des Hügels stehen. Was machte sie wieder hier unten? Nun musste sie erneut den Berg hochkeuchen. Sie sah auf die Uhr. Fast vier. Vielleicht sollte sie in der Stadt etwas essen und später zurückkommen.

Aber es war schon zu spät fürs Mittag- und noch zu früh zum Abendessen, und sie hatte ohnehin keinen Appetit.

»Du musst etwas essen«, hatte Judith ihr in den Wochen nach Devons Unfall immer wieder erklärt. Und dann noch einmal, als Peter gegangen war. »Du musst bei Kräften bleiben«, hatte sie beharrt und einen Löffel mit Erdnussbutter vor

Marcys fest zusammengepresste Lippen gehalten.

Marcy schloss die Augen, um die zahllosen unangenehmen Erinnerungen zu verdrängen, die auf sie einstürzten. »Das reicht«, sagte sie laut, doch ihre Stimme wurde vom Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens übertönt. Ein Rolls oder ein Bentley, dachte sie, und als sie die Augen öffnete, eine schwarze Limousine um die nächste Kurve verschwinden sah und instinktiv wusste, dass sie den O'Connors gehörte. Sie rannte den Hügel wieder hinauf und beobachtete atemlos, wie der Wagen in der Auffahrt des gelben Backsteinhauses hielt.

Aus etwa fünfzig Metern Entfernung sah sie, wie auf der Beifahrerseite eine Frau mit mehreren Einkaufstüten ausstieg. An der Haustür drehte sie sich noch einmal um und rief dem Fahrer, der den Wagen in die Garage chauffierte, zu: »Vergiss die Lebensmittel im Kofferraum nicht.«

Die Frau war jung, Anfang dreißig und sehr hübsch mit schulterlangen, rotbraunen Haaren und wohlgeformten, wenngleich stämmigen Beinen. Sie trug einen dunkelblauen Rock und eine weite Strickjacke über einer konservativen, bunt gemusterten Bluse. Dem locker vertrauten Umgang mit ihrem Begleiter nach zu urteilen, war das Mrs. O'Connor persönlich und nicht ihr Kindermädchen.

Das war ihre Chance, dachte Marcy, als die Frau in ihrer Designerhandtasche nach dem Schlüssel suchte. Marcy befahl sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen, blieb jedoch abrupt stehen, als kurz darauf der Mann, beladen mit Lebensmitteln, aus der Garage kam. Sie erkannte, dass er mindestens zehn Jahre älter war als die Frau und selbst im Kampf mit den überquellenden Tüten ziemlich vornehm wirkte. »Schaffst du es?«, fragte die Frau von der Tür.

»Aus dem Weg, Weib«, erwiderte er lachend. Sekunden später waren beide immer noch lachend im Haus verschwunden und hatten die Tür hinter sich geschlossen.

»Mr. and Mrs. O'Connor, nehme ich an«, meinte Marcy zu sich selbst und beneidete die beiden um den lockeren Umgang miteinander. Wann hatten Peter und sie zum letzten Mal gemeinsam so gelacht. Über irgendetwas. Vielleicht am Anfang, dachte sie. Vor Devon. »Hör auf damit. Du bist ungerecht.« So verlockend der Gedanke auch war, konnte sie Devon nicht die Schuld für all ihre Eheprobleme geben.

Judiths unerwünschter und ungebeter Rat hallte in ihrem Kopf wider. »Bist du sicher, dass du das willst?«, hatte sie gefragt, als Marcy ihr erzählt hatte, dass sie schwanger war. »Du weißt, du wirst nie wieder einen ruhigen Moment haben. Du wirst ständig warten und aufpassen ...«

»Halt die Klappe, Judith«, hatte Marcy gesagt.

»Halt die Klappe, Judith«, sagte sie jetzt wieder, rieb sich die Stirn und fragte sich, wo Shannon war. Wahrscheinlich bei den Kindern der O'Connors. Vielleicht war sie mit ihnen spazieren gegangen oder auf einem Spielplatz in einem Park in der Nähe. Oder das Kindermädchen hatte heute frei, und die Kinder verbrachten den Nachmittag bei ihren Großeltern.

So viele Vielleichts.

Marcy entschied, den O'Connors ein paar Minuten Zeit zu lassen, ihre Lebensmittel zu verstauen, bevor sie sie überfiel. »Du kannst das«, ermahnte sie sich, nahm Devons Bild aus ihrer Handtasche und fragte sich, wovor sie solche Angst hatte? Dass die O'Connors das Mädchen auf dem Foto nicht erkannten? Oder dass sie es erkannten?

Im nächsten Moment ertönte das laute Geschrei eines Babys, als eine junge Frau mit einem Kinderwagen um eine Biegung am Ende der Straße kam.

Marcy ertappte sich dabei, wie sie die Luft anhielt, als das Mädchen näher kam. Es sah genauso aus, wie sie es sich vorgestellt hatte, schlank, mit heller Haut und langen rotblonden Haaren, auf eine unauffällige Art hübsch. Nicht der Typ, der sich darum bemühte, mit Schick und Schminke Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie trug Jeans und eine helle Jacke und ging beim Schieben des Kinderwagens leicht vorgebeugt.

»Los. Worauf wartest du?«, murmelte Marcy in den Kragen ihres Trenchcoats, aber ihre Füße verweigerten den Dienst. Was, wenn das Mädchen nicht Shannon war? Sie konnte schließlich nicht jede Frau mit einem Kinderwagen belästigen.

Doch das Mädchen bog tatsächlich in die Auffahrt der O'Connors und ging den von Blumen gesäumten Weg zur Haustür hinauf. Falls sie Marcy am Straßenrand gesehen hatte, ließ sie sich das nicht anmerken.

»Jetzt«, sagte Marcy und wäre beinahe über ihre eigenen Füße gestolpert, als sie unvermittelt losstürzte. »Verzeihung, aber könnte ich Sie kurz sprechen?«, probte sie flüsternd. »Verzeihung«, sagte sie noch einmal lauter.

Aber im selben Moment ging die Haustür auf, und Mr. O'Connor stand auf der Schwelle.

»Na, hallo, da ist ja mein kleiner Engel«, sagte er und nahm das schreiende Baby in den Arm. »Daddy hat seine kleine Prinzessin schon vermisst. Ja, wirklich. Wie war sie heute Nachmittag?«, fragte er Shannon. »Nach wie vor Koliken, wie ich sehe.« Shannons Antwort hörte Marcy nicht. Die junge Frau sprach zu leise, um sie zu verstehen, zumal der Wind aufgefrischt war und neuer Regen drohte. Mr.

O'Connor trug das weinende Baby ins Haus und schloss die Tür, während Shannon den Kinderwagen ums Haus schob.

Eilig überquerte Marcy die Auffahrt, um Shannon auf dem Rückweg zur Haustür abzufangen. Nachdem jedoch mehrere Minuten verstrichen waren, ohne dass sie wieder aufgetaucht war, schloss Marcy, dass es einen Nebeneingang geben musste, was ein Blick auf die Seite des Hauses bestätigte.

Dann klingelst du halt, bittest, Shannon sprechen zu dürfen und zeigst ihr Devons Foto, ermahnte Marcy sich stumm. Wie oft war sie das jetzt schon durchgegangen? Shannon würde entweder bestätigen, dass das Mädchen auf dem Bild ihre Freundin Audrey war oder eben nicht.

Aber was, wenn sie sie erkannte, sich aber weigerte, Audreys Aufenthaltsort zu

verraten? Angenommen, Devon hatte ihr schon alles über ihre Mutter erzählt, die sie in jeder erdenklichen Hinsicht enttäuscht hatte, sodass Devon ihren Tod vorgetäuscht hatte, um so weit wie möglich von ihr wegzukommen? Was dann? Würde sich Shannon ans Telefon hängen, sobald Marcy wieder gegangen war, um Devon zu warnen, dass ihre Mutter in Cork war und irgendwie herausbekommen hatte, dass die beiden befreundet waren. Dass sie die Straßen der Stadt durchkämmte und wildfremden Menschen Devons Foto zeigte, sodass es nur eine Frage der Zeit war, bis jemand sie zu ihr weisen würde?

Was dann?

Würde Devon ohne ein Wort zu irgendwem abhauen und den nächsten Flug nach Spanien, Südamerika oder Australien nehmen? Irgendwohin, wo ihre Mutter sie niemals finden konnte?

Marcy spürte, wie ihre Schultern sackten und ihre Knie weich wurden. Genau das würde ihre Tochter tun, erkannte sie, und deshalb hatte Marcy auch gezögert, sich instinktiv zurückgehalten, Shannon nicht direkt angesprochen und das Risiko gemieden, ihre Tochter erneut zu verlieren. Sie musste geduldig sein. Sie musste abwarten. Abwarten und die Augen aufhalten.

Du wirst immer auf sie warten und nach ihr suchen ..., hatte Judith gesagt.

Es hatte angefangen zu nieseln. In ein paar Minuten würde der Regen heftiger werden. Sie musste ein Taxi finden und zurück in die Innenstadt fahren, bevor sie bis auf die Haut durchnässt war. Morgen würde sie zurückkommen. Und übermorgen. Und überübermorgen. Irgendwann, sagte Marcy sich, als sie den Hügel hinuntereilte, würde Shannon sie zu Devon führen.

»Na, da schau her. Wieder hier, was?«, fragte Liam, als Marcy durch die Tür von Grogan's House trat. Er lächelte, als ob er sie erwartet hätte. »Setzen Sie sich. Ich bring Ihnen einen Tee.« Er wies auf einen leeren Tisch in einer Ecke des vollen Lokals.

Es war noch nicht einmal fünf Uhr, und der Laden brummte schon wieder, wie Marcy bemerkte. Ging die Leute hier nie nach Hause?

»Und haben Sie Audrey gefunden?«, fragte Kelly, die plötzlich neben ihr auftauchte.

»Nein, aber Shannon.«

»Konnte sie Ihnen helfen?«

»Ich habe nicht mit ihr gesprochen.«

»Wieso nicht?«

»Es ist kompliziert«, sagte Marcy nach einer Pause.

»Was ist kompliziert?«, fragte Liam, stellte eine Kanne dampfenden Tee und zwei Becher auf den Tisch und ließ sich auf den Stuhl ihr gegenüber fallen. »Was dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setze? Ich hab jetzt Pause, und Sie sehen aus, als könnten Sie Gesellschaft gebrauchen. Wissen Sie eigentlich, dass Sie pitschnass sind?«

Marcy zog hastig ihren Mantel aus und nestelte an ihrem Haar. »Ich konnte kein Taxi finden ...«

»Lassen Sie Ihre Haare«, sagte er. »So sieht es ziemlich sexy aus.«

Marcy lachte, unwillkürlich geschmeichelt.

»Schon besser. Und was ist kompliziert?«

»Was nicht?«

Nun war es an Liam zu lachen. »Hunger ist unkompliziert«, sagte er. »Ich wette, Sie könnten einen Happen vertragen.«

»Können Sie mir irgendwas empfehlen?«

»Ich würde das Tagesgericht nehmen. Kelly, kannst du der Dame einmal das Tagesgericht bringen. Sie sind eingeladen«, fügte er hinzu.

»Nein, seien Sie nicht albern. Das geht doch nicht.«

»Schon passiert. Nehmen Sie es als Entschuldigung für meine Unhöflichkeit von vorhin.«

»Sie waren nicht unhöflich.«

»Ich war ein bisschen kurz angebunden. Wegen Audrey, wissen Sie.«

»Wollen Sie sagen, dass Sie sie auf dem Bild doch *erkannt* haben?«

Er füllte ihre beiden Becher mit Tee. »Nun, vielleicht war mein Urteil ein wenig übereilt.«

»Möchten Sie das Bild noch einmal sehen?« Marcy kramte schon in ihrer Handtasche.

»Trinken Sie Ihren Tee«, wies er sie an und nahm ihr Devons Foto aus der Hand. Marcy gehorchte, führte den Becher an die Lippen und trank einen großen Schluck, ohne den Blick von ihm zu wenden. »Und?«

»Ich nehme an, das könnte Audrey sein.«

Marcy versuchte ihre wachsende Aufregung mit mehr Tee herunterzuschlucken.

»Wissen Sie, wie sie mit Nachnamen heißt?«

Liam schüttelte den Kopf.

»Was wissen Sie über sie?«

»Nicht allzu viel, fürchte ich. Ich hab nur ein paarmal mit ihr gesprochen. Sie ist vor etwa einem Jahr hierhergezogen. Aus irgendeinem Kaff im Westen von London, hat sie gesagt, glaube ich.«

»Hat sie einen englischen Akzent?« Devon hatte immer ein feines Ohr für Dialekte gehabt, dachte Marcy und erinnerte sich an ihren Auftritt in diversen Schultheateraufführungen.

»Kann sein. Jedenfalls keinen irischen, aber so genau habe ich nicht darauf geachtet. Sie ist nicht so mein Typ. Ich mag es ein wenig älter.« Ein Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

Flirtete er mit ihr, fragte Marcy sich und verwarf den Gedanken sofort wieder.

»Könnten Sie mir einen Gefallen tun? Könnten Sie mich anrufen, wenn Sie sie das nächste Mal sehen? Sofort, meine ich. Und ihr bitte nichts davon sagen, dass ich sie

suche?«

»Könnten Sie mir verraten, warum ich das alles machen soll?«

»Es ist kompliziert«, sagte Marcy noch einmal. Konnte sie ihm vertrauen?

»Können Sie mir wenigstens Ihren Namen verraten?«

»Marcy«, sagte sie nach einer längeren Pause, weil sie entschieden hatte, dass sie irgendjemandem trauen musste. »Marcy Taggart. Ich glaube, dass das Mädchen, das Sie als Audrey kennen in Wirklichkeit meine Tochter Devon ist.«

In Liams Blick sah sie alle möglichen Fragen, von denen er jedoch keine stellte. Stattdessen zog er einen Stift aus der Tasche seines weißen Hemdes und schob ihn über den Tisch. »Schreiben Sie Ihre Nummer auf die Serviette.«

Marcy nahm den Stift und stutzte dann. »O Gott, das geht nicht. Ich hab mein Handy weggeworfen.«

»Sie haben Ihr Handy weggeworfen?«

»Ja, in den Fluss.«

»Warum um alles in der Welt haben Sie das getan?«

»Es ist ...«

»Kompliziert«, beendete Liam den Satz für sie. »Das dachte ich mir schon. Und wie genau soll ich Sie dann erreichen?«

»Ich wohne im Doyle Cork Inn in der Western Road«, erklärte Marcy ihm.

Liam nickte, nahm seinen Stift zurück und kritzelt seine eigene Nummer auf die Serviette. »Melden Sie sich ab und zu mal. Das ist vielleicht einfacher.«

Marcy wäre beinahe in Tränen ausgebrochen. »Das ist sehr nett von Ihnen.«

»Manchmal müssen wir uns auf die Freundlichkeit von Fremden verlassen«, sagte er mit einem Zwinkern seiner tiefgrünen Augen.

Marcy erkannte das Zitat aus Tennessee Williams' *Endstation Sehnsucht*. Sie hob ihren Becher und stieß mit ihm an. »Auf die Freundlichkeit von Fremden.«

Liam erwiderte ihr Lächeln überraschend schüchtern. »Darauf, dass Sie Ihre Tochter finden«, sagte er.

KAPITEL ACHT

Es fing immer gleich an.

Mit leisen Worten und einer scheinbar einfachen Bitte.

»Schätzchen, komm leg dich einen Augenblick zu mir«, sagte ihre Mutter vielleicht und lud sie in ihr Bett ein, obwohl es schon fast Mittag war. »Ich weiß, du bist nur ein kleines Mädchen, aber du bist so klug und aufmerksam. Du verstehst so viel. Meinst du, du könntest mir bei einem kleinen Problem helfen?« Oder: »Schätzchen, du weißt, wie viel mir an deiner Meinung liegt. Komm setzt dich aufs Bett und sag mir, welches Kleid ich heute Abend auf die Party anziehen soll – das rote oder das blaue?« Oder: »Marcy, mein kleiner Engel. Ich weiß, dass du noch viel zu jung bist, um an Jungen zu denken, aber du musst mir einen Rat geben, was ich mit deinem Vater machen soll.«

Marcy drehte sich in ihrem zu weichen Doppelbett im Doyle Cork Inn um und presste sich das klumpige Schaumstoffkisten auf die Ohren, um den unvermeidlich folgenden Wortwechsel auszublenden. Doch es war bereits zu spät. Ihre Mutter war schon neben ihr, bat um Hilfe, die sie nicht wollte, Meinungen, die sie rasch wieder verwarf, und Rat, den sie nie annahm.

»Ich finde, du solltest das rote Kleid anziehen«, hatte Marcy auf dem Bett sitzend vielleicht geantwortet, während sie beobachtete, wie ihre Mutter ungeduldig durch ihren Kleiderschrank wühlte, Kleider von den Bügeln rupfte und unfeierlich auf den perlgrauen Läufer zu ihren Füßen warf.

»Glaubst du wirklich, das rote ist besser, Schätzchen? Warum? Findest du, dass ich in hellen Farben besser aussehe? Macht mich das blaue Kleid zu blass? Sehe ich darin fett aus?«

»Du könntest nie fett aussehen.«

Unvermittelt schimmerten Tränen in ihren Augen. »Glaubst du, ich habe zugenommen? Ist es das?«

»Nein, ich ...«

»Meine Kleider sind mir in jüngster Zeit schon ein bisschen eng vorgekommen, obwohl ich glaube, dass daran die Hersteller mit ihren lachhaft widersprüchlichen Größenangaben schuld sind. Ich meine, man kauft dieselbe Größe wie immer, und plötzlich passt es nicht mehr, und ich frage mich, ob das eine Verschwörung ist, eine Verschwörung zur Verwirrung der Frauen, damit sie sich verletzlich und hilflos fühlen, weil man sich nicht mehr auf die Größen verlassen kann. Man muss absolut alles anprobieren. Und das ist zeitaufwändig und überflüssig. Man sollte nicht alles anprobieren müssen. So sollte es nicht sein. Man sollte in einen Laden gehen können und sich eine Hose aussuchen können. Also, wenn man zum Beispiel eine Hose kaufen will und immer Größe 36 oder von mir aus auch 38 getragen hat – nicht, dass es schlimm wäre, Größe 38 oder 40 oder 42 oder auch 44 zu tragen, das ist überhaupt nicht schlimm. Schlimm ist nur, dass die Hersteller Frauen

vorsätzlich verwirren, sie wollen unser eigenes Körpergefühl verunsichern, uns einreden, wir wären fett, obwohl wir dieselbe Größe tragen wie immer. Wir sind überhaupt nicht fett. Findest du, dass ich fett aussehe?«

»Ich finde, du siehst wundersch ...«

»Ich mache mir Sorgen um Judith. Sie sieht aus, als hätte sie ein paar Pfund zugelegt. Sie hat tolle Beine, aber sie neigt dazu, Speck anzusetzen.«

»Nein, sie ...«

»Ich bin mir sicher, dass sie ein paar Pfund zugenommen hat. Um die Hüften. Und das kann man jetzt nicht mehr als Babyspeck abtun. Nicht wenn man fast vierzehn ist. Du tust ihr keinen Gefallen, wenn du ihr sagst, dass sich das auswachsen wird. Du musst ihr die Wahrheit sagen. Ich habe ihr gesagt, dass sie leider die gleiche Figur hat wie ihre Großmutter, die Mutter deines Vaters, nicht *meine* Mutter, meine Mutter war immer sehr schlank und elegant, aber die Frauen in Daddys Familie neigen alle dazu, Fett anzusetzen, vor allem um die Hüfte, und Judith kommt nach ihnen, das arme Ding, deshalb muss sie besonders aufpassen, sie kann sich keine Nachlässigkeit leisten, weil die Gesellschaft absolut grausam zu Frauen ist, die nicht auf sich achtgeben. Designer machen keine Kleider für fette Leute, habe ich ihr erklärt. Und es ist nicht leicht, weil die Hersteller sich verschworen haben, um die Frauen zu verwirren, und das ist nicht fair. Es ist einfach nicht fair.« Die bis jetzt zurückgehaltenen Tränen flossen. Ihre Mutter begann, vor Marcy auf und ab zu laufen.

»Mom, was ist? Was ist los? Warum weinst du?«

»Ich weine, weil alles so traurig ist. Die Welt ist ein so grausamer Ort. Und manchmal bin ich so verzweifelt. Wegen dir. Wegen Judith. Wegen uns allen.« Sie knallte die Kleiderschranktür zu, riss sie wieder auf, schloss und öffnete sie erneut.

»Ich hole Daddy.«

»Nein, tu das nicht.«

»Aber ich habe Angst. Du machst mir Angst.«

»Oh, Schätzchen. Du musst keine Angst haben. Alles wird gut. Ich habe gestern Abend im Fernsehen etwas Wunderbares gesehen. In den Nachrichten war ein Arzt, der gesagt hat, dass sie *so* nah dran sind, Krebs heilen zu können. Du wirst sehen. Du wirst es noch erleben. Ich wahrscheinlich nicht mehr. Aber du bestimmst. Die Menschen werden viel länger leben als heute. Vielleicht kannst du zweihundert Jahre oder sogar ewig leben. Das ist nicht unmöglich. Und du bist so ein süßes Mädchen, Marcy. So lieb und süß. Du hättest es verdient, ewig zu leben. Wenn wir nur etwas wegen deines Haars machen könnten. So viel Haare für ein so kleines Gesicht.«

Marcy strich sich das Haar aus der Stirn, richtete sich in ihrem Bett im Doyle Cork Inn auf, starzte auf den Radiowecker auf dem Nachttisch und strengte sich an, das schmerzverzerrte Gesicht ihrer Mutter beiseitezuschieben. Es war kurz vor vier. Noch ein paar Stunden, bis es hell wurde. Sie legte sich wieder hin, wälzte sich von

einer Seite auf die andere und zurück und hörte wieder das Geräusch, das die Kleiderschranktür ihrer Mutter gemacht hatte, als sie geöffnet und wieder geschlossen wurde, auf und zu.

»Ich habe alles vermasselt«, schluchzte ihre Mutter jetzt hemmungslos. »Ich habe alle enttäuscht.«

»Nein, das hast du nicht.«

»Habe ich doch. Schau mich an. Was habe ich erreicht? Nichts. Ich habe gar nichts.«

»Du hast Daddy. Du hast mich und Judith.«

Ihre Mutter starrte sie an, als könne sie direkt durch sie hindurchsehen, als wäre sie gar nicht da. »Judith musste mit einem Kaiserschnitt geholt werden«, sagte sie.

»Habe ich dir das je erzählt? Es war schrecklich«, fuhr sie fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Ich habe eine furchtbar große Spritze bekommen – direkt in die Wirbelsäule –, die mich von der Hüfte abwärts betäuben sollte, aber sie haben mir zu viel gegeben, sodass ich bis zur Brust betäubt war und das Gefühl hatte, ich könnte nicht atmen. Ich hab geweint und gesagt, dass ich keine Luft bekomme, aber die Ärzte haben mir versichert, dass ich ganz normal atmen würde, obwohl es sich angefühlt hat, als würde ich sterben. Kannst du das verstehen? Ich dachte, ich würde sterben. Und ich hatte solche Angst. Ich hatte solche Angst«, wiederholte sie so heftig schluchzend, dass ihre Schultern bebten.

Und dann sank sie plötzlich zu Boden, rollte sich zusammen und schlief ein.

Sie schlief den restlichen Tag, und am nächsten Morgen war sie verschwunden.

»Wo ist Mom?«, erinnerte Marcy sich, gefragt zu haben, als sie zum Frühstück nach unten kam.

Achselzuckend schnitt Judith das Omelette, das ihr Vater gemacht hatte, in kleine Stücke, führte die Gabel zum Mund und ließ sie unberührt wieder sinken. »Weg.«

»Wohin ist sie gegangen?«

»Da, wo sie sonst auch immer hingehört«, erwiderte Judith.

Was bedeutete, dass keiner es wusste. In Abständen verschwand ihre Mutter einfach. In der Regel für ein paar Wochen, manchmal kürzer, manchmal länger. Niemand wusste, was sie tat oder wo sie war. Nach den ersten paar Malen hatte ihr Vater es aufgegeben, sie zu suchen, hatte aufgehört, ihr Verschwinden der Polizei zu melden, Detektive zu engagieren, die Obdachlosenasyle und schmutzigen, zerlumpten Gestalten abzuklappern, die in der Gosse schliefen. Als Teenager hatte Marcy in Begleitung von ein paar Schulfreundinnen einmal gesehen, wie ihre Mutter vor einem Ladenfenster in einer Mülltonne kramte – zumindest glaubte sie, dass es ihre Mutter war –, doch sie hatte sich abgewandt, bevor sie sich sicher sein konnte, und ihre Freundinnen in einen anderen Laden gelotst.

Ihr Vater hatte versucht, es ihnen mit dem allgemein üblichen Fachjargon jener Zeit zu erklären. »Eure Mutter ist manisch-depressiv. Kein Grund, sich Sorgen zu machen. Sie wird nicht sterben. Sie ist nicht gefährlich. Sie wird nur erst sehr

aufgereggt und dann sehr traurig. Solange sie ihre Medikamente nimmt, kann sie ganz normal funktionieren.«

Doch ihre Mutter hasste ihre Medikamente. Unter ihrer Wirkung fühlte sie sich, »als würde sie im Schmetterlingsstil durch einen Sumpf schwimmen«, wie sie sich ausdrückte. Also hatte sie aufgehört, sie zu nehmen. Und so begann der Kreislauf aufs Neue: die wilden Stimmungsschwankungen, das zu schnelle Reden und häufige Unterbrechen, die unbarmherzige Intensität, mit der sie selbst alltägliche Handlungen verrichtete, die hysterischen Lachanfälle, die beängstigenden Weinkrämpfe, das plötzliche Einschlafen und gelegentliche Verschwinden.

Es dauerte nicht lange, bis Marcy die Zeichen zu deuten wusste. Sie wurde sehr gut darin vorauszusagen, wann ihre Mutter wieder aufbrechen würde. »Es geht wieder los«, sagte sie dann zu Judith. Und sie hatte immer recht.

Bis auf ein Mal.

»Okay, das reicht«, sagte Marcy, stand aus dem zu weichen Bett auf und schaltete das Deckenlicht ein. Sie hätte ein Buch mitnehmen sollen, dachte sie. Wer fuhr ohne ein Buch in Urlaub? Irgendwas, um sich abzulenken und die Geister der Vergangenheit in Schach zu halten. Sie würde sich eins kaufen, sobald die Läden aufmachten. Und ein neues Handy, entschied sie, trat ans Fenster und starrte durch die verstaubte Spitzengardine auf die geschlossene Jalousie des Fensters gegenüber. Dort stand sie immer noch, als es langsam heller wurde und die Glocken der St. Anne's Shandon Church den Beginn eines neuen Tages einläuteten.

Sobald die Läden öffneten, kaufte Marcy sich ein neues Handy und rief Liam an. »Habe ich Sie geweckt?«, fragte sie, als sie seine verschlafene Stimme hörte. Was war mit ihr los? Warum hatte sie ihn so früh angerufen? Warum hatte sie ihn überhaupt angerufen, Herrgott noch mal? Er hatte gesagt, dass sie sich ab und zu melden sollte, nicht gleich als Erstes am nächsten Morgen. Was also sollte das jetzt? Nur weil er sich gestern Nachmittag gut zwanzig Minuten zu ihr gesetzt hatte, bedeutete das nicht, dass er sich ernsthaft für ihre Probleme interessierte. Er war von Natur aus ein flirtiger Typ und hatte ihr mit seiner Aufmerksamkeit einen Gefallen tun wollen. Weder sie noch ihre Tochter kümmerten ihn wirklich. Sie hatte ihm nur leidgetan.

»Ist irgendwas passiert? Haben Sie Audrey gefunden?«

»Nein. Ich ... ich ... hab mir ein Handy gekauft«, platzte sie los und ratterte hastig ihre neue Nummer herunter. »Tut mir schrecklich leid, dass ich Sie gestört habe. Ich dachte bloß, so können Sie mich anrufen ...«

»Sobald ich sie sehe«, beendete Liam den Satz für sie. »Versprochen«, fügte er hinzu, als würde er Marcys Bedürfnis nach Bestätigung verstehen. »Und wie sehen Ihre Pläne für heute aus?«

Marcy erzählte ihm, dass sie vorhatte, sich an der Universität umzusehen.

»Viel Glück«, sagte er und legte auf, bevor sie sich noch einmal entschuldigen

konnte.

Das würde sie brauchen, dachte Marcy, steckte das Handy in ihre Handtasche und machte sich auf den Weg zum Campus.

Laut einer Broschüre, die im Besucherzentrum der Universität auslag, war das University College Cork 1845 gegründet worden und zählte aktuell zu den führenden Forschungseinrichtungen Irlands. Der Campus lag auf einem Hügel mit Blick auf den Lee und strahlte eine angenehme Mischung aus Alt und Neu aus. Auf einer malerisch gestalteten Grünfläche mit zahlreichen Bäumen wechselten sich alte, neugotische Gebäude ab mit modernen Bauten aus Glas und Beton. Mehr als siebzehntausend Studenten besuchten die vier Colleges: eins für die Künste, keltische Studien und Sozialwissenschaften; eins für Jura und Betriebswirtschaft; eins für Medizin und eins für Maschinenbau, Natur- und Ernährungswissenschaften. Des Weiteren war die Universität Sitz des irischen Instituts für chinesische Studien, was vermutlich der Grund für die zahlreichen asiatischen Studenten war, die Marcy seit Betreten des Campusgeländes gesehen hatte.

Weil sie wusste, dass es höchst unwahrscheinlich war, dass Devon sich für ein Studium im Bereich Medizin, Betriebswirtschaft, Ingenieurswesen oder Jura entschieden hatte, konzentrierte Marcy sich gleich auf die Künste. Das Theater hatte ihre Tochter schon immer fasziniert. Seit sie ein kleines Mädchen war, hatte sie davon geträumt, Schauspielerin zu werden, und als Teenager hatte sie häufig davon gesprochen, nach Hollywood gehen zu wollen. Marcy hatte versucht, es ihr auszureden. »Dort wartet ein Leben voller Zurückweisungen auf dich«, hatte sie gesagt.

Sie hätte Devon mehr unterstützen sollen, dachte Marcy jetzt, als sie die gepflasterte Straße über den Campus hinunterging und die Grüppchen von Studenten betrachtete, die auf den Betonbänken entlang des Weges hockten. Hätte es sie umgebracht, ihre Tochter mehr zu ermutigen?

»Warum musst du immer so negativ sein?«, konnte sie Devon fragen hören.

»Ich versuche nur, dich zu beschützen.«

»Ich will keinen Schutz. Ich will deine Unterstützung.«

»Verzeihung«, übertönte Marcy ihre wütende Stimme und zeigte ihr Foto einer entgegenkommenden Gruppe junger Frauen. »Kennt einer von Ihnen dieses Mädchen?«

Die drei Mädchen betrachteten das Bild nacheinander. »Nein«, sagte die Erste, und ihre beiden Freundinnen bestätigten das nickend.

»Kenne ich nicht«, sagten sie fast im Chor.

»Vielen Dank. Verzeihung.« Praktisch im nächsten Atemzug sprach sie einen jungen Mann an, der einen Stapel Bücher in den Armen balancierte. »Haben Sie dieses Mädchen schon mal gesehen? Sie heißt Devon ...«

»Nein, tut mir leid.«

»Sie kennen Sie möglicherweise als Audrey.«

»Sorry, nein.«

Und so ging es auch mit allen anderen, die sie fragte.

»Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Ich fürchte nicht.«

»Sorry, nein.«

Manchmal bohrte Marcy auch tiefer. »Könnten Sie sich das Bild bitte noch einmal ansehen? Vielleicht haben Sie ein Literaturseminar zusammen besucht.«

»Ich glaube nicht.«

»Kann ich nicht sagen.«

»Sorry, nein.«

»Haben Sie es schon mal bei der Verwaltung probiert?«, schlug irgendjemand vor. Kurz darauf stand Marcy in einem Büro der Universitätsverwaltung. »Sie kommt Ihnen nicht bekannt vor?«, fragte sie die Frau hinter dem Empfangstresen.

»Nein, überhaupt nicht. Sind Sie sicher, dass sie Studentin hier ist?«

Marcy gab zu, dass sie sich dessen keineswegs sicher war.

Die Frau gab etwas in ihren Computer ein. »Sie sagten, ihr Name ist Audrey?«

»Ja, genau.«

»Nachname?«

Marcy zögerte. Welchen Namen würde ihre Tochter benutzen? »Ich weiß nicht.«

Die Frau schüttelte den Kopf und schien sich auf einen Punkt links von Marcys Nase zu konzentrieren. »Ich fürchte, ohne einen Nachnamen kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

»Probieren Sie Taggart.« Marcy buchstabierte den Namen. »Und wenn es keine Audrey Taggart gibt, versuchen Sie es mit Devon.«

»Audrey und Devon Taggart.« Seufzend tippte die Frau die Namen ein. »Nein, kein Eintrag für beide. Tut mir leid. Haben Sie schon in den anderen Colleges nachgefragt?«

Bis vier Uhr hatte Marcy es bei praktisch jedem Institut auf dem Campus versucht. Sie hatte ihren Kopf in jedes Büro und jeden Hörsaal gesteckt, war jedes Stockwerk und jeden Flur abgelaufen, hatte in jeder Nische und jedem Winkel jedes Gebäudes und hinter jedem Baum auf dem Campus nachgesehen, hatte jeden Studenten, den sie zu fassen kriegte, gebeten, sich das Foto anzusehen. »Mich haben Sie schon gefragt«, murmelte einer von ihnen, als ob sie eine Bettlerin wäre.

Marcy war gerade dabei, den Campus zu verlassen, als sie sie sah.

Das Mädchen stand auf einer Fußgängerbrücke zwischen dem Bachelor's Quay und der North Mall und starrte scheinbar gedankenverloren ins Wasser. Eine Brise wehte ihr das lange Haar ins Gesicht, sodass sie alle paar Sekunden ein paar verflixte Strähnen aus ihrem Mund streichen musste.

»Devon!«, rief Marcy, doch es ging im Lärm eines vorbeikommenden Wagens unter. Sie rannte die Straße zur Brücke hinunter und kam der für immer verloren

geglaubten Tochter mit jedem Schritt näher. »O mein Gott. O mein Gott.« Bitte mach, dass sie sich freut, mich zu sehen, betete sie im Laufen. Bitte lass sie nicht wütend sein. Bitte lass sie mich wieder in den Armen halten.

In diesem Moment hörte sie jemanden rufen, drehte sich um und sah wie aus dem Nichts ein Fahrrad auf sich zukommen. Der Fahrer versuchte verzweifelt, ihr auszuweichen. Doch er fuhr zu schnell, und sie reagierte zu langsam, sodass er von hinten mit ihr zusammenstieß, sie herumwirbelte und von den Beinen holte.

Im nächsten Augenblick lag Marcy wie eine Stoffpuppe auf dem Pflaster, umringt von einer kleinen Menschenmenge. »Alles in Ordnung?«, fragte irgendjemand.

»Haben Sie sich etwas gebrochen?« »Können Sie aufstehen?«

Marcy spürte, wie jemand ihr unter die Arme griff und sie auf die Füße zog. »Mir geht es gut«, sagte sie und erkannte ihre eigene Stimme kaum wieder. Was zum Teufel war passiert?

»Sind Sie sicher? Soll ich einen Krankenwagen rufen?«, fragte ein junger Mann, der sich nach vorn drängte.

»Ich brauche keinen Krankenwagen.« Ich muss meine Tochter finden, dachte Marcy, nachdem sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatte und aus dem aschfahlen Gesicht des Jungen schloss, dass er der Fahrer des Fahrrads sein musste. Panisch blickte sie zu der Fußgängerbrücke, konnte jedoch nicht über die Köpfe der Passanten hinwegsehen, die stehen geblieben waren, um ihr zu helfen. »Bitte. Ich muss los.«

»Nein«, beharrte der junge Mann und hielt sie mit einem kräftigen Griff an ihrem Arm zurück. »Sie sollten sich kurz hinsetzen. Vielleicht haben Sie eine Gehirnerschütterung.«

»Ich habe mir nicht den Kopf gestoßen. Ich habe keine Gehirnerschütterung. Wenn Sie mir bitte alle aus dem Weg gehen könnten ...«

»Sie haben die Dame gehört«, fauchte der junge Mann die Schaulustigen an.

»Zurück. Sie braucht frische Luft.« Sofort löste sich die kleine Menge auf, bis nur noch der Junge und Marcy zurückblieben. »Es tut mir schrecklich leid«, sagte er. Lockiges braunes Haar rahmte ein Gesicht, das zu grob wirkte, um attraktiv auszusehen. Er musterte sie nervös aus kleinen dunklen Augen, als wollte er sich vergewissern, dass sie nicht doch noch zusammenbrach.

Marcy schätzte ihn auf Mitte zwanzig, als sie an ihm vorbei zu der Fußgängerbrücke blickte, genauso alt wie Devon. »Ist schon in Ordnung«, sagte sie mit flacher Stimme. »Es war ein Unfall.«

»Ich bin einfach vor mich hin geradelt. Ich war mit den Gedanken woanders und hab nicht richtig aufgepasst, schätze ich, und auf einmal sind Sie mir in die Speichen gelaufen«, erklärte der Junge mit einem breiten irischen Akzent. »Ich hab noch versucht auszuweichen ...«

»Es war nicht Ihre Schuld«, versicherte Marcy ihm, während ihr Verstand zu verdauen suchte, was ihre Augen bereits wussten: Devon stand nicht mehr auf der

Brücke und starrte gedankenverloren ins Wasser, vom Wind zerzaust und
widerspenstige Strähnen in ihrem traurigen Gesicht.

Ihre Tochter war weg.

Sie hatte sie wieder verloren.

KAPITEL NEUN

Ihre Kindheit und Jugend war ein ständiges sich gegenseitig Beobachten, ein Lauern auf Anzeichen einer beginnenden Depression, ein zu lautes oder zu langes Lachen, ein melancholischer Seufzer, ein Lächeln, das in ein Stirnrunzeln überging, plötzliche Stimmungswechsel von hoch zu tief und wieder zurück in nervenaufreibendem Tempo wie die Achterbahnfahrten, die sie als Kinder geliebt hatten.

Nur dass sie eigentlich nie richtig Kinder gewesen waren und die Achterbahnfahrten rasch ihren Kitzel verloren, weil ihr Alltag sich als noch viel unberechenbarer und beängstigender erwiesen hatte, als jede Karussellfahrt es sein könnte.

»Was ist los? Hast du dich über irgendwas geärgert?«, fragte Marcy jedes Mal, wenn Judith auch nur vage verstimmt aussah.

»Worüber kicherst du immer noch?«, fragte Judith ihre Schwester, wenn diese nach der Erzählung eines nur mäßig komischen Witzes länger als angemessen glückste.

»So witzig war es auch nicht.«

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Marcy.

»Hast du ein Problem?«, fragte Judith.

»Bist du deprimiert?« Noch mal Judith.

»Hast du Kummer?« Wieder Marcy.

»Marcy! Um Himmels willen, wo zum Teufel steckst du?«, kreischte Judith jetzt. Marcy hielt ihr Handy ein Stück von ihrem Ohr weg und bereute es bereits, ihre Schwester angerufen zu haben. »Mir geht es gut.«

»Ich habe dich nicht gefragt, *wie es dir geht*«, schoss Judith sofort zurück. »Ich weiß schon, dass du mit dem Sprung, den du in der Schüssel hast, jeden Polterabend schmeißen könntest. Ich habe gefragt, *wo du bist?* Weißt du, dass irgendwas mit deinem Handy nicht stimmt? Ich hab permanent versucht, dich zu erreichen, ohne Erfolg. Also habe ich Peter angerufen, und er hat mir den Namen deines Hotels in Dublin gesagt, also habe ich dort angerufen, und man hat mir erklärt, du seiest abgereist. Was gibt es da zu lachen, verdammt noch mal?«

Marcy schluckte das Glücksen herunter, das immer noch in ihrem Hals kitzelte. Judith neigte zu einer äußerst blumigen Sprache, dachte sie. »Mit dem Sprung in der Schlüssel kannst du jeden Polterabend schmeißen« war wirklich gut. »Ich habe dich schon immer für deinen Wortwitz bewundert«, sagte sie.

»Meinen Wortwitz? Wovon zum Teufel redest du?«

»Du hast nie ein Blatt vor den Mund genommen«, sagte Marcy und stellte sich vor, wie Judith die Brauen runzelte und ungeduldig den Mund verzog. »Das habe ich immer an dir geliebt.«

»Bist du high?«, fragte Judith.

»Nein, natürlich nicht.« Marcy hatte immer zu viel Angst gehabt, um mit Drogen

zu experimentieren.

»Wo bist du?«, wiederholte Judith.

Marcy sah sich in ihrem winzigen Badezimmer im Doyle Cork Inn um. Sie saß nackt auf dem Rand der weißen Badewanne, aus der Dampf aufstieg wie Finger, die sie in das heiße Wasser locken wollten, das sie sich hatte einlaufen lassen. »Ist doch egal, wo ich bin.«

»Ist doch egal, wo du bist? Wie soll ich kommen und dich abholen, wenn ich nicht weiß, wo du bist?«

»Niemand hat dich gebeten, zu kommen und mich abzuholen. Ich will nicht, dass du kommst und mich abholst.«

»Marcy, hör mir zu. Du musst dich beruhigen ...«

»Ich *bin* ganz ruhig. Du bist diejenige, die sich aufregt.«

»Weil du offensichtlich irgendeinen Zusammenbruch hast. Das ist unter den gegebenen Umständen auch absolut verständlich, versteh mich nicht falsch. Glaub mir, ich weiß, was du durchmachst. Deine Tochter ist gestorben«, führte sie überflüssigerweise weiter aus, »dein Mann hat dich wegen einer anderen Frau verlassen. Ganz zu schweigen von unserer Familiengeschichte ...«

»Ich bin nicht verrückt, Judith.«

»Du bist in Irland, Herrgott noch mal. Du bist alleine in deine zweiten Flitterwochen aufgebrochen. Findest du das normal?«

»Es ist vielleicht ein bisschen ungewöhnlich, aber ...«

»Genauso ungewöhnlich, wie sein totes Kind in den Straßen von Dublin zu sehen?« Cork, hätte Marcy sie beinahe verbessert, biss sich jedoch auf die Unterlippe. »Ich habe sie nicht gesehen«, sagte sie stattdessen.

»Natürlich hast du sie nicht gesehen«, wiederholte Judith und hielt dann abrupt inne. »Was soll das heißen, du hast sie nicht gesehen?«

»Ich habe sie nicht gesehen. Ich habe mich geirrt.«

»Was soll das heißen?«, fragte Judith noch einmal.

Marcy spürte, wie ihre Schwester angestrengt zu verstehen versuchte. »Ich weiß jetzt, dass das Mädchen, das ich für Devon gehalten habe, nur ein Mädchen war, das ihr vielleicht ein bisschen ähnlich gesehen hat, aber sie war es nicht. Ich habe bloß etwas gesehen, das ich sehen wollte ...« Marcy beschwore das Bild des Mädchens herauf, das auf der Fußgängerbrücke zwischen dem Bachelor's Quay und der North Mall gestanden und gedankenverloren ins Wasser gestarrt hatte.

»Du hast sie nicht gesehen?«

»Es war nicht Devon.«

Judiths Seufzer der Erleichterung war förmlich mit Händen zu greifen. »Woher weißt du, dass sie es nicht war?«, fragte sie argwöhnisch.

»Weil Devon tot ist«, erklärte Marcy ihr.

»Das sagst du doch nicht bloß, weil du denkst, dass ich es hören will?«, drängte Judith weiter.

Genau deswegen sagte sie es, räumte Marcy stumm ein. »Devon ist tot«, wiederholte sie, und jedes Wort stach in ihre Kehle wie ein scharfes Messer, das tiefe, klaffende Wunden hinterließ.

Sie konnte ihre Schwester förmlich nicken sehen. »Okay«, sagte Judith, und dann noch einmal: »Okay.« Eine weitere Pause, ein weiteres Nicken. »Und wo bist du jetzt und wann kommst du nach Hause?«

Marcy log, dieselbe Lüge, die sie Vic Sorvino aufgetischt hatte. »Ich bin in Paris.« »Das glaube ich dir nicht.«

Marcy seufzte. Vic hatte ihr auch nicht geglaubt. »Ich komme Ende der Woche nach Hause.«

»Warte, wenn du wirklich in Paris bist, habe ich eine gute Idee«, sagte Judith hastig. »Warum nehme ich nicht den nächsten Flug und treffe dich dort? Ich bin sicher, Terry hat nichts dagegen, wenn ich ein paar Tage wegfare, ehrlich gesagt ist er wahrscheinlich begeistert. Wir können shoppen gehen und uns die Sehenswürdigkeiten angucken, nur wir beide. Komm, sag ja. Es wird bestimmt lustig.«

Wie früher, war Marcy versucht zu sagen, nur dass sie früher nie shoppen waren oder irgendwelche Sehenswürdigkeiten besichtigt hatten. Früher war alles andere als ein Spaß gewesen. »Ich überlege es mir.«

»Was gibt es da zu überlegen?«

»Ich rufe dich an.«

»Sag mir einfach, in welchem Hotel du bist, und ...«

»Ich ruf dich an«, sagte Marcy noch einmal und beendete das Gespräch.

Sie stand vom Wannenrand auf, ging nackt ins Schlafzimmer, stieg über die Kleider, die sie auf dem Boden hatte liegen lassen, und warf das Handy aufs Bett. Sie hasste es, ihre Schwester anzulügen. Aber was hätte sie sonst tun sollen? Sie hätte ihr die Wahrheit sagen können, dachte Marcy, kehrte ins Bad zurück und versuchte ihr Spiegelbild in dem beschlagenen Spiegel zu sehen. »Wer steckt überhaupt in diesem Kopf?«, fragte sie laut, wischte den Spiegel mit dem Unterarm blank und beobachtete, wie er sofort wieder beschlug und ihre verwirrten Gesichtszüge verwischte, bis sie ganz verschwunden waren.

In Wahrheit war sie mehr denn je davon überzeugt, dass Devon lebte, dass sie sie heute Nachmittag wieder gesehen hatte, und dass es nur eine Frage der Zeit war, bevor sie sich wieder über den Weg liefern. So groß war Cork schließlich auch nicht. Morgen würde sie zum Haus der O'Connors zurückkehren, warten, bis ihr Kindermädchen herauskam, und sie den ganzen Tag verfolgen. Sie war sich sicher, dass Shannon sie irgendwann zu Devon führen würde.

Wenn nur dieses Fahrrad nicht aus dem Nichts aufgetaucht wäre und sie umgefahren hätte, dachte Marcy, während sie vorsichtig in die Wanne stieg, wären wir vielleicht schon vereint. Sie hielt die Luft an, als sie das heiße Wasser auf den frischen Prellungen an Armen und Beinen spürte.

Sie hörte die mahnende Stimme ihrer Schwester: *Es ist nicht gesund, so heiß zu baden.*

»Lass mich in Frieden, Judith«, flüsterte Marcy ungeduldig, ließ sich tiefer in die Wanne sinken und streckte die Beine aus. Das Wasser stieg ihr bis zum Kinn und leckte an ihren Lippen, als sie die Augen schloss und spürte, wie ihr Haar wie Seetang um ihren Kopf trieb.

Wir verweilten in den Kammern der See, zitierte sie stumm die letzten Zeilen eines ihrer Lieblingsgedichte von T. S. Eliot.

Von Meermädchen umkränzt mit Seetang, rot und braun./ Bis menschliche Stimmen uns wecken, und wir ertrinken.

Nach der Entdeckung von Devons gekentertem Kanu hatte Marcy versucht, sich vorzustellen, wie es war zu ertrinken. Sie war wochenlang jeden Tag in die Badewanne gestiegen, hatte das Wasser um sich herum ansteigen lassen und gespürt, wie es an ihrer Haut zerrte wie ein Anker, der sie nach unten zog. Dann tauchte sie langsam und lautlos unter und öffnete den Mund.

Einmal war Peter hereingekommen.

Er war ins Bad gekommen, um sich fürs Bett fertig zu machen, und hatte sie untergetaucht in der Wanne liegen sehen. Er hatte sie buchstäblich an den Haaren gepackt und aus dem Wasser gerissen, wie ein Neandertaler, erinnerte sie sich, gedacht zu haben, und sie angeschrien: »Was zum Teufel machst du? Was zum Teufel machst du?« Danach hatte er die Tür mit Zange und Schraubenschlüssel gewaltsam aus den Angeln gehoben, und das Bad war gut eineinhalb Jahre türlos geblieben. Erst wenige Wochen vor seinem Auszug hatte er eine neue eingesetzt, als wollte er unterstreichen, dass sie nicht mehr seine Sorge war.

Und seine Sorge war auch völlig unbegründet. Sie hätte es nicht durchziehen können. Das Panikgefühl, wenn statt Luft Wasser in die Lungen drang, war so schlimm, dass Marcy es nicht länger als ein paar Sekunden aushielte.

Hatte Devon die gleiche Panik gespürt? Hatte sie um ihr Leben gekämpft, als das eisige Wasser in ihre Lungen drang? Hatte sie ein letztes Mal nach ihrer Mutter gerufen, bevor sie gestorben war?

Aber sie war ja gar nicht gestorben, wusste Marcy jetzt.

»Mein Baby lebt«, flüsterte sie, als das Wasser ihre Ohren umspielte. »Sie ist nicht tot. Sie ist nicht tot«, wiederholte sie, und der angenehme Klang der Worte ließ ihre Trommelfelle sanft vibrieren.

Nur dass es nicht ihre Worte waren, die in ihren Ohren klingelten, wie ihr nach einer Weile bewusst wurde. Es war ihr Handy. Garantiert ihre Schwester, dachte sie und entschied, das beharrliche Geräusch zu ignorieren, bis ihr schlagartig bewusst wurde, dass es nicht Judith sein konnte. Judith konnte unmöglich ihre Nummer in Erfahrung gebracht haben oder ihren Anruf zurückverfolgt haben. Marcy hatte ihre Nummer bewusst unterdrückt. Nein, der einzige Mensch, der ihre Nummer kannte, war Liam, und sein Anruf konnte nur bedeuten, dass er Devon gesehen hatte.

Vielleicht war sie in diesem Augenblick bei ihm.

Marcy sprang aus der Wanne, rutschte auf dem Fliesenboden aus und krachte mit der Hüfte gegen die Badezimmertür. »Verdammt«, fluchte sie und spürte schon, wie sich ein neuer Bluterguss bildete, während sie zum Bett stürzte. Sie konnte sich glücklich schätzen, wenn sie Irland lebend wieder verließ, dachte sie, als sie ihr Handy aufklappte. »Hallo? Hallo?«

»Hallo?«, antwortete Liam. »Marcy, sind Sie das?«

»Liam?«

»Alles in Ordnung? Sie klingen ein bisschen ...«

»Haben Sie Devon gesehen?«

»Nein«, sagte er. »Sie?«

Statt zu antworten, brach Marcy in Tränen aus.

»Marcy, was ist los?«

»Nichts. Schon gut. Ich dachte bloß ...«

»Sie dachten, mein Anruf bedeutet, dass ich sie gesehen habe«, sagte er. »Es tut mir schrecklich leid. Natürlich mussten Sie das denken.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich sollte keine vorschnellen Schlüsse ziehen.« Dann berichtete Marcy ihm, dass sie Devon noch einmal gesehen hatte.

»Moment mal«, sagte er, als sie ihre Geschichte beendet hatte. »Sie sagen, Sie wären von einem Fahrrad angefahren worden? Sind Sie verletzt?«

»Mir geht es gut. Nur ein paar Prellungen. Es war meine Schuld. Ich habe nicht aufgepasst.«

»Sind Sie sicher, dass alles okay ist? Sie könnten eine Gehirnerschütterung haben.«

»Mir geht es gut«, wiederholte sie so müde und geschlagen, wie sie sich fühlte.

»Und als Sie wieder auf den Beinen waren ...«

»... war sie verschwunden«, sagte Marcy.

»Nun, ich wünschte, ich hätte Neuigkeiten für Sie ...«

»Warum rufen Sie an?«

Sie spürte, wie er lächelte. »Hier war eben jemand, der nach Ihnen gefragt hat.«

»Was? Wer?«

»Ein Mann.«

»Was für ein Mann?« Konnte es sein, dass Peter sie aufgespürt hatte, dass er seine neue Liebe und seinen Golfplatz zurückgelassen hatte und bis nach Irland geflogen war, um Marcy nach Hause zu holen?

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass es der Mann war, mit dem Sie neulich hier waren«, hörte sie Liam sagen.

»Der Mann mit dem ich neulich ...« Mit welchem Mann war sie zusammen gewesen? »Meinen Sie Vic? Vic Sorvino?«, fragte Marcy ungläubig.

»Ja, genau. So steht es jedenfalls auf seiner Visitenkarte, die hier vor mir liegt.«

Was machte Vic hier? »Hat er gesagt, was er wollte?«

»Nur, dass er Sie suchen würde und dachte, Sie wären vielleicht wieder in dem Pub

gewesen.«

»Was haben Sie ihm gesagt?«

»Nun, ich war mir nicht sicher, was Sie wollen, also hab ich ihm gesagt, ich hätte Sie nicht gesehen.«

Marcy wusste nicht, ob sie enttäuscht oder erleichtert war. Was machte Vic hier in Cork? Hatte sie ihm nicht erklärt, dass sie diese Sache alleine erledigen musste?

»Habe ich das richtig gemacht?«, fragte Liam.

»Ja. Vielen Dank.«

»Möchten Sie seine Nummer.«

»Die habe ich.« Marcy griff in ihre Handtasche, zog Vics Karte heraus, zerriss sie in kleine Schnipsel, die sie auf das Laken rieseln ließ wie eine Handvoll Konfetti.

»Und was soll ich ihm sagen, wenn er noch mal nach Ihnen fragt?«, wollte Liam wissen.

»Sagen Sie ihm, Sie hätten mich nicht gesehen.«

»Sind Sie sicher?«

Marcy spürte Vics Lippen sanft auf den ihren, seine Finger zärtlich auf ihrer Haut, sie hörte seine leisen Worte im Halbdunkel, *du bist wunderschön*. Es hatte sich so gut angefühlt, wieder begehrte zu werden, von einem Mann mit etwas anderem als Mitleid, Verachtung oder schlimmer noch Gleichgültigkeit angesehen zu werden. Sie hatte es nicht verdient, sich so gut zu fühlen. Noch nicht. Nicht, ehe sie Devon nicht gefunden hatte. Nicht, ehe sie eine Chance bekommen hatte, alles wiedergutzumachen. »Ich bin sicher.«

»Gut.«

»Gut?«

»Der Mann hatte bloß irgendwas, was mir ein bisschen unbehaglich war«, sagte Liam.

»Unbehaglich?«

»Ich weiß nicht, wie ich es sonst ausdrücken soll. Er kam mir irgendwie ein bisschen seltsam vor. Wissen Sie, was ich meine?«

Marcy schüttelte den Kopf. Sie hatte ehrlich gesagt keine Ahnung, wovon Liam redete. Vic war ihr in keiner Weise »seltsam« erschienen. Aber mit ihrer Menschenkenntnis war es ohnehin nicht weit her, wenn es um Männer ging.

»Marcy?«, fragte Liam. »Sind Sie noch da?«

»O ja. Sorry.«

»Ich hab Sie doch nicht beleidigt, oder?«

»Wie sollten Sie mich beleidigt haben?«

»Na ja, wenn dieser Vic ein Freund von Ihnen ist ...«

»Ist er nicht.« Er ist bloß ein Mann, den ich in einem Bus kennengelernt habe, dachte sie und versuchte die Erinnerung an Vics warmen Körper zu verdrängen, der sich an ihren schmiegte, an sein tröstendes Schnarchen, das in ihren Ohren widerhallte.

Sie hatte es nicht verdient, getröstet zu werden.

»Haben Sie Hunger?«, fragte Liam.

Marcy spürte, wie sich ihr Magen zusammenkrampfte. »Ein bisschen, ja.«

»Ich hol Sie in einer halben Stunde ab«, sagte er.

KAPITEL ZEHN

»Also, lassen Sie mich überlegen. Ehemann Nummer eins war ein Musiker«, sagte Marcy, während eine leise Stimme in ihrem Hinterkopf sie ermahnte, dass sie nicht so über ihre Schwester sprechen sollte.

»Sie müssen es mir nicht erzählen«, sagte Liam, als spürte er ihre Vorbehalte. »Es geht mich im Grunde nichts an. Ich hätte nicht fragen sollen.«

»Keine Sorge. Judith wäre es egal.« Wie oft hatte sie ihre Schwester prahlen hören, sie sei »total taktlos«? Und konnte eine Frau, die fünfmal verheiratet gewesen war, wirklich erwarten, dass man nicht über sie sprach?

»Ich wollte Sie bloß ein bisschen von allem ablenken.«

Mit »von allem« meinte er, dass sie, obwohl er sie zu einem der beliebtesten Treffpunkte für junge Leute in Cork geführt hatte, noch immer keine Spur von Devon gefunden hatte. Obwohl sie praktisch jedem in dem lauten Lokal Devons Foto gezeigt hatten, hatte kein einziger Gast sie wiedererkannt.

»Nun denn. Es ist noch früh«, hatte er gesagt, als sie an einem Tisch in dem vollen billigen Restaurant in der Grattan Street Platz genommen hatten. »Vielleicht taucht sie später auf.« Er hatte bei einer Kellnerin mit pinkfarbenem Haar etwas zu essen bestellt. »Der Laden ist den ganzen Abend voll«, meinte er, nachdem sie ihren ersten Irish Coffee getrunken hatten. »Und wenn nicht heute Abend«, hatte er versichert und einen zweiten Irish Coffee bestellt, »dann morgen. Sie taucht bestimmt auf. Sie werden sehen. Wir finden sie.«

Marcy hatte gelächelt. Es fühlte sich gut an, »wir« zu sein.

Eine Einheit, hatte sie gedacht und sofort Peters Einwand gehört.

»Warum verziehen Sie das Gesicht «, fragte Liam. »Tut es Ihnen leid, dass Sie sich von mir haben überfallen und ausführen lassen?«

Er sah alles, dachte Marcy und blickte sich in dem hell erleuchteten Raum um.

»Nein, ich bin froh, dass ich mitgekommen bin. Warum haben Sie mich überhaupt angerufen?«, fragte sie im nächsten Atemzug. »Ich bin sicher, es gibt da draußen Dutzende von jungen Frauen, die Sie hätten fragen können.«

»Vielleicht habe ich das ja und sie haben mir alle einen Korb gegeben.« Liam lächelte. »Oder vielleicht finde ich junge Frauen einfach nicht so interessant.«

»Aber mich?«

»Ich denke, Sie könnten interessant sein.« Sein Lächeln erreichte seine Augen.

Marcy war rot geworden und hatte sich abgewandt.

Und just in dem Moment hatte er sie nach ihrer Familie gefragt.

»Ich habe eine ältere Schwester«, hatte sie ihm erzählt, erleichtert, das Thema wechseln zu können. »Judith. Sie war fünfmal verheiratet.«

Er lachte. »Offensichtlich eine Optimistin.«

»Das ist eine nette Art, es auszudrücken.«

Er nestelte mit langen, schlanken Fingern an dem Kragen seines schwarzen Hemds.

»Und wie würden Sie es ausdrücken?«

Marcy hatte kurz überlegt. »Ich glaube, sie hat einfach Angst vorm Alleinsein.«

»Meine Mutter hat immer gesagt, es gibt nichts Einsameres als eine unglückliche Ehe.«

Marcy nickte. »Ihre Mutter ist eine sehr kluge Frau.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Liam und nippte an seinem Irish Coffee.

»Und ... die fünf Ehemänner ...«

»Also, lassen Sie mich überlegen«, begann Marcy. »Ehemann Nummer eins war ein Musiker.«

»Sie müssen es mir nicht erzählen. Es geht mich Grunde nichts an. Ich hätte nicht fragen sollen.«

»Keine Sorge. Judith wäre es egal.«

»Ich wollte Sie bloß ein bisschen von allem ablenken.«

»Ich weiß.«

»Wenn das so ist, was für ein Musiker?«, fragte er.

»Schlagzeuger.«

»O nein. Das sind die Schlimmsten.«

Liam lachte, und Marcy lachte mit ihm und beschloss, einfach mitzuspielen. »Er war wirklich schrecklich. Aber sie war damals erst neunzehn und fand es ungeheuer anziehend, dass er eine Menge Lärm machte. Das hat alles andere, was sonst noch so vor sich ging, irgendwie übertönt.«

»Was denn?«

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, sagte Marcy. »Jedenfalls dauerte die Ehe nicht einmal ein Jahr, was niemanden überraschte.«

»Was ist passiert?«

»Die Band hat sich aufgelöst.«

»Aha, verstehe. Kein Lärm mehr.«

»Kein Lärm mehr«, bestätigte Marcy.

»Und Ehemann Nummer zwei?«

»Ein Fotograf, den sie kennengelernt hat, als sie es sich in den Kopf gesetzt hatte, als Model Karriere zu machen.«

»Ihre Schwester war Model?«

»Ungefähr zehn Minuten lang. Judith hat eine ziemlich kurze

Aufmerksamkeitsspanne.«

»Und die Ehe dauerte ...«

»Zwei Wochen.«

»Ich verstehe, was Sie mit kurzer Aufmerksamkeitsspanne meinen.«

»Das war ehrlich gesagt nicht der Grund für ihre Trennung«, stellte Marcy klar.

»Vielmehr hat sich herausgestellt, dass er schwul war.«

Liam nickte. »Soll ich es wagen, nach Ehemann Nummer drei zu fragen?«

»Ein Manager aus der Werbebranche. Die Ehe hielt vier Jahre.«

»Na, das ist doch ein Fortschritt.«

»Er war viel unterwegs.«

»Und die Ehe ist zerbrochen, weil ...?«

»... er anfing, zu Hause zu bleiben.«

Wieder lachte Liam. »Und Nummer vier?«

»Ein Börsenmakler, den sie im Fitnessstudio kennengelernt hat. Ganz netter Typ, bis er angefangen hat, Steroide zu schlucken.«

»Und gedauert hat es ...?«

»Acht Jahre.«

»Absolut respektabel«, sagte Liam. »Womit wir bei Ehemann Nummer fünf wären.«

»Ein Anwalt. Spezialisiert auf ärztliche Kunstfehler. Er verdient sehr gut. Sie sind jetzt seit fast fünfzehn Jahren verheiratet.«

»Das heißt, er bleibt?«

»Nun, das bleibt abzuwarten.«

»Kinder?«

»Nein. Judith wollte nie Kinder.«

»Im Gegensatz zu Ihnen.« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

»Im Gegensatz zu mir.«

»Und wie oft waren Sie verheiratet?«

Marcy atmete tief ein und langsam wieder aus. »Nur ein Mal.«

Liam legte sichtlich fasziniert den Kopf zur Seite. »Das heißt ... verwitwet, geschieden, glücklich verheiratet?«

»Getrennt«, sagte Marcy. »Meine Scheidung sollte in gut einem Monat rechtskräftig sein.«

»Und wie fühlen Sie sich dabei?«

»Wie soll ich mich wohl fühlen?« Marcy hörte einen gereizten Unterton in ihrer Stimme.

»Tut mir leid. Ich glaube, dass geht mich *definitiv* nichts an.«

Marcy trank einen großen Schluck von ihrem Irish Coffee, nicht weil sie ein dringendes Verlangen danach hatte, sondern weil es ihr Zeit zum Nachdenken gab.

»Nein, das ist schon in Ordnung. Ich habe bloß noch nie richtig mit jemandem darüber geredet.«

»Möchten Sie jetzt darüber reden?«

»Nein«, sagte sie. Dann. »Vielleicht.« Und dann: »Eigentlich ja, ich glaube schon.« Liam sah sie erwartungsvoll an.

»Im Grunde gibt es da nicht viel zu sagen«, erklärte Marcy ihm nach einer Pause.

»Ich meine, was soll man erzählen? Mein Mann hat mich wegen einer anderen Frau verlassen. Der Klassiker.« Sie atmete erneut tief ein, führte ihren Becher mit Irish Coffee wieder an die Lippen und stellte ihn gleich wieder ab. »Sie haben mich gefragt, wie ich mich fühle. Das kann ich Ihnen sagen. Ich bin wütend. Nein. Ich

bin außer mir vor Wut. Ich fühle mich verraten. Ich fühle mich verlassen. Ich fühle mich beschämmt. Ich meine, er hat mich wegen einer Golflehrerin aus unserem Country Club verlassen. So einen Skandal hat es dort seit Jahren nicht gegeben. Und alle meine Freunde ...« Sie stieß ein Lachen aus, das eher wie ein scharfes Bellen war. »Meine Freunde? Welche Freunde? Wir hatten eigentlich ohnehin nie viele Freunde, und nachdem dann das mit Devon passiert ist ...« Ihre Stimme verlor sich. »Im Grunde kann ich ihnen keinen Vorwurf machen. Nach einer Tragödie ist es immer schwer für die Menschen. Sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Sie wissen nicht, was sie tun sollen. Und um nicht das Falsche zu sagen oder zu tun, sagen und tun sie lieber gar nichts. Und irgendwann hören sie auf, anzurufen oder vorbeizukommen. Und dann ist man nur noch zu zweit. Und man weiß nicht, was man miteinander reden soll, weil alles, was man sagen könnte, eine potenzielle Landmine ist, die nur darauf wartet, dass man darauftritt, und so was hält eine Ehe nur schwer, wirklich schwer aus«, fuhr Marcy fort, unfähig den Strom von Worten zu stoppen, der aus ihrem Mund sprudelte wie Wasser aus einem Hahn. »Wir hatten schon seit Jahren Probleme, seit offensichtlich wurde, dass Devon, dass Devon, dass Devon ...« Sie blieb am Namen ihrer Tochter hängen wie eine Platte mit einem Sprung.

»Erzählen Sie mir von Ihrer Tochter«, sagte Liam leise.

Marcy zögerte, überlegte, welche Fakten sie erwähnen und welche sie weglassen sollte. Sie wollte das bisschen Privatsphäre, das ihrer Tochter geblieben war, nicht verletzen. Im Gegensatz zu Judith wollte Devon nie etwas von sich preisgeben. Sie hatte alles für sich behalten, was ihre Probleme nur schlimmer gemacht hatte.

»Meine Tochter leidet unter einer bipolaren Störung«, stolperte Marcy über die störrischen Silben, die in ihrem Mund Purzelbäume schlügen. »Wissen Sie, was das ist?«

»Ist das das Gleiche wie Schizophrenie?«

»Nein. Devon hört keine Stimmen. Sie ist nicht paranoid. Sie leidet nur unter einem chemischen Ungleichgewicht«, fuhr Marcy fort und versuchte, sich an die genauen Worte zu erinnern, mit denen der Arzt Devons Zustand beschrieben hatte. »Früher nannte man es manisch-depressiv.«

»In einem Moment ist man glücklich, im nächsten weint man sich die Augen aus«, sagte Liam.

»Ich nehme an, das bringt es ganz gut auf den Punkt.«

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich sofort. »Ich wollte nicht oberflächlich klingen.«

Marcy tat seine Entschuldigung mit einem Kopfschütteln ab. »So was liegt offenbar in der Familie. Meine Mutter hatte es auch. Sie hat sich umgebracht, als ich fünfzehn war.«

Wenn Liam schockiert war, ließ er es sich nicht anmerken. »Hat Ihre Schwester sich deshalb entschieden, keine eigenen Kinder zu bekommen?«

»Sie hat auch versucht, es mir auszureden. Sie hat gesagt, ich würde ständig warten und nach Symptomen Ausschau halten. Sie hatte recht.«

»Wann haben Sie es zum ersten Mal bemerkt?«

»Kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag.« Marcy dachte an die schreckliche Nacht zurück, als sie Marcy in der Küche angetroffen hatte, eine zerbrochene Vase zu ihren Füßen, eine Handvoll Salz im Mund. Sie sah ihre Tochter vor sich, als wäre es gestern geschehen. »Den Verdacht hatte ich schon eine Weile«, gab sie zu. »Ihre Stimmung wurde immer düsterer, sie benahm sich zunehmend unberechenbarer. Manchmal redete sie so schnell, dass ich kaum verstehen konnte, was sie sagte. Aber nach diesem einen Zwischenfall konnte ich es nicht länger leugnen.«

»Was haben Sie getan?«

»Nicht genug. Oh, ich bin mit ihr zum Arzt gegangen, habe dafür gesorgt, dass sie Medikamente nimmt und eine Therapie anfängt, ich habe nach Kräften versucht, sie zu trösten ...«

»Nichts hat geholfen?«

»Sie mochte die Wirkung der Tabletten nicht.« *Als würde sie im Schmetterlingsstil durch einen Sumpf schwimmen*, hatte ihre Mutter gesagt. »Sie hat ihren Therapeuten gehasst.« Marcy stockte und schluckte den Kloß im Hals herunter.

»Und mich hat sie noch mehr gehasst.«

»Sie hat Sie bestimmt nicht gehasst.«

»Wie kann man jemanden nicht hassen, der einem direkt in die Augen schaut und einen trotzdem nicht sieht?«

»Ich finde, Sie sind sehr hart zu sich selbst.«

»Ich habe sie angelogen, tagein und tagaus.«

»Sie haben sie angelogen? Inwiefern?«

»Ich habe ihr gesagt, dass alles gut werden würde. Wenn sie nur brav ihre Medikamente nehmen würde, würde sich alles fügen, sie müsste bloß Geduld haben und dem Haloperidol eine Chance geben ...«

»Das hätte jeder in Ihrer Lage getan.«

»Nein, Sie verstehen das nicht.« Tränen rollten über Marcys Wangen, tropften auf ihre Lippen und schmeckten salzig auf ihrer Zunge. »Ich hatte keine Geduld für irgendwas, nicht für die Weinkrämpfe und Verrücktheiten, nicht für die Typen, die sie mit nach Hause brachte, und nicht für die Schwierigkeiten, in die sie immer wieder geriet. Man sollte meinen, dass ich nach allem, was ich mit meiner Mutter durchgemacht hatte, verständnisvoller sein würde. Aber das genaue Gegenteil war der Fall. Ich hatte einfach keine Lust auf all das. Und ich fühlte mich immerzu schuldig und hilflos und wütend. Und ich habe sie gehasst, weil sie mich gezwungen hat, alles noch mal durchzumachen.«

»Was für Schwierigkeiten?«, fragte Liam.

Was für eine Mutter hasst ihr eigenes Kind, dachte Marcy. »Was?«

»Sie haben gesagt, Devon wäre in Schwierigkeiten geraten? Was für Schwierigkeiten?«, wiederholte er.

»Es gab ein paar Zwischenfälle.« Die Erinnerung ließ Marcy seufzen. »Einmal ist sie in einen Streit mit einem Nachbarn geraten, der sich beschwert hatte, dass das Radio im Garten zu laut lief. Devon hat ihn beschimpft, mit einem Schuh nach ihm geworfen und seinen Kopf nur knapp verfehlt. Und dann hat sie der Mutter einer ihrer Freundinnen ein teures Armband gestohlen, und die Frau hat gedroht, sie anzuzeigen. Ein anderes Mal hat sie sich mit einem Typen eingelassen, obwohl ich versucht habe, sie zu warnen, dass es Ärger geben würde ...«

»Aber sie hat nicht auf Sie gehört.«

»Und Peter war auch keine Hilfe. Er wusste nicht, was er machen und wie er reagieren sollte. Devon war immer Daddys Liebling gewesen, und da war nun sein kleiner Engel, das Kind, das ihn ihr Leben lang vergöttert hatte, und er konnte nicht zu ihr vordringen. Er fühlte sich so ohnmächtig. Impotent. Was vermutlich eine Erklärung für Sarah ist. Die andere Frau«, erklärte Marcy, und Liam nickte, als ob keine Erklärung nötig gewesen wäre. »Jedenfalls hat er mir die Schuld gegeben. Er hat es geleugnet, aber ich weiß es. Und er hatte recht. Es war meine Schuld.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

Marcy zuckte die Achseln. »Es waren meine Gene.«

Auf meiner Seite der Familie gibt es keine psychischen Erkrankungen, hatte Peter gesagt, auch wenn er sich später dafür entschuldigt hatte.

Marcy erzählte Liam die Geschichte von Devons »Unfall«, wie sie ihren eigenen Tod vorgetäuscht hatte und verschwunden war.

»Und Sie haben sie für tot gehalten, bis ...«

»Ich habe nie geglaubt, dass sie tot ist. Nicht wirklich«, beharrte Marcy. »Und dann habe ich sie an Ihrem Pub vorbeigehen sehen.«

Nun war es an Liam, den Kopf zu schütteln. »Und ich dachte, Sie wären ein Bulle.«

»Was?«

»Als Sie zurück ins Grogan's gekommen sind, mir das Foto gezeigt und mich gefragt haben, ob ich das Mädchen erkennen würde, habe ich angenommen, Sie sind eine Polizistin oder Privatdetektivin. Auch nachdem Sie mir erzählt haben, dass sie Ihre Tochter ist, habe ich Ihnen nicht wirklich geglaubt. Ich hab einfach angenommen, dass Audrey von ihrer Vergangenheit eingeholt worden ist.«

»Ihrer Vergangenheit?«

»Nun ich habe wie gesagt nur ein paarmal mit ihr gesprochen. So viel weiß ich auch nicht über sie. Aber ich habe Gerüchte gehört, wenn Sie verstehen.«

»Nein, ehrlich gesagt nicht. Erzählen Sie.«

»Bloß, dass sie in London irgendwelchen Ärger hatte und nach Irland geflohen ist. Irgendwas in der Richtung. Nichts Konkretes. Und wie gesagt bloß Gerüchte. Aber als Sie dann aufgetaucht sind und Fragen über sie gestellt haben, dachte ich, Sie wären von Scotland Yard oder Interpol.«

»Und jetzt?«

»Jetzt weiß ich, dass Sie die Wahrheit sagen.« Lächelnd ergriff er ihre Hand. »So eine Geschichte denkt sich niemand aus.«

Marcy lächelte. »Da ist mein Mann anderer Meinung. Er hält mich für verrückt.«

»Ihr zukünftiger Exmann«, verbesserte Liam sie, »und ich denke, *er* muss verrückt sein, wenn er eine Frau wie Sie gehen lässt.«

Marcy zog langsam ihre Hand zurück und legte sie in den Schoß. »Sie sollten vorsichtig sein, wenn Sie so was sagen. Man könnte Sie missverstehen.«

Liams grüne Augen blitzten verspielt. »Inwiefern?«

»Manche Frauen könnten denken, dass Sie etwas von ihnen wollen.«

»Und was denken Sie?«

»Ich denke, dass Sie einfach nur nett sind.«

Er lachte. »Den Vorwurf höre ich zum ersten Mal.«

»Wollen Sie etwas von mir?«, fragte Marcy, konsterniert, dass sie die Frage tatsächlich laut gestellt hatte.

»Ich weiß nicht. Ich hab mich noch nicht entschieden.«

Marcy schüttelte lächelnd den Kopf »Wie alt sind Sie, Liam?«

»An meinem nächsten Geburtstag werde ich vierunddreißig.«

»Ich bin fünfzig.«

»Fünfzig ist nicht alt.«

»Aber auch nicht vierunddreißig.«

»Das ist auch bloß eine Zahl. Und ich habe an den Mädchen in meinem Alter wie gesagt nie viel finden können. Ich habe meine Unschuld mit zwölf an eine Sechzehnjährige verloren. Seither habe ich ein Faible für ältere Frauen.«

Marcy rieb sich den schwirrenden Kopf. Sie musste sich die gesamte Unterhaltung einbilden. Vielleicht hatte sie doch eine Gehirnerschütterung.

»Was denken Sie?«, fragte Liam.

»Ich denke, dass ich fünfundzwanzig Jahre lang nur Sex mit einem einzigen Mann hatte. Meinem Mann«, erklärte Marcy ihm freimütig, weil sie dachte, dass alles andere als Ehrlichkeit auch keinen Sinn hatte. »Und in den letzten Jahren hatten wir eigentlich fast gar keinen Sex mehr. Zumindest ich hatte fast gar keinen Sex mehr. Wie sich herausstellte, hatte *er* reichlich Sex. Aber das ist im Grunde auch egal. Entscheidend ist, dass in all den Jahren kein Mann auch nur das geringste Interesse an mir gezeigt hat, und jetzt bin ich fünfzig, habe Wallungen und meine Frisur ist eine Katastrophe ...«

»Ihr Haar ist hinreißend.«

»Und kaum bin ich in Irland«, ignorierte Marcy seinen Einwurf, »komme ich mir vor wie eine Femme fatale. Ich kann mich vor Männern gar nicht retten. Ich weiß nicht, vielleicht tun sie hier irgendwas ins Bier oder ich sende Botschaften nicht ganz so stiller Verzweiflung aus ...«

»Oder vielleicht sind Sie auch nur eine sehr schöne Frau.«

»Sie könnten jede Frau haben, die Sie haben wollen«, erklärte Marcy ihm, bemüht, sein Kompliment zu ignorieren.

»Was, wenn Sie die Frau sind, die ich will?«

Marcy schüttelte den Kopf. »Sie wollen mich nicht.«

»Nicht?«

»Ich tue Ihnen bloß leid.«

»Warum sollten Sie mir leidtun?«, fragte er. »Sie sind eine wunderschöne Frau mit hinreißenden Locken, die Ihre tot geglaubte Tochter wiedergefunden hat. Ich würde sagen, das ist ein Grund zum Feiern und kein Anlass für Mitleid.«

»Noch habe ich sie nicht gefunden.«

»Aber Sie werden sie finden.«

»Dann ist mir vielleicht zum Feiern zumute.«

»Nun denn«, sagte Liam, und in seinen grünen Augen blitzten unausgesprochene Möglichkeiten auf. »Dann muss ich wohl einfach warten und Ihnen helfen, sie zu finden.«

KAPITEL ELF

Am nächsten Morgen ging Marcy wieder zum Haus in der Adelaide Road. Sie war um acht Uhr dort, nachdem sie das riesige Frühstück verschlungen hatte, das Sadie Doyle täglich bereitete. Es bestand aus Bacon, zwei Spiegeleiern, einer Schale Müsli mit Rosinen und braunem Zucker und zwei Scheiben dunklem Toast mit selbst gemachter Orangenmarmelade und Erdbeergeleee. Judith wäre rechtschaffen entsetzt, dachte Marcy beim Essen. Ihre Schwester hätte eine kleine Schale frisches Obst und mindestens drei Tassen schwarzen Kaffee bestellt. Marcy hatte gar nichts getrunken. Kaffee hatte die Angewohnheit, direkt durch sie hindurchzufließen, und sie war sich nicht sicher, wann sie zum nächsten Mal Gelegenheit haben würde, eine Toilette aufzusuchen.

Es könnte ein langer Tag werden, dachte sie, als sie zum dritten Mal in drei Minuten auf die Uhr sah. Es war schon halb elf, und nichts war passiert, seit Mr. O'Connor vor zwei Stunden zur Arbeit gefahren war. Immerhin hatte sie ein recht abgeschiedenes Plätzchen neben einem Haus gegenüber gefunden, von dem aus sie das Grundstück der O'Connors im Blick halten konnte.

Bis jetzt gab es nichts zu sehen.

Immerhin schien die Sonne, dachte sie und guckte an den dunklen Wolken vorbei, die sich am Horizont ballten. Und zum Glück war es auch nicht mehr so kalt wie in den letzten Tagen. Vielleicht würde sie sogar ihren Trench ausziehen können, der seit ihrer Ankunft in Irland zu einer Art Uniform geworden war. »Es soll heute einundzwanzig Grad warm werden«, hatte Sadie Doyle beim Frühstück zu einem anderen Gast gesagt, und Marcy hatte das in Fahrenheit umgerechnet. »Tja, das Wetter. Spielt auch immer mehr verrückt.«

»Spielt auch immer mehr verrückt«, wiederholte Marcy für sich und dachte, dass das auch eine ganz gute Zusammenfassung ihrer jüngsten Eskapaden wäre. *Mit dem Sprung in der Schüssel könntest du jeden Polterabend schmeißen*, hatte Judith gesagt. Dabei wusste sie nicht mal die Hälfte von dem, was passiert war. Sie wusste weder von Vic noch von Liam noch, dass Marcy mit Ersterem schon geschlafen hatte und ernsthaft in Erwägung zog, auch mit dem Zweiten ins Bett zu hüpfen. Was um Himmels willen war los mit ihr? Hatte sie komplett den Verstand verloren? Konnte sie sich wirklich vor einem fünfzehn Jahre jüngeren Mann nackt ausziehen?

Warum nicht, fragte sie sich im selben Atemzug. Männer taten es dauernd und machten sich offenbar keine Sorgen, ob sie neben ihrer jüngeren Partnerin bestehen konnten. Ein unübersehbar schlaffer Hintern oder schwabbelige Muskeln konnten sie nicht abhalten. Trotz schütterem Haar und Bauchansatz fühlten sie sich im Allgemeinen anscheinend recht wohl in ihrer Haut und waren von der eigenen Attraktivität überzeugt, egal wie unberechtigt dieses Selbstvertrauen auch sein möchte. War Peter nicht ein erstklassiges Beispiel?

Nicht, dass Peter kein gut aussehender Mann wäre. Er war groß, schlank und achtete geradezu pingelig auf seine Erscheinung. Außerdem war er »gut bestückt«, wie Judith sich im Bezug auf ihre Ehemänner drei und vier auszudrücken pflegte. Insofern war es nicht komplett überraschend, dass eine Frau wie Sarah, die nur geringfügig älter war als Liam, ihn attraktiv fand. Wobei Marcy sich in weniger nachsichtigen Momenten schon fragte, ob Sarah Peter genauso attraktiv gefunden hätte, wenn er *finanziell* nicht so gut bestückt wäre.

Ich hätte nicht so viel essen sollen, dachte sie jetzt, als ihr Bauch gegen den obersten Knopf ihrer Jeans drückte. Wenn sie so weiteraß – und trank – wie in den letzten paar Tagen, würde sie derart zulegen, dass Devon sie gar nicht wiedererkannte.

Vorausgesetzt, sie fand sie, fügte Marcy sofort stumm hinzu, gefolgt von einem ebenso unverzüglichen: *Natürlich finde ich sie.*

Es war nur eine Frage der Zeit.

Vielleicht ja schon heute.

»Entschuldigen Sie, aber können Sie mir vielleicht sagen, was Sie da machen?« Die Stimme klang gleichermaßen neugierig und empört. Marcy fuhr herum und sah eine Frau mittleren Alters in einem geblümten Hauskleid auf der Treppe vor dem Haus nebenan stehen, Lockenwickler in ihrem braunen Haar und die Hände in die breiten Hüften gestemmt. Fehlte nur noch das Nudelholz, dachte Marcy, lächelte die Frau an und überlegte, ob sie das Weite suchen sollte. Sie machte ein paar zögerliche Schritte auf die Frau zu. »Tut mir leid«, sagte sie und blieb dann stehen, als ihr nichts weiter einfiel.

»Was machen Sie da?«, fragte die Frau noch einmal.

»Ich glaube, ich habe mich verlaufen«, antwortete Marcy matt.

»Verlaufen?«

»Ich war spazieren ...«

»Sind Sie Amerikanerin?«, unterbrach die Frau sie.

»Kanadierin. Meine Schwiegermutter ist aus Limerick«, fügte sie hinzu in der Hoffnung, dass das zu ihren Gunsten sprechen würde.

Doch die Frau wirkte sichtlich unbeeindruckt von Peters Stammbaum. »Und wozu lungern Sie dann hinter dem Haus der Murrays rum?«

»Ich hab nicht ... rumgelungert.«

»So sah es für mich aber aus.«

»Nein. Ich hab einen Spaziergang gemacht ...«

»Dies ist nicht direkt eine beliebte Touristengegend.«

»Genau«, improvisierte Marcy. »Ich versuche in der Regel, die üblichen Touristenfallen zu meiden.«

Die Frau zog skeptisch ihre buschigen Brauen hoch. »Auf diese Weise verpassen Sie aber die meisten guten Sachen.«

»Ja, wahrscheinlich.«

Die Frau legte den Kopf zur Seite, als erwarte sie eine weitergehende Erklärung. Vielleicht wartete sie auch nur darauf, dass Marcys Gestammel irgendeinen Sinn ergab.

Da kann sie lange warten, dachte Marcy. »Es ist bloß so, dass ich die Städte, die ich besuche, auch wirklich erkunden möchte, um zu sehen, wie die Menschen tatsächlich leben, verstehen Sie?«

»Nein, ich glaube nicht. Für mich sah es aus, als hätte Sie hier rumgelungert.«

»Nein, ehrlich nicht. Ich hab bloß eine kleine Pause gemacht. Dieser Hügel bringt einen echt um.«

»Wissen Sie, was ich glaube?«, fragte die Frau rhetorisch. »Ich glaube, Sie haben das Haus ausgekundschaftet. Ich glaube, ich sollte Sie bei der Polizei melden.«

»Bitte tun Sie das nicht«, sagte Marcy rasch. »Es gibt wirklich keinen Grund, irgendwen anzurufen. Ich gehe ja schon.« Marcy wich schrittweise zurück, drehte sich um und rannte dann, ohne sich umzusehen, den Hügel hinunter.

»Lassen Sie sich nicht noch mal in der Gegend erwischen«, rief die Frau ihr nach.

»Hören Sie mich? Wenn ich auch nur eine von den Locken auf Ihrem Kopf sehe, rufe ich die Polizei.«

»Scheiße«, rief Marcy unten angekommen, die Hände keuchend auf die Knie gestemmt. Ihr Atem ging in kurzen schmerzhaften Stößen. »Verdammte Haare«, murmelte sie und schob ein paar schweißnasse Locken aus ihrer Stirn. »Was soll ich jetzt machen?«, fragte sie den Boden vor ihren Füßen.

Mach, dass du weggommst, hörte sie Judith sagen. Komm sofort nach Hause. Bevor du verhaftet wirst.

»Kommt nicht in Frage«, antwortete Marcy und drehte sich hilflos einmal im Kreis wie ein Hund auf der Suche nach einem Ruheplatzchen. Sie erinnerte sich, ein Stück entfernt einen kleinen Park gesehen zu haben. Irgendwo auf dem winzigen Grün gab es bestimmt eine Bank, auf der sie sich sammeln und ihre Strategie überdenken konnte.

Du rennst in dein Verderben, mahnte Judith, als Marcy auf die imposanten blutroten Fuchsienhecken in der Ferne zuging.

Sie tat die quengelnde Stimme ihrer Schwester mit einem Kopfschütteln ab und beschleunigte ihre Schritte. Wenig später saß sie auf einer grünen Holzbank, umgeben von blauen und rosafarbenen Hortensien, weißem Wiesenkerbel und Fingerhut mit malvenfarbenen Blüten. Es war wirklich ein wunderschönes Land, dachte sie, atmete tief ein und schloss die Augen. Wenn sie Devon gefunden hatte, konnten sie es vielleicht gemeinsam bereisen, wie Devon es sich immer mit ihrem Vater erträumt hatte. Sie konnten Limerick besuchen und vielleicht sogar das Haus finden, in dem Devons Großmutter aufgewachsen war. Vielleicht würden sie nach Killarney und Kilkenny fahren, vielleicht sogar die berühmten Kalksteinfelsen der Cliffs of Moher in der entlegenen Grafschaft Clare anschauen. Was immer Devon sehen wollte. Was immer sie machen wollte, wiederholte Marcy stumm, als sie

plötzlich lautes Babygeschrei hörte.

Sie öffnete die Augen und sah eine schlanke junge Frau mit heller Haut und rotblonden Haaren mit einem Kinderwagen in ihre Richtung kommen. Das Mädchen trug enge Jeans und ein weites weißes T-Shirt, ihr Pferdeschwanz schwang beim Gehen hin und her. Shannon, erkannte Marcy sofort und dachte im selben Augenblick: Nein, das kann nicht sein. Sie musste eingeschlafen sein und träumte jetzt, dass das passierte.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setze?«, fragte die junge Frau schüchtern und wartete, bis Marcy nickte, bevor sie am anderen Ende der Bank Platz nahm.

Marcy versuchte, sie nicht anzustarren. War es wirklich Shannon?

Das Mädchen rupfte hastig das Haargummi von ihrem Pferdeschwanz und ließ ihr dichtes Haar offen auf ihre Schultern fallen. »So ist es besser. Ich habe ihn viel zu eng gebunden. Ich hab schon Kopfschmerzen gekriegt«, sagte sie beinahe entschuldigend, als hätte sie Angst, Marcy mit ihren ungebetenen Kommentaren belästigt zu haben. Sie errötete, ein überraschend zartes Puterrot. »Verzeihen Sie. Ich wollte Sie nicht stören.«

»Sie stören gar nicht. Und Ihr Haar ist wunderschön.« Marcy betrachtete das Gesicht des Mädchens und bemerkte ihre fast durchscheinende Haut, die kleinen grünen Augen und die lange schmale Nase. Eines dieser Mädchen, die keine Ahnung hatten, wie hübsch sie waren, wahrscheinlich weil ihre Mutter es ihnen nie gesagt hatte.

Sofort sah Marcy Devon vor sich, die störrisch darauf bestand, ihre natürliche Schönheit hinter Schichten von Make-up und schwarzem Lidschatten zu verbergen. »Danke«, sagte das Mädchen und strich ihr Haar verlegen hinters Ohr. Das Baby in dem Kinderwagen hatte die ganze Zeit nicht aufgehört zu schreien. »Entschuldigen Sie den Radau. Wenn sie sich nicht bald beruhigt, gehe ich weiter.« Sie begann, den Wagen auf der Stelle hin und her zu schieben.

»Nein, das macht gar nichts. Mich stört es nicht.« Marcy stand auf und spähte in den Kinderwagen. »Ein kleines Mädchen, sagten Sie?«

»Ein kleines Mädchen mit schweren Koliken, fürchte ich. Sie schreit seit Mitternacht. Wir sind alle schon halb wahnsinnig.«

»Ist das Ihr Erstes?«, fragte Marcy und hoffte, dass das Zittern in ihrer Stimme sie nicht verriet.

»Oh, das ist nicht *mein* Baby.« Die junge Frau wurde noch röter. »Ich bin bloß das Kindermädchen.«

Marcy atmete tief ein und versuchte, ihre wachsende Aufregung zu unterdrücken.

»Wie heißt sie denn?«

»Caitlin. Caitlin Danielle O'Connor.«

Marcy stockte der Atem. »Hübscher Name.«

»Ja, nicht wahr?«

»Wie alt ist sie?«

»Fast fünf Monate.«

»Sie ist sehr süß.«

»Ja, ist sie. Und sogar noch süßer, wenn sie nicht schreit.«

Marcy streckte die Hand aus. »Ich bin Marilyn«, sagte sie und fragte sich, ob diese Lüge wirklich notwendig war. Aber sie war sich nicht sicher, wie weit sie Shannon die Wahrheit anvertrauen konnte.

»Shannon«, sagte das Mädchen, schüttelte Marcys Hand und lehnte sich auf der Bank zurück. »Sind Sie Amerikanerin?«

Marcy nickte. Manchmal war es leichter zu lügen.

Caitlins Schreie wurden lauter, als wollten sie gegen die Täuschung protestieren.

»Oje«, seufzte Shannon geschlagen.

»Ich könnte sie ein paar Minuten halten, wenn Sie nichts dagegen haben«, sagte Marcy.

»Ich hab überhaupt nichts dagegen«, sagte Shannon, als Marcy das schreiende Baby behutsam aus dem Wagen hob. »Die arme Mrs. O'Connor war die halbe Nacht wach und hat sie herumgetragen. Heute Morgen ist sie vor Erschöpfung beinahe zusammengebrochen. Ich hab die Kleine schon gefüttert, die Windeln gewechselt und sie stundenlang in den Armen gewiegt. Aber es hat alles nichts genützt, also dachte ich mir, dann kann ich auch einen Spaziergang machen, damit die arme Mrs. O'Connor wenigstens ein bisschen Schlaf nachholen kann.«

»Ich bin sicher, sie ist Ihnen sehr dankbar«, sagte Marcy und hielt das Baby eng an ihrer Brust, küsste den zarten Kopf durch das rosa Häubchen und wiegte es sanft hin und her. Nach wenigen Sekunden verstummt die Schreie.

»Mein Gott, das glaub ich nicht«, rief Shannon verblüfft. »Sieht so aus, als hätten Sie Zauberhände. Wie um alles in der Welt haben Sie das gemacht?«

»Übung«, antwortete Marcy stolz. Sie hatte schon immer eine besondere Art mit Säuglingen gehabt. Wann immer eins ihrer Kinder geweint hatte, musste sie es nur in den Arm nehmen und an sich drücken.

Warum hatte dieselbe Magie nicht mehr funktioniert, als Devon älter war? Wann hatte Marcy die Gabe verloren, das Kind, das sie mehr als ihr eigenes Leben liebte, zu trösten?

»Wie viele Kinder haben Sie?«, fragte Shannon.

»Drei.« Jede neue Lüge kam ihr leichter über die Lippen als die vorherige. »Zwei Jungen und ein Mädchen.«

»Ich wette, das Mädchen war am schwierigsten.«

»Ja«, sagte Marcy und dachte: endlich mal die Wahrheit. »Woher wussten Sie das?«

»Ich habe fünf Brüder und zwei Schwestern. Meine Mutter hat gesagt, die Jungs waren ein Kinderspiel, aber die Mädchen hätten sie fast geschafft.«

»Sind Sie aus der Gegend?«

»O nein. Ich komme aus Glengariff. An der Bantry Bay an der Westküste. In der Nähe der Caha Mountains. Kennen Sie das?«

»Nein, ich fürchte nicht.«

»Kein Wunder. Es ist auch nicht direkt eine Touristenstadt. Ich konnte es kaum erwarten, dort wegzukommen«, gestand sie und blickte sich schuldbewusst um, als könnte jemand sie belauscht haben. »Ich konnte es nicht erwarten, in die große Stadt zu kommen. Sobald ich achtzehn geworden bin, war ich weg.«

»So viel älter sehen Sie jetzt auch nicht aus.«

»Ich werde nächsten Monat neunzehn«, sagte Shannon und lief knallrot an.

»Das heißt, Sie sind schon fast ein Jahr hier?«

»Also, zuerst bin ich nach Dublin gegangen. Aber das fand ich ein bisschen einschüchternd.« Das Rot wurde noch eine Spur dunkler. »Die Stadt ist so groß. Ich hab mich nie richtig wohlgefühlt. Ich wäre beinahe wieder nach Hause gegangen. Aber dann bin ich hierhergekommen.« Sie seufzte zufrieden. »Hier ist es viel besser.«

»Cork ist eine nette Stadt«, stimmte Marcy ihr zu. »Sehr überschaubar.«

»Ja, genau.«

»Hier ist es bestimmt leichter, Freunde zu finden, denke ich mir«, kam Marcy vorsichtig aufs Thema zu sprechen.

Shannon nickte, und die Röte in ihrem Gesicht, die schon zu verblassen gedroht hatte, erstrahlte mit neuer Kraft. »Es fällt mir immer ziemlich schwer, Freunde zu finden. Ob Sie's glauben oder nicht, ich bin ein bisschen schüchtern.«

»Wie lange sind Sie schon hier?«

»Etwas länger als ein halbes Jahr. Und seit vier Monaten arbeite ich für die O'Connors.«

»Na, ich bin sicher, in der Zeit haben Sie doch bestimmt mindestens eine Freundin gefunden?«, drängte Marcy bemüht locker.

»Ja, ich denke schon.«

»Das ist doch gut.«

»Ja, ist es.«

So kam sie keinen Schritt weiter, dachte Marcy und wiegte das Baby weiter in ihren Armen. »Und arbeiten Sie hier in der Nähe?«, fragte sie, weil es vermutlich besser war, das Thema zunächst ein wenig zu umkreisen, bevor sie das Gespräch wieder auf Shannons Freundinnen lenkte.

»Ein kleines Stück die Straße hoch.«

»Sieht aus wie eine nette Gegend.«

»Oh, eine sehr nette Gegend, unbedingt erstklassig. Und das Haus der O'Connors ist das größte in der ganzen Straße. Fast auf dem Hügel.« Sie zeigte in die Richtung. »Sie können es gar nicht übersehen. Es ist irre groß. Sogar mein Zimmer ist riesig. Fast so groß wie das Haus, in dem ich aufgewachsen bin. Ich hab sogar meinen eigenen Fernseher und alles.«

»Klingt wundervoll.«

Sie nickte begeistert. »Ich hatte großes Glück, den Job zu bekommen.«

»Hat Ihnen eine Freundin davon erzählt?« Marcy biss sich auf die Zunge. Noch auffälliger ging es wohl nicht.

Aber Shannon schien es gar nicht bemerkt zu haben. »Nein, es lief über eine Arbeitsvermittlung. Die O'Connors hatten gerade ihr erstes Kindermädchen gefeuert, weil es mit ihr nicht geklappt hatte, und suchten nach einem Ersatz. Man hat mir gesagt, ich soll mich konservativ kleiden und nur etwas sagen, wenn ich angesprochen werde. Offenbar war Mrs. O'Connor nicht besonders angetan von dem ersten Mädchen, weil es zu geschwätzig war und zu kurze Röcke trug.« Marcy konnte die Anzeige, die die O'Connors vielleicht aufgegeben hatten, förmlich vor sich sehen:

**GESUCHT: IM HAUSHALT LEBENDES
KINDERMÄDCHEN**

ZURÜCKHALTEND UND SCHÜCHTERN

ATTRAKTIV, ABER UNBEDROHLICH

**FEHLENDES PRIVATLEBEN WIRD
VORAUSGESETZT**

Shannon entsprach dem Anforderungsprofil perfekt.

»Und was macht Mr. O'Connor?«, fragte Marcy.

»Er ist Bauunternehmer. Die Siedlung, in der wir wohnen ist eins seiner Projekte.« Marcy nickte und überlegte, wie sie Audrey in die Unterhaltung einführen konnte. »Sein Vater war Diplomat oder so«, fuhr Shannon unaufgefordert fort. »Er ist vor ungefähr zwanzig Jahren von der IRA ermordet worden, als Mr. O'Connor noch ein Teenager war.«

»Das ist ja schrecklich.«

»Es waren schreckliche Zeiten.«

Marcy nickte. »Und was machen Sie, wenn Sie freihaben?«, fragte sie nach einer kurzen Pause.

»Nicht viel. Lesen, Läden angucken, ins Kino gehen.«

»Was für Filme mögen Sie und Ihre Freunde denn so?«

»Ach, alles Mögliche.«

Na super, dachte Marcy. Wieder eine Sackgasse. Und was nun? Ihr gingen die Fragen aus, von ihrer Geduld ganz zu schweigen. Und das Baby in ihren Armen wurde auch immer schwerer. »Und haben Sie einen Freund?«, versuchte sie es ein letztes Mal.

Shannon schüttelte den Kopf, sodass ihre Röte sich von einem zum anderen Ohr

ausbreitete. »Audrey sagt, da hätte ich Glück gehabt. Sie sagt, Jungs machen nur Kummer.«

Bei der Erwähnung von Audreys Namen stockte Marcy der Atem. »Audrey?«, wiederholte sie flüsternd. Hatte sie Shannon richtig verstanden?

»Meine Freundin. Na ja, eigentlich mehr eine Bekannte.«

»Inwiefern?«

»Nun, ich kenne sie eigentlich noch nicht lange. Erst seit ein paar Monaten. Und wir sehen uns auch nicht sehr oft. Ich bin immer ziemlich beschäftigt.«

»Ist Audrey auch Kindermädchen?«

Shannon lachte. »O nein. Ich kann mir Audrey nicht als Kindermädchen vorstellen.«

»Wieso nicht?«

»Ehrlich gesagt glaube ich, sie mag Kinder nicht besonders. Obwohl sie jedes Mal ein Riesentheater macht, wenn sie Caitlin sieht. Trotzdem ...«

»Trotzdem ...?«

»Ich weiß nicht. Es ist nur so ein Gefühl.« Shannon sah auf die Uhr.

»Und was macht Audrey?«

»So wenig wie möglich.« Shannons Gesicht nahm die Farbe reifer Tomaten an, so als habe sie gerade etwas Unaussprechliches gesagt. »Sie arbeitet als Aushilfe. Hier und da. Du meine Güte, wissen Sie, wie spät es ist? Ich muss wirklich los.«

Marcy legte die schlafende Caitlin behutsam wieder in den Kinderwagen. Es gab so vieles, was sie Shannon noch fragen wollte: Wo wohnte Audrey? Woher stammte sie? Hatte sie irgendwas über ihre Vergangenheit oder ihre Mutter gesagt? Wo konnte sie sie finden?

»Vielen Dank für Ihre Hilfe mit Caitlin«, sagte Shannon. »Es war wirklich nett, mit Ihnen zu reden. Vielleicht treffen wir uns ja mal irgendwann wieder.«

Marcy sah Shannons schlanker Gestalt nach, die den Kinderwagen zum Ausgang des kleinen Parks, den Hügel hinauf und aus ihrem Blickfeld schob. »Verlass dich drauf«, sagte sie.

KAPITEL ZWÖLF

In den nächsten drei Tagen beobachtete Marcy Shannons Kommen und Gehen. Sich noch einmal die Adelaide Road hinaufzuwagen, erschien ihr zu riskant, weil die neugierige Nachbarin der O'Connors auf der Lauer liegen könnte. Also saß Marcy in dem kleinen Park, bis sie Shannon mit dem Kinderwagen auftauchen sah, was für gewöhnlich um elf und dann noch einmal gegen zwei Uhr nachmittags der Fall war, jedes Mal angekündigt von Caitlins lautem Geschrei, das so regelmäßig ertönte wie die Glocken der St. Anne's Shandon Church.

Vormittags folgte sie Shannon über die gewundenen Pfade neuer Abzweigungen, immer darauf bedacht, einen sicheren Abstand zu halten, wobei sie nur gelegentlich Schutz in einem Hauseingang suchen musste, um nicht entdeckt zu werden. Der Nachmittagsspaziergang war stets der längere der beiden Ausflüge. Gestern hatte Shannon sich sogar bis in die Innenstadt gewagt und den Kinderwagen pflichtbewusst über das Kopfsteinpflaster geschoben, während sie begehrliche Blicke in die Schaufenster entlang des Weges geworfen hatte. Um drei Uhr hatte sie auf der Terrasse eines kleinen Pubs einen Tee bestellt, und Marcy hatte von der anderen Straßenseite aus beobachtet, wie Shannon wiederholt und nur mäßig erfolgreich versucht hatte, gleichzeitig ihren heißen Tee zu trinken und das schreiende Baby im Arm zu wiegen. Sie hatte überlegt, zu ihrer Rettung zu eilen, sich jedoch letztendlich dagegen entschieden. Selbst ein so naives Mädchen wie Shannon könnte bei einer weiteren Zufallsbegegnung argwöhnisch werden. Nein, es war besser, sie aus der Distanz im Auge zu behalten, zu beobachten, wohin sie ging und mit wem sie sprach.

Sie sprach nur mit niemandem.

»Ich verliere langsam den Mut«, hatte Marcy Liam am Abend zuvor am Telefon anvertraut.

»Das dürfen Sie nicht. So groß ist die Stadt auch nicht. Früher oder später führt sie Sie bestimmt zu Audrey.«

»Für mich muss es aber früher sein.«

»Wie kann ich helfen?«

»Sie haben schon mehr als genug getan.«

»Soll ich Sie morgen begleiten? Ich kann mir einen Tag freinehmen ...«

»Nein, darum kann ich Sie nicht bitten.«

»Sie müssen mich nicht bitten.«

»Nein«, hatte Marcy beharrt. »Es ist besser, wenn Sie im Grogan's bleiben. Falls Audrey wieder vorbeigeht.«

»Okay, was immer Sie für das Beste halten«, hatte er zugestimmt und hinzugefügt: »Ich könnte jetzt vorbeikommen.«

»Nein«, hatte Marcy rasch abgewehrt. Sosehr sie ihn sehen wollen, sosehr sie sich von ihm angezogen fühlte, und sosehr sie glauben wollte, dass auch er sich

von *ihr* angezogen fühlte, sie durfte sich nicht ablenken lassen. Nicht, wo sie so kurz davor stand, ihre Tochter zu finden. »Wir sprechen uns morgen«, hatte sie gesagt.

»Ich bin hier.«

Nun beobachtete Marcy, wie Shannon Caitlins Kinderwagen über die Fußgängerbrücke über den South Channel schob und die Mary Street in Richtung der St. Patrick's Street hinaufging, einer belebten Durchgangsstraße. Obwohl es bedeckt war und sich am Horizont die üblichen Wolken sammelten, war es warm, wie Marcy merkte, als sie das Gewicht des Trenchcoats spürte, den sie seit mehr als einer Stunde über dem Arm trug. Vielleicht konnte sie ihn morgen tatsächlich in der Pension lassen, dachte sie mit einem Blick zur Wetterfahne von St. Anne's. »Lass mich raten«, murmelte sie in den Kragen ihrer blauen Bluse. »Vorhersage: regnerisch.«

Es dauerte einen Moment, bis sie merkte, dass Shannon verschwunden war. Marcy drehte sich um die eigene Achse und blickte hektisch in alle Richtungen. Sie sah nur Schaufenster und Fußgänger, aber nirgends eine Spur von Shannon. Wohin konnte sie gegangen sein?

»Okay, ganz ruhig«, ermahnte Marcy sich. »Sie taucht schon wieder auf.« Schließlich war Shannon schon mehrmals in der Menge der nachmittäglichen Einkäufer untergetaucht, nur um Sekunden später mit wippendem Pferdeschwanz wieder auf der Bildfläche zu erscheinen. Mal direkt vor ihren Augen, mal wie vom Erdboden verschluckt.

Selbst wenn Marcy sie nicht wiederfand, war es nicht so, als ob sie nicht wüsste, wo das Mädchen wohnte. Und Shannon war auch kein besonders abenteuerlustiges Geschöpf, sondern folgte einem strengen Tagesablauf. Marcy konnte ebenso gut morgen neu anfangen.

Ganz von vorne anfangen, dachte Marcy und unterdrückte ihre Tränen.

»Haben Sie schon daran gedacht, zur Polizei zu gehen?«, hatte Liam am Abend zuvor gefragt.

Aber Marcy wollte die Polizei nicht einschalten. Was, wenn Devon irgendwelchen Ärger hatte? Was, wenn sie sie dadurch noch weiter in ihr Versteck trieb? Was, wenn ihre verzweifelten Bemühungen, ihre Tochter wiederzusehen, dazu führten, dass Devon hinter Gittern landete? Dieses Risiko durfte sie nicht eingehen.

»Ich könnte einen Privatdetektiv engagieren«, hatte sie im Gegenzug vorgeschlagen.

Liam hatte ohne große Begeisterung zugestimmt. »Das könnten Sie machen, nehme ich an. Aber es ist nicht wie im Kino. Jedenfalls nicht hier in Cork. Privatdetektive machen die Leute hier eher misstrauisch. Da sind Sie allein wahrscheinlich erfolgreicher. Zumindest bis auf Weiteres.«

Aber beim Detektivspielen hatte sie genauso versagt wie bei den meisten Dingen in ihrem Leben, dachte Marcy inzwischen und hakte die Stationen ihres Scheiterns ab

wie Punkte auf einer Einkaufsliste. Sie hatte als Tochter versagt – Häkchen. Sie hatte als Schwester versagt – Häkchen. Sie hatte als Mutter versagt – doppeltes Häkchen.

Sie hatte nie versucht, beruflich Karriere zu machen. Nach dem College hatte sie zwar in der Marketing-Abteilung einer kleinen Werbeagentur gearbeitet, doch der Job hatte sich immer vorübergehend angefühlt und ein paar Jahre später zusammen mit der Agentur in Luft aufgelöst. Kurz darauf war sie mit Devon und dann mit Darren schwanger geworden, wozu brauchte sie da einen Job? Sie hatte zu Hause auch so alle Hände voll zu tun.

Sie hörte Devons Stimme, aus der Vergangenheit herangeweht durch das Gelächter einer Gruppe Teenager in der Nähe.

»Wozu muss ich das College fertig machen?«, wollte sie wissen. Sie hatte Marcy gerade davon unterrichtet, dass sie ihr Studium ein Semester vor dem Examen abbrechen wollte.

Marcy hatte mit ihr diskutiert, obwohl eine leise Stimme in ihrem Kopf sie davor gewarnt hatte. »Weil eine Ausbildung wichtig ist.«

»Und warum ist sie so verdammt wichtig?«

»Darum. Und bitte nicht in diesem Ton.«

»Du regst dich auf, weil ich ›verdammt‹ gesagt habe? Was ist so schlimm an ›verdammt‹, verfickt noch mal?«

»Devon ...«

Devon begann eine Reihe von Obszönitäten herunterzurattern. »Scheiße, ficken, Schwanz, Fotze, Wichser.«

»Das ist doch albern.«

»Stecher, Drecksack, Schwanzlutscher, Möse, Arschloch ...«

»Ich führe dieses Gespräch nicht.«

»Du hast es doch angefangen.«

»Und ich beende es auch.« Marcy wandte sich ab, bevor Devon ihre Tränen sah.

»Klar, Mommy. Lauf ruhig weg. So löst du ja alle deine Probleme.«

»Es geht nicht um mich«, sagte Marcy und genoss es, dass ihre Tochter sie immer noch ›Mommy‹ nannte. »Arschloch« und »Mommy« in einem Atemzug, dachte sie.

»Und ich will nicht weiterstudieren. Was soll das Theater? Es ist mein Leben, nicht deins.«

»Dir fehlen nur noch ein paar Scheine. Warum machst du nicht dein Examen, dann hast du zumindest mehr Alternativen?«

»Alternativen? Was für Alternativen hab ich denn? Falls es dir noch nicht aufgefallen ist, ich bin ein verdammt Wrack. Und wage nicht, mir zu sagen, dass ich nicht in diesem Ton reden soll.«

»Nimmst du deine Medikamente?«

»Was hat das denn mit irgendwas zu tun?«

»Weil so was immer passiert, wenn du deine Medizin absetzt.«

»Was genau meinst du bitte?«

»Das Fluchen, die Launen, alles. Es wird alles schlimmer.«

»Schlimmer für dich vielleicht. Für mich nicht.«

»Bitte, Devon.«

»Bitte, Mommy«, äffte Devon sie nach.

»Okay, das reicht. Ich kann mich jetzt nicht darum kümmern.«

»Das konntest du doch nie.«

»Ich hab es versucht.«

»So wie du es bei deiner Mutter versucht hast?«

»Was?«

»Du weißt, du hättest sie aufhalten können«, fuhr Devon grausam fort. »Du hättest sie davon abhalten können, von diesem Gebäude zu springen.«

»Nichts hätte sie aufhalten können«, widersprach Marcy matt.

»Judith hat mir erzählt, was passiert ist.«

Nickend und mit einem langen tiefen Seufzer, der zitternd zwischen ihnen in der Luft stand, gestand Marcy ihre Niederlage ein. »Ich wollte immer nur, dass du glücklich bist.«

»Du wolltest immer nur, dass ich *normal* bin«, schoss Devon zurück.

»Ja!«, schrie Marcy ihre Tochter an und konnte den Widerhall dieses einen Wortes noch heute spüren. »Ja, ich wollte, dass du normal bist. Ist das so egoistisch? Ist das so schrecklich? Bin ich deshalb ein Monster?«

Kühl betrachtete Devon die fließenden Tränen ihrer Mutter. »Ich bin das Monster«, sagte sie.

»Verzeihung«, sagte jetzt jemand.

Als Marcy sich umdrehte, löste sich Devons Gesicht in das einer älteren Frau mit weißem Haar auf, die sich beim Gehen auf einen Holzstock stützte.

»Ich komme nicht an Ihnen vorbei«, sagte die Frau mit einem Lächeln, das ihr Gesicht vom Mund bis zu den wässrig blauen Augen in Falten legte.

»Oh. Verzeihung.« Sofort trat Marcy aus dem Weg, damit die alte Frau vorbeigehen konnte. Wie lange stand sie schon so mitten auf der Straße, fragte sie sich mit einem Blick auf ihre Uhr. Lange genug. Bestimmt war Shannon längst verschwunden. Sie würde morgen Vormittag in die Adelaide Road zurückkehren. Wenn Shannon sie nicht bis zum Ende der Woche zu Audrey geführt hatte, würde sie in den sauren Apfel beißen und Shannon reinen Wein einschenken müssen. Ihr erzählen, dass das Mädchen, das sie als Audrey kannte, in Wahrheit ihre Tochter Devon war, und sie bitten, ihr bei ihrer Suche zu helfen.

Das hätte sie wahrscheinlich von Anfang an tun sollen. Was hatte sie sich bloß gedacht?

Judith würde ihr vermutlich erklären, dass sie gar nicht nachgedacht hatte, dass sie an dem Tag aufgehört hatte zu denken, an dem Devon in den eisigen Gewässern

der Georgsbucht verschwunden war. »Warum nimmst du nicht die Medikamente, die der Arzt dir verschrieben hat?«, hatte sie Wochen oder sogar Monate später gefragt.

»Weil ich keine Antidepressiva brauche.«

»Willst du mir erzählen, dass du nicht unter ernsten Depressionen leidest?«

»Natürlich leide ich unter Depressionen. Unter *ernsten* Depressionen. Aber ich habe *einen Grund*, deprimiert zu sein. Ich *sollte* deprimiert sein. Warum soll ich das verstecken? Das würde das Elend nur in die Länge ziehen.«

»Nimm die Tabletten. Wenigstens eine Zeitlang. Bis du über den Berg bist.«

»Okay«, hatte Marcy schließlich eingewilligt.

Aber die Tabletten hatten die Depression durch eine dumpfe Taubheit ersetzt, die noch viel schlimmer war, sodass sie irgendwann aufgehört hatte, sie zu nehmen. Ihre Mutter hatte recht gehabt – man fühlte sich tatsächlich, als würde man im Schmetterlingsstil durch einen Sumpf schwimmen.

Zum ersten Mal hatte sie verstanden, warum Devon die Verzweiflung lieber gewesen war als das Gefühl, so abgestumpft zu sein.

Und in noch etwas hatte ihre Tochter recht gehabt, gestand Marcy sich ein, als sie ein letztes Mal die St. Patrick's Street hinunterblickte. Sie hätte ihre Mutter davon abhalten können, in den Tod zu springen. Judith wusste es. Alle wussten es.

In dem Moment, in dem sie sich umdrehte, sah Marcy einen Kinderwagen aus einem Laden fast an der Straßenecke kommen. Sekunden später tauchte auch Shannon wieder auf, schob mit einer Hand den Wagen und hielt in der anderen eine Limoflasche. Aus einem Strohhalm trinkend steuerte sie den Wagen über die Straße in Richtung Merchant Quay.

»Okay, genug Zeit verschwendet«, sagte Marcy laut und sah sich verlegen um, ob jemand sie gehört hatte. Wenn, würde er wahrscheinlich vermuten, dass sie telefonierte. Seit der Erfindung des Handys fielen Verrückte in der Öffentlichkeit nicht mehr so auf. »Du sagst ihr einfach die Wahrheit«, fuhr Marcy laut fort. »Sag ihr, wer du bist. Bitte um Gnade.«

Sie hatte ein gutes Stück zu Shannon aufgeschlossen, als sie einen jungen Mann auf einem Fahrrad nahen sah. Shannon lächelte und wurde rot wie eine Verkehrsampel. Der Junge hielt an, stieg ab und berührte ihren Arm, als er pflichtschuldig das Baby in ihrer Obhut bewunderte. Das war irgendwie süß, dachte Marcy, während sie sich einen Weg zwischen den langsam Fußgängern bahnte. Erst als sie die beiden fast erreicht hatte, erkannte Marcy, dass sie denselben jungen Mann anstarre, der sie vor ein paar Tagen mit dem Fahrrad überfahren hatte.

»Nein, das kann nicht sein«, rief sie und blieb so abrupt stehen, dass der Mann hinter ihr sie anrempelte.

»Tut mir schrecklich leid. Ich wusste nicht ...«, setzte er an.

»Meine Schuld«, erklärte Marcy ihm. »Ich dachte, ich ... Es war meine Schuld.« Sie bildete sich das bestimmt nur ein. Es konnte nicht derselbe Junge sein.

Oder doch?

Sie wagte sich ein Stück näher heran.

»Und hört sie irgendwann auf zu schreien?«, fragte der junge Mann Shannon über Caitlins konstantes Geplärr hinweg.

»Der Kinderarzt sagt, sie hätte Koliken«, erklärte Shannon.

»Hat er auch gesagt, wie lange sie dauern?«

»Er denkt nicht, dass es noch viel länger so weitergeht, aber ich glaube ehrlich gesagt, er weiß es selbst nicht.«

»Mein Gott, dass muss ja echt nerven. Kann man da nix machen?«

»Glaub mir, wir haben alles versucht. Sie auf dem Arm herumtragen, lange Spaziergänge, Autofahrten. Einen Schnuller will sie nicht. Nichts funktioniert. Nur einmal hat sie Ruhe gegeben – bei dieser Frau, die ich neulich im Park getroffen habe. Sie musste sie nur im Arm halten, und Caitlin war sofort still. Es war wie ein Wunder, sag ich dir.«

»Klingt eher nach Hexerei«, sagte der Junge lachend und spuckte auf den Bürgersteig, um den bösen Blick abzuwehren. »Bist du sicher, dass sie keine Hexe war?«

Man hat mich schon Schlimmeres genannt, dachte Marcy und kam noch ein kleines Stück näher. »Er ist es«, flüsterte sie.

Was hatte das zu bedeuten? War es schlichter Zufall, oder steckten finstere Machenschaften dahinter? In welcher Verbindung stand er zu Shannon? Und wenn es eine Verbindung gab, folgte daraus zwangsläufig, dass er auch etwas mit Devon zu tun hatte? »Okay, ganz ruhig. Denk nach. Und keine voreiligen Schlüsse.« Aber wie sollte sie die nicht ziehen? Sie hatte Devon gesucht, sie gerade wundersamerweise auf einer Fußgängerbrücke stehen sehen und war sogar schon auf sie zugelaufen, als er just in diesem Moment wie aus dem Nichts mit seinem Fahrrad aufgetaucht war und sie umgefahren hatte. Seine langatmigen Entschuldigungen hatten das Ganze weiter verzögert, und als sie sich seiner plumpen Fürsorge endlich entziehen konnte, war Devon verschwunden. Marcy hatte angenommen, es wäre nur schlechtes Timing und Pech gewesen. Aber vielleicht steckte ein Vorsatz dahinter. Vielleicht hatte der Junge sie absichtlich umgefahren, um Devon so zu alarmieren, damit sie Zeit hatte zu fliehen.

Was folgte daraus? Wusste Devon, dass sie hier war?

War das möglich?

Oder deutete sie zu viel in die Sache hinein. Schließlich war Cork keine übermäßig große Stadt. Es war durchaus denkbar, dass Shannon und der Junge sich kannten, dass ihre Beziehung – wenn man einen Plausch an einer belebten Straßenecke als Beziehung bezeichnen konnte – ebenso unschuldig wie harmlos war. Dass Shannon auch mit einem Mädchen befreundet war, das sie als Audrey kannte, musste nicht unbedingt etwas bedeuten. Vielleicht kannte der Junge Audrey gar nicht.

Oder eben doch.

Und was folgte daraus?

»Was folgt daraus?«, wollte Marcy von dem Pflaster vor ihren Füßen wissen. »Was hat das zu bedeuten?«

»Marilyn?«, hörte sie jemand von Weitem rufen und dann noch einmal näher:

»Marilyn? Hu-hu.«

Marcy blickte auf. Shannon überquerte heftig winkend die Straße und kam auf sie zu.

»Ich bin's. Shannon. Aus dem Park«, verkündete sie über Caitlins lautes Geschrei hinweg. »Ich dachte, ich hätte Sie wiedererkannt.«

Marcy mühte sich mit aller Kraft um Fassung. Am liebsten hätte sie Shannons Ellbogen gepackt und Antworten verlangt: Wer ist der Junge, mit dem du gerade gesprochen hast? In welcher Verbindung steht er zu Audrey? Gibt es eine? Was kannst du mir über meine Tochter erzählen? Stattdessen sagte sie: »Shannon, natürlich. Schön, Sie wiederzusehen.«

»Was für ein unglaublicher Zufall! Ich habe gerade eben von Ihnen gesprochen, und plötzlich sind Sie hier.«

»Sie haben über mich gesprochen?«

»Ja, mit einem Freund. Na ja, eigentlich eher ein Bekannter. Ich hab ihm erzählt, wie Sie das Baby beruhigt haben. Echt Wahnsinn!« Sie blickte zu der Stelle, wo sie und der Junge gestanden hatten, bevor sie sich wieder Marcy zuwandte. »Geht es Ihnen gut? Sie sehen ein bisschen blass aus.«

»Wahrscheinlich bin ich bloß erschöpft. Ich bin viel rumgelaufen.«

»Sehenswürdigkeiten angucken, was?«

»Ich hatte gar nicht gewusst, dass Cork eine so aufregende Stadt ist.«

»Ja, die Leute staunen immer, wie viel es hier zu sehen gibt. Haben Sie Lust auf ein Tässchen Tee?«

»Tee klingt wunderbar.«

Shannon sah auf die Uhr. »Ich hab noch ein bisschen Zeit, bevor ich zurückmuss. Warum gehen wir nicht ins Grogan's?«

»Ins Grogan's?« Der Name des Pubs klebte an Marcys Gaumen wie ein störrisches Kaugummi.

»Es ist nicht weit, nur über die St. Patrick's Bridge. Und man kann ganz nett draußen sitzen. Das ist einfacher mit dem Kinderwagen und so.«

Lächelnd versuchte Marcy, einen klaren Gedanken zu fassen. Als sich das als unmöglich herausstellte, gab sie auf. Stattdessen lächelte sie noch breiter, entblößte die zwei Reihen gerader und weißer Zähne, die Peter einst so unwiderstehlich gefunden hatte, und sagte: »Ich folge Ihnen.«

KAPITEL DREIZEHN

Wenn Liam überrascht war, sie zu sehen, ließ er sich nichts anmerken und gab auch nicht zu erkennen, dass er eine von ihnen kannte.

»Und wie geht's den Damen heute?«, fragte er, als er an ihren winzigen runden Tisch trat. Etwa ein Dutzend Gäste drängten sich auf der provisorischen Terrasse, und ein paar Sonnenstrahlen fielen auf die wilden pinken Rhodondendren und die lieblichen Glockenblumen, die den schwarzen schmiedeeisernen Zaun säumten.

»Gut, danke.«

»Wunderschöner Nachmittag, nicht wahr?«, fuhr er fort.

»Ja«, stimmte Shannon schüchtern zu. »So warm.«

»Eine nette Abwechslung.« Marcy fragte sich, ob ihr Herzflattern von der Nähe zu Shannon oder zu Liam kam.

In dem Kinderwagen fing Caitlin an zu heulen.

»Manche Dinge ändern sich leider nie«, flüsterte Shannon und sah die anderen Gäste entschuldigend an, die das Babygeschrei größtenteils gar nicht bemerkt hatten.

»Und wen haben wir hier?« Liam guckte in den Kinderwagen. »Da mag offenbar jemand die Sonne nicht.«

»Da mag jemand offenbar überhaupt nicht viel«, sagte Shannon.

»Meinst du, sie hätte gern eine Flasche Beamish?«

Die Gesichtsröte, die Shannons Lachen begleitete, ließ die Rhodondendren um sie herum blass erscheinen. »Also, *ich* hätte jedenfalls gern eins.«

»Zwei Beamish?« Er sah Marcy an.

»Ich glaube, ich bleibe lieber bei Tee«, erklärte sie ihm.

»Zwei«, stimmte Shannon sofort zu. »Mrs. O'Connor würde ausflippen, wenn ich mit einer Bierfahne nach Hause käme. Sie sagt immer, Irland würde einen hohen Preis für das viele Trinken bezahlen. In den letzten zwanzig Jahren wäre der Alkoholkonsum um fast fünfzig Prozent gestiegen, und Massenbesäufnisse und Komasaufen unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen hätten dramatische Ausmaße angenommen.«

»All das sagt sie?«, fragte Liam.

»Sie sagt, laut einer neueren Umfrage hat mehr als die Hälfte der unter Zwölfjährigen schon einmal Alkohol probiert, und im Teenageralter sind dann die Hälfte der Mädchen und zwei Drittel der Jungen Trinker.«

»Schockierend.« Ein amüsiertes Lächeln umspielte Liams Mundwinkel. »Das heißt, du arbeitest für den O'Connor-Clan in der Adelaide Road, ja?«

»Ja. Kennen Sie sie?« Nervöse Besorgnis trübte Shannons kleine grüne Augen.

»Ich habe von Ihnen gehört«, stellte Liam klar. »Wer nicht? Sie sind eine der reichsten Familien in Cork«, erklärte er Marcy. »Wurde sein Vater nicht von der IRA ermordet?«

»Erschossen bei einem Besuch in Belfast 1986«, sagte Shannon leise.

»Damals waren wir alle ziemlich verrückt, nehme ich an«, sagte Liam.

Marcy wollte ihn daran erinnern, dass er damals noch ein Kind gewesen war, verkniff es sich jedoch. Wozu sollte sie ihn wieder an den Altersunterschied zwischen ihnen erinnern?

»Also zwei Tee und ein bisschen warme Milch?«

»Ich habe eine Flasche Apfelsaft dabei, danke«, sagte Shannon, bevor Liam im Innern des Pubs verschwand. »Nicht, dass sie davon trinken würde. Es sei denn, Sie wollen es mal probieren?«

Marcy streckte die Hände aus, und Shannon drückte ihr das schreiende Baby und die Flasche in die Arme.

»Hallo, Schätzchen«, säuselte Marcy, küsste die Tränen von Caitlins Wangen und strich ein paar feine Strähnen ihres rotblonden Haars aus der Stirn. »Bist du mein süßes Mädchen?« Im nächsten Moment lag das Baby still an Marcys Brust und nuckelte zufrieden an seiner Flasche.

»Einfach unfassbar«, staunte Shannon. »Ich weiß nicht, wie Sie das machen.« Marcy zuckte die Achseln und versuchte sich zu erinnern, wann die Macht, die eigenen Kinder zu trösten, sie verlassen hatte. Nicht dass ihr Sohn je viel Trost gebraucht hätte. Darren war ein außergewöhnlich friedliches Baby gewesen und zu einem unabhängigen, lockeren jungen Mann herangewachsen, in fast jeder Hinsicht das Gegenteil seiner Schwester. Marcy hatte sich immer gefragt, ob Darrens Charakter angeboren war oder ob er irgendwie gespürt hatte, dass seine Mutter an ihre Grenzen stieß. Sie überlegte, wann ihr Sohn zum letzten Mal mit einem Problem zu ihr gekommen war. War er das je? Oder war sie zu beschäftigt mit Devon gewesen, um es zu bemerken?

»Sie sollten uns mal besuchen kommen«, sagte Shannon, »und Mrs. O'Connor Unterricht geben.«

»Nach allem, was Sie mir über Mrs. O'Connor erzählt haben«, sagte Marcy, und der Gedanke an Darren verschwand in einer entlegenen Nische ihres Gehirns, »glaube ich nicht, dass das besonders gut laufen würde.« Sie beobachtete einen jungen Mann in der Ecke der Terrasse, der laut lachend den Kopf in den Nacken warf. Wie schön, so ungehemmt und ausgelassen lachen zu können, dachte sie und sah plötzlich den jungen Mann vor sich, der vorhin mit Shannon gelacht hatte. Es musste eine Möglichkeit geben, ihn in das Gespräch einzuführen, ohne Verdacht zu erregen.

Shannon sah sich unsicher um, als vermutete sie Spione unter ihnen. »So übel ist sie eigentlich gar nicht«, widersprach sie. »Sie gibt sich echt Mühe mit Caitlin.«

»Bestimmt.«

»Ich glaube, sie hat es sich bloß einfacher vorgestellt.«

Marcy nickte. Wie wir alle, dachte sie und beobachtete Liam, der mit ihrem Tee kam.

»Wie ich sehe, hat jemand eine magische Gabe«, bemerkte er, stellte eine Teekanne aus Keramik und zwei stämmige weiße Tassen mit Untertassen auf den Tisch.

»Ist sie nicht unglaublich?«, fragte Shannon.

»Und außerdem noch schön«, sagte Liam lächelnd. »Kann ich Ihnen sonst noch was bringen? Vielleicht ein paar Kekse?«

»Nein danke«, sagte Shannon.

»Ich hätte sehr gern etwas Süßes«, sagte Marcy im selben Moment.

Liam zwinkerte. »Etwas Süßes für die Süße.«

Shannon beugte sich verschwörerisch vor. »Ich glaube, er mag Sie«, sagte sie, als Liam gegangen war.

Marcy spürte, wie ihre Wangen rosa anliefen.

»Sie werden rot«, rief Shannon lachend.

»Das sind Wallungen«, stellte Marcy richtig.

»Was ist denn das?«

»Das ist, wenn ... ach nichts.« Sie hatte nicht die Geduld, einer neugierigen jungen Frau die Freuden der Wechseljahre zu erläutern. »Sie haben recht. Ich werde rot.«

»Freut mich, dass ich nicht die Einzige bin. Ich werde ständig rot. Ich hasse es.«

»Ich finde es sehr charmant an Ihnen.«

Shannons Gesicht lief dunkelrot an. »Finden Sie wirklich?«

»Auf jeden Fall. Und ich bin sicher, der junge Mann, mit dem Sie vorhin gesprochen haben, würde mir zustimmen.« Zum Teufel damit – eine bessere Eröffnung würde sich vermutlich eh nicht ergeben.

Shannon sah sie verwirrt an, und die Röte in ihrem Gesicht breitete sich bis zu beiden Ohren aus. Sie legte den Kopf zur Seite wie ein neugieriger Cocker Spaniel. Marcy fragte sich, ob sie sich die ganze Episode nur eingebildet hatte. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie Dinge sah, die gar nicht da waren. Zumindest laut Peter und Judith.

»Oh. O ja, natürlich«, sagte Shannon. »Sie meinen Jackson.«

»Jackson?«

Shannon nahm die Teekanne. »Soll ich uns eine Tasse eingießen?«

»Danke, gerne.«

»Riecht köstlich. Ich liebe eine gute Tasse Tee, Sie nicht auch?«

»Ja. Interessanter Name ... Jackson«, bemerkte Marcy.

»Er nennt sich Jax. Mit einem X.« Shannon kicherte. »Er sagt, so machen sie es in Amerika.«

Marcys Puls schlug schneller. »Ist er Amerikaner?«

»Nein. Er guckt bloß haufenweise amerikanische Fernsehserien.« Sie nippte an ihrem Tee. »Hmm. Köstlich. Trinken Sie.«

Sofort führte Marcy ihre Tasse an die Lippen und spürte den heißen, lindernden Tee in ihrem Mund und ihrer Kehle. »Werden im irischen Fernsehen viele amerikanische Serien gezeigt?«

»Ein paar. Mrs. O'Connor ist kein großer Fan. Sie sagt, amerikanisches Fernsehen wäre zu gewalttätig, und eine Rückkehr der Gewalt wäre das Letzte, was Irland braucht.«

»Mrs. O'Connor ist eine Frau mit ausgeprägten Ansichten.«

»Ja, das ist sie. Aber nett«, fügte Shannon eilig hinzu und sah sich erneut verstohlen um.

»Und ist dieser Jackson jemand Besonderes?«, fragte Marcy nach einer Pause lächelnd und einem angedeuteten Schulterzucken, um zu zeigen, dass die Frage völlig unschuldig und letztlich belanglos war.

Shannon verschluckte sich beinahe an ihrem Tee. »O nein. Nein. Ich kenne ihn kaum.«

»Also eher der Freund einer Freundin, was?«, bohrte Marcy, weiter um einen lockeren Ton bemüht.

Shannon wirkte ein wenig verwirrt. Sie kniff ihre grünen Augen zusammen und riss sie dann plötzlich wieder weit auf. »Oh, schauen Sie. Da kommen Ihre Kekse.«

»Ich hab Ihnen ein paar mehr mitgebracht«, sagte Liam, stellte einen Teller mit zuckrigem Gebäck auf den Tisch und streifte mit dem Handrücken wie zufällig Marcys, was elektrische Stöße von ihrer Hand bis in ihren Nacken auslöste. »Das geht auf mich.«

»Ich hab Ihnen ja gesagt, dass er Sie mag«, flüsterte Shannon, als er wieder gegangen war. »Oh, Shortbread! Mein Lieblingsgebäck.«

»Bedienen Sie sich.«

»Das geht nicht. Mrs. O'Connor meint, zwischen den Mahlzeiten zu essen ist nicht gut. Sie klagt ständig, wie schludrig und undiszipliniert die jungen Leute heutzutage sind. Sie sagt, Fettleibigkeit ist wie eine Seuche, es wäre alles nur eine Frage der Selbstbeherrschung, und der Charakter eines Menschen würde sich darin zeigen, was er isst.«

»Diese Mrs. O'Connor klingt ja ungemein humorvoll.« Kein Wunder, dass ihr Baby ständig schrie, dachte Marcy und im nächsten Moment: Ja, klar. Die Mutter war schuld.

Shannons Gesicht sah aus, als würde es in Flammen stehen. Sie legte die Hand aufs Herz, als wollte sie einen Eid ablegen. »Ich fürchte, ich habe Ihnen einen vollkommen falschen Eindruck von Mrs. O'Connor vermittelt.«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Sie ist eigentlich eine sehr nette Frau.«

»Bestimmt. Nehmen Sie einen Keks.«

Shannon fischte hastig einen Keks vom Teller und biss nervös ab.

»Und Jax und Audrey sind also Freunde?«, schrieb Marcy alle Vorsicht in den Wind. Mit dem subtilen Ansatz kam sie offensichtlich nicht weiter.

»Woher wussten Sie das?« Shannon biss noch einmal in ihren Keks und spülte ihn mit einem Schluck Tee herunter. »Sind Sie eine Wahrsagerin?«

Marcy zuckte die Schultern, wie um zu sagen, dass es bloß geraten war. »Ist sie nicht die Freundin, die gesagt hat, Jungen würden nur Kummer machen?«

Shannon kicherte. »Das *sagt* sie, ja.«

»Klingt so, als würde sie aus Erfahrung sprechen.«

»Die beiden waren mal zusammen.«

Marcy spürte, wie der heiße Tee in ihrer Kehle zu einem kleinen Eiswürfel kristallisierte, der ihr im Hals stecken blieb. Die nächste Frage musste sie förmlich herauspressen. »Waren?«

»Aus und vorbei. Sie hat gesagt, ich könnte ihn haben, wenn ich will.« Shannons Wangen verfärbten sich von Rot zu Dunkelviolett.

»Und wollen Sie?«

Shannon tat die Vorstellung mit einem nervösen Winken ab. »Oh, ich glaube, Mrs. O'Connor wäre gar nicht einverstanden mit jemandem wie Jax.«

»Wieso nicht?«

»Er ist ein bisschen wild.«

»Inwiefern wild?«, fragte Marcy.

»Er hat keinen besonders guten Ruf. Nichts Schlimmes wahlgemerkt, aber es ist nicht direkt der Typ junger Mann, den man als Erstes seiner Mutter vorstellt.«

Marcy schauderte bei der Erinnerung an den Mann, mit dem Devon vor ihrem vermeintlichen Ertrinken zusammen gewesen war. »Du weißt nicht, worauf du dich einlässt«, hatte sie ihre Tochter gewarnt.

»Du weißt nicht, wovon du redest«, hatte Devon postwendend erwidert.

»Ich glaube sowieso nicht, dass er mich gut findet«, sagte Shannon mit frischer Röte auf ihren Wangen.

»Wieso sollte er nicht?«

Wieder kicherte Shannon nervös. »Na ja, bei mir stehen die Jungs nicht direkt Schlange.«

»Ich glaube, jeder Junge könnte sich glücklich schätzen, Sie zu bekommen«, erklärte Marcy, während ihr Verstand auf Hochtouren arbeitete. Wenn Audrey und Jax sich kannten und sogar einmal ein Paar gewesen waren, konnte der Fahrradunfall kein Zufall gewesen sein.

Und was hatte das zu bedeuten?

Wusste Devon, dass ihre Mutter hier war? Oder versuchte irgendjemand verzweifelt zu verhindern, dass sie es erfuhr?

»Glauben Sie wirklich?«, fragte Shannon hoffnungsvoll.

»Unbedingt.« Lächelnd betrachtete Marcy das Baby auf ihrem Arm. »Sie schläft ein«, bemerkte sie und fragte im selben Atemzug. »Und wie lange kennen Sie diese Audrey schon?«

»Ich habe sie kennengelernt, kurz nachdem ich bei den O'Connors angefangen habe.«

»Stammt sie aus der Gegend?«

»Nein, ich glaube, sie kommt ursprünglich aus London?« Shannon fing unvermittelt an zu lachen.

»Was ist so komisch?«

»Sie sollten mal ihre Imitation von Mrs. O'Connor hören. Zum Totlachen. Sie hat den Akzent voll drauf.«

Marcy räusperte sich, um nicht laut loszuschreien. »Kann Sie auch andere Akzente?«

»O ja. Deutsch, Italienisch, Amerikanisch. Sie ist wirklich erstaunlich. Meinen Sie, ich könnte noch einen Keks haben?«

»Bedienen Sie sich.«

Shannon nahm einen weiteren Keks von dem Teller, brach ihn in zwei gleich große Hälften und stopfte sich eine in den Mund. »Das ist wahrscheinlich ganz nützlich, wenn Sie nach Kalifornien geht.«

»Sie geht nach Kalifornien?«

Shannon leckte nickend ein paar Krümel von den Lippen. »Sagt sie jedenfalls.«

»Hat sie gesagt, wann?«

»Ziemlich bald schon, glaube ich.« Sie legte die andere Hälfte des Kekses wieder auf den Teller und sah Marcy nervös an. »Warum interessieren Sie sich so für Audrey?«

Marcy zuckte die Achseln. »Ach, nur so. Diese Kekse sind wirklich köstlich. Hier, nehmen Sie den letzten.«

»Nein, ich sollte mich auf den Heimweg machen.« Shannon schob ihren Stuhl zurück und wollte aufstehen.

»Meinen Sie, es ist eine gute Idee, das Baby jetzt zu stören?«, fragte Marcy rasch. Shannon betrachtete das schlafende Baby auf Marcys Arm und seufzte tief. »Sie haben wirklich ein Händchen mit ihr.«

»Tut mir leid, wenn ich so viele Fragen stelle«, entschuldigte Marcy sich. »Auf die Dauer ist es nur ein bisschen einsam«, fügte sie noch hinzu, »wenn man allein reist.«

»Oh, ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte Shannon sofort wieder besänftigt und griff nach der anderen Hälfte ihres Kekses. »Als ich nach Dublin gezogen bin, hab ich mich am Anfang schrecklich einsam gefühlt. Ich kannte niemanden. Auch nachdem ich nach Cork gekommen bin, war es zunächst schwer. Ich hatte niemanden, mit dem ich reden konnte. Weiß der Himmel, wie oft ich mich abends in den Schlaf geweint habe.«

Und dann hast du Audrey getroffen, wollte Marcy sagen, fragte jedoch stattdessen:

»Und dann haben Sie den Job bei den O'Connors gefunden.«

»Ja. Und dann habe ich Audrey kennengelernt«, sagte Shannon von sich aus.

»Und Jax.«

»Und Jax«, bestätigte Shannon. »Aber ihn sehe ich nicht so oft. Mrs. O'Connor hält mich ziemlich beschäftigt.«

»Das glaube ich gern.«

»Verstehen Sie mich nicht falsch. Sie ist eine reizende Frau. Sehr fair und großzügig.«

»Sicherlich.«

»Ich hoffe, ich habe Ihnen keinen falschen Eindruck vermittelt.«

»Das haben Sie ganz bestimmt nicht.«

»Ich hatte großes Glück, diesen Job zu bekommen.« Shannon blickte zur Tür des Pubs. »Möchten Sie noch ein bisschen Tee?« Sie winkte in Richtung des Fensters. Die Tür öffnete sich. Schritte nahten.

»Könnten wir bitte noch eine Kanne Tee bekommen?«, fragte Shannon höflich. In der Erwartung, Liam zu sehen, blickte Marcy lächelnd auf. Stattdessen stand Kelly an ihrem Tisch.

»Na, hallo«, sagte die Kellnerin, die Marcy sofort wiedererkannte. »Wie ich sehe, haben Sie Shannon gefunden.«

Die Röte in Shannons Gesicht verblasste schlagartig. »Was?«

»Ihr Tee kommt sofort«, sagte Kelly, drehte sich auf dem Absatz um und verschwand wieder in dem Pub.

Shannon war schon halb aufgestanden, das Rot ihrer Wangen bis zum Hals mit neuer Kraft erblüht. »Was meinte Sie mit ›Wie ich sehe, haben Sie Shannon gefunden? Haben Sie nach mir gefragt?«

»Nein, natürlich nicht. Sie muss mich mit irgendwem verwechseln.«

»Und Sie müssen mich für eine Idiotin halten. Glauben Sie, ich wäre blöd?«

»Bitte setzen Sie sich. Ich kann das erklären.«

»Sie stellen mir all diese Fragen über mich und meine Freunde! Hat Mrs. O'Connor Sie dazu angestiftet?«, wollte Shannon mit Tränen in den Augen wissen.

»Was?«

»Sie hat Sie geschickt, oder? Um mich zu überprüfen und herauszufinden, wer meine Freunde sind, mit wem ich mich treffe und was ich so mache. Sie werden ihr all die hässlichen Dinge berichten, die ich gesagt habe ...«

»Sie haben gar nichts gesagt ...«

»Ich werde meinen Job verlieren ...«

»Ich habe nicht die Absicht, Mrs. O'Connor irgendwas zu sagen.«

»Was wollen Sie dann? Wer sind Sie?«

Marcy bemerkte, dass Shannons Empörung allmählich die Aufmerksamkeit einiger anderer Gäste erregte, und senkte ihre Stimme in der Hoffnung, dass Shannon das Gleiche tun würde. »Ich heiße Marcy ...«

»Was, nicht Marilyn?«, wollte Shannon entrüstet wissen, als wäre die Angabe eines falschen Namens die schlimmste von Marcys Verfehlungen. »Geben Sie mir das Baby«, verlangte sie mit einem nun leicht hysterischen Unterton. »Geben Sie sie sofort wieder her.«

An einem Nachbartisch erhob sich ein stattlicher Mann mittleren Alters. »Gibt es

irgendein Problem?«

»Sie will mir das Baby nicht zurückgeben.«

Wie auf ein Stichwort schlug in diesem Moment Caitlin die Augen auf und fing an zu wimmern. Das Wimmern wurde rasch zu einem Schluchzen und wuchs sich zu lautem Geschrei aus.

»Geben Sie dem Mädchen ihr Baby zurück, Ma'am«, forderte der Mann Marcy auf, während nun auch andere Terrassengäste aufstanden.

»Natürlich gebe ich ihr das Baby zurück«, protestierte Marcy. »Ich will doch nicht das Baby stehlen, Herrgott noch mal.«

Caitlins Geschrei erfüllte die Luft, als Shannon auf Marcy zustürzte und die Menge der Schaulustigen sich enger um sie drängte. Zwei Mächtig-Ritter fingen plötzlich an zu raufen. Schläge wurden verteilt. Eine Faust traf in dem Gemenge Marcys Wange.

Und im nächsten Augenblick war alles ein einziges Chaos.

KAPITEL VIERZEHN

»Wollen Sie uns nicht erzählen, was geschehen ist?«, fragte der Polizeibeamte.

»Das habe ich Ihnen doch schon erzählt.«

»Dann erzählen Sie es uns noch einmal.«

Marcy senkte den Kopf, starrte auf den Betonboden und spürte den pochenden Schmerz in ihrer linken Gesichtshälfte. Konnte sie die ganze traurige Geschichte noch einmal durchgehen? Was konnte sie noch sagen? Dass alles ein riesiger Fehler war? Dass es ihr leidtat? Dass sie weitere kostbare Zeit vergeudeten? Mittlerweile hatte Shannon Audrey bestimmt angerufen und ihr erzählt, dass irgendeine Verrückte namens Marcy Fragen über sie stellte und jetzt in der Polizeiwache in der South Mall festgehalten wurde. »Ich habe nicht versucht, das Baby zu stehlen«, sagte sie stattdessen, sicher, dass Devon in diesem Moment ihre Taschen packte, um die Stadt zu verlassen. Sie hob den Kopf und sah die beiden Männer und die Frau in den adretten blauen Uniformen an, bevor sie den Blick rasch wieder abwandte. Sie hasste Uniformen.

»Das wissen wir«, räumte der ältere der beiden Männer nach einer Pause ein. Er hieß Christopher Murphy, war etwa vierzig Jahre alt mit kurzem blondem Haar und einer breiten Nase, die mindestens einmal gebrochen und nicht wieder gerichtet worden war. Er saß auf der Kante eines breiten Eichenholzschreibtischs, der den größten Teil des Zimmers einnahm, und lächelte nachsichtig.

Seine Zähne könnten eine gründliche Reinigung vertragen, hörte sie Peter sagen.

»Das wissen Sie?«, wiederholte Marcy.

»Das Mädchen, Shannon Farrell, hat eine Aussage gemacht und erklärt, dass wir den ganzen Zwischenfall vergessen könnten.«

»Und was mache ich dann hier?« Marcy machte Anstalten von ihrem Stuhl aufzustehen. »Wenn Sie mir einfach meinen Pass zurückgeben würden ...« Sie wies mit dem Kopf auf einen Stapel Papiere auf dem Schreibtisch. Ihr Pass lag zuoberst.

»Bitte setzen Sie sich, Mrs. Taggart.«

Marcy sah sich flüchtig in dem fensterlosen Raum um und war überrascht, wie vertraut er ihr vorkam. Wie kam es, dass Polizeiwachen überall auf der Welt gleich aussahen? Verpflichteten alle denselben Inneneinrichter? Gab es ein spezielles Handbuch, das die entsprechenden Behörden an potenzielle Architekten ausgaben? Obwohl Marcy außer in Filmen und im Fernsehen eigentlich noch nicht viele Polizeiwachen von innen gesehen hatte.

Nur eine, dachte sie schaudernd und verdrängte die Erinnerung, bevor sie sich festsetzen konnte.

Trotzdem hatte sie von einem Land wie Irland mit seinem ausgeprägten Geschichtsbewusstsein und dem natürlichen Sinn fürs Melodramatische etwas Farbenfroheres erwartet. Das alte Cork City Gaol, das sie mit ihrer Reisegruppe

besichtigt hatte, war immerhin angemessen majestatisch gewesen, ein dreistöckiges burgartiges Gebäude, an dessen Zellenwänden noch die Originalgraffiti prangten, obwohl die Häftlinge selbst mittlerweile aus Wachs waren. Im Gegensatz dazu wirkte das Gebäude der neuen Bridewell Garda Station an der alten Stadtmauer am nördlichen Kanal des Lees relativ modern. Die Wache, in der sie zurzeit festgehalten wurde, war dagegen eine uninspirierte Mischung aus beidem – alt, ohne imposant zu sein, modern, aber nicht elegant, ein Durcheinander verschiedener Stile, die in Kombination stillos wirkten, trist und trostlos. Und überall roch es nach menschlicher Ausdünstung und Desillusionierung.

»Das verstehe ich nicht. Wenn Ihnen Shannons Aussage bereits vorliegt ...«, erklärte Marcy den Beamten oder »Gardai«, wie Polizisten in Irland genannt wurden. Ihr Blick schweifte zu der Beamtin, die an der mattgrünen Wand stand. Sie hieß Colleen Donnelly – jede Menge Ls, Ns und Es, hatte Marcy gedacht, als die Frau sich vorgestellt hatte – und war etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Ihre Erscheinung war überraschend zart. Sie hatte blasses Haut, übersät mit zahlreichen Sommersprossen, und einen Mund voller kleiner spitzer Zähne.

Ein paar Kronen würden Wunder wirken, bemerkte Peter in Marcys Kopf. Der dritte Polizist hatte seinen Namen mit John Sweeny angegeben, seine Kollegen nannten ihn Johnny. Er war um die dreißig, von mittlerer Größe und Statur, hatte jedoch für einen Mann seines Alters eine erstaunlich ausgeprägte Wampe. Die rötliche Gesichtsfarbe ließ seine ansonsten unscheinbaren Gesichtszüge gewichtiger erscheinen, und seine dankenswert gewöhnlichen Zähne provozierten auch keine ungebetenen Kommentare aus Marcys Unterbewusstsein.

Wie fast alle Gesetzeshüter in Irland waren auch diese drei nicht bewaffnet. Einen verrückten Moment lang überlegte Marcy, einfach abzuhauen.

»Wir können Sie immer noch wegen Störung der öffentlichen Ordnung anklagen«, erklärte Christopher Murphy ihr.

»Störung der öffentlichen Ordnung? Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Ein Tisch ist umgestürzt, eine Teekanne sowie diverses anderes Geschirr wurden zerschlagen.«

»Ich bin diejenige, die ein blaues Auge hat.«

»Ein bedauerlicher Unfall.«

»Genau.«

»Was haben Sie mit dem Baby gemacht, Mrs. Taggart?«, fragte Christopher Murphy.

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt ...«

Er konsultierte seine Notizen. »Shannon hat Sie gebeten, es zu halten.«

»Ja. Das Baby leidet unter Koliken. Wenn ich es im Arm halte, hört es aus irgendeinem Grund auf zu weinen.«

»Und woher kennen Sie Shannon Farrell?«, fragte Colleen Donnelly.

»Ich bin ihr vor ein paar Tagen in einem Park begegnet. Und heute haben wir uns

auf der St. Patrick's Street wiedergetroffen. Sie hat mich gefragt, ob ich Lust hätte, irgendwo eine Tasse Tee zu trinken. Und ich habe idiotischerweise Ja gesagt.«

»Idiotischerweise?«, wiederholte Christopher Murphy.

»Angesichts der Ereignisse, ja.«

»Was machen Sie hier in Irland?«, fragte John Sweeny.

»Was?«

»Was führt Sie nach Irland?«, fragte er noch einmal, als wären sie einfach zwei Menschen, die eine unschuldige Unterhaltung führten.

»Warum ist das von Bedeutung?«

»Ach, tun Sie mir einfach den Gefallen.«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Wir haben jede Menge Zeit.«

Marcy seufzte resigniert. »Ich mache hier Urlaub.«

»Alleine?«

»Ja, allein. Ist das ein Verbrechen?« Sie bemerkte den Blick, den die beiden Männer wechselten, und war gewarnt, ihren Ton zu dämpfen. »Verzeihung, aber ich verstehe den Sinn dieser Fragen einfach nicht.«

»Ihr Mann ist nicht mit Ihnen gekommen?«, fragte der ältere Beamte, obwohl es im Grunde eher eine Feststellung war.

»Nein.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Nein, das dürfen Sie nicht.«

Die beiden Polizisten wechselten einen weiteren Blick.

»Wir lassen uns scheiden«, erklärte Marcy schließlich und spürte, dass diese Information sie in den Augen der Gardai noch kleiner machte. Sie war nun nicht mehr nur eine Ausländerin, die Ärger machte, sie war auch noch erbärmlich, eine Frau, deren unberechenbare Art sie die Liebe eines zweifelsohne verlässlichen Ehemanns gekostet hatte. Sie spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen, und fasste sich an die Wange, um sie zurückzuhalten.

»Tut es noch weh?«, fragte Colleen Donnelly. »Möchten Sie mehr Eis?«

»Nein, danke. Mir geht es gut.« Es *tat* weh, und es ging ihr *nicht* gut, aber was sollte es. Das blaue Auge war jetzt nicht wichtig. Sie hatte schon genug Zeit vergeudet. Sie wollte nur so schnell wie möglich hier raus.

»Sie sind Kanadierin, wie ich sehe.«

»Ja.«

»Toronto ist eine wunderschöne Stadt.«

»Ja, das stimmt.«

»Wann fliegen Sie zurück?«

Marcy hätte beinahe gelacht. Die Iren waren alles Mögliche, aber bestimmt nicht subtil. »Mein Heimflug ist für Ende nächster Woche gebucht.« Wieder wechselten die beiden Männer einen Blick. »War's das? Sind wir fertig? Kann ich jetzt

gehen?«

»Wer ist Audrey?«, fragte Christopher Murphy, als ob Marcy gar nichts gesagt hätte.

»Was?«

»Miss Farrell hat gesagt, Sie hätten sich auffällig für eine Freundin von ihr namens Audrey interessiert.«

Marcy zuckte die Schultern, warf die Hände in die Luft und ließ sie wieder in den Schoß sinken. »Shannon hat sie erwähnt. Ich habe bloß versucht, mich nett mit ihr zu unterhalten.«

»Sie hat gesagt, Sie hätten eine Menge Fragen über Audrey und einen jungen Mann namens Jackson gestellt.« Wieder konsultierte er seine Notizen. »Jax«, konstatierte er mit einer Betonung auf dem X.

»Sie klingen so, als ob Sie ihn kennen«, sagte Marcy hoffnungsvoll und um einen neutralen Tonfall bemüht. Hatte Shannon ihr nicht erklärt, dass dieser Jax einen ziemlich üblen Ruf hatte? War es möglich, dass er schon mit dem Gesetz in Konflikt geraten war und die Beamten ihn kannten?

»Ich kann nicht behaupten, dass mir der Name bekannt vorkommt«, beantwortete Christopher Murphy ihre stumme Frage. »Was ist mit dir, Johnny? Kennst du jemanden namens Jax?«

Der jüngere Polizist schüttelte den Kopf.

»Meine Cousine hat ihr Baby gerade Jax getauft«, sagte Colleen Donnelly.

»Wie schon gesagt«, erklärte Marcy ihnen. »Ich habe bloß versucht, mich mit dem Mädchen zu unterhalten. Aus reiner Höflichkeit.«

Murphy wies mit der Hand auf ihr geschwollenes Gesicht. »So sieht es aus, wenn Sie versuchen, höflich zu sein?«

»Hören Sie. Nichts von alldem ist meine Schuld. Ich bin hier das Opfer. Ich bin diejenige, die angegriffen wurde.«

»Wenn Sie möchten, können wir gern Ihre Anzeige aufnehmen.«

»Ich will keine Anzeige erstatten. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Ich will bloß hier raus.«

»Dann erzählen Sie uns, was wirklich los ist, Mrs. Taggart«, sagte Colleen Donnelly. »Vielleicht können wir Ihnen helfen.«

Marcy sah die Gardai nacheinander an, alle drei Beamten starnten unterschiedlich mitfühlend oder neugierig zurück. Konnten sie ihr helfen? Konnte sie ihnen die Wahrheit anvertrauen?

»Audrey ist meine Tochter«, sagte sie nach einer längeren Pause, nachdem sie entschieden hatte, dass sie gar keine andere Wahl hatte, *als* ihnen zu vertrauen.

»Ihre Tochter«, wiederholten alle drei fast im Chor.

»Sie ist vor knapp zwei Jahren verschwunden.«

Die Polizisten warteten, dass sie fortfuhr. Christopher Murphy zog eine seiner schmalen Augenbrauen hoch und presste die Lippen aufeinander, als wollte er

pfeifen.

Wie viel konnte sie ihnen erzählen? »Wir dachten, sie wäre tot ...«

»Warum haben Sie das gedacht?«, unterbrach John Sweeny sie.

»Weil sie wollte, dass wir das denken. Weil sie verwirrt und depressiv war«, beantwortete Marcy die nächste Frage, bevor sie sie stellen konnten. Sie erzählte ihnen, dass Devon in das Ferienhaus gefahren war und man später ihr gekentertes Kanu in der Bucht gefunden hatte. Sie erzählte ihnen, dass ihre Ehe zerbrochen war und ihr Mann sie verlassen hatte. Sie erzählte ihnen, wie sie nach Irland gekommen war und Devon gesehen hatte, als jene an Grogan's House vorbeigegangen war, dass Liam und Kelly ihre Tochter auf dem Foto als ein Mädchen, das sie unter dem Namen Audrey kannten, identifiziert und ihr berichtet hatten, dass sie mit einer jungen Frau namens Shannon befreundet war, die als Kindermädchen für eine wohlhabende Familie aus Cork arbeitete.

»Nur, damit wir das richtig verstehen«, sagte Christopher Murphy, als sie fertig war. »Sie sagen, Sie hätten das Haus der O'Connors ausspioniert und wären Shannon in den Park gefolgt ...«

»Ich bin ihr nicht in den Park gefolgt. Ich war schon da ...«

»Aber vor Ihrer Begegnung in dem Park sind Sie ihr gefolgt?«

»Ich habe gehofft, dass sie mich zu meiner Tochter führen würde.«

»Warum haben Sie Shannon nicht einfach gefragt, wo Sie sie finden können?«, lautete die nächste logische Frage.

Wie oft hatte sie sich schon das Gleiche gefragt? »Ich hatte Angst, dass Devon, wenn sie erfährt, dass ich hier bin und sie gesehen habe, wieder verschwinden würde. Und dieses Risiko durfte ich nicht eingehen.«

»Wer ist Devon?«, fragte Johnny und runzelte verwirrt die Stirn.

»Meine Tochter.«

»Verzeihen Sie, aber ich dachte, Sie hätten gesagt, Ihre Tochter heißt Audrey.«

»Audrey ist der Name, den sie benutzt.«

»Warum sollte sie einen falschen Namen benutzen.«

»Weil sie offensichtlich nicht gefunden werden will«, erwiderte Marcy gereizt.

»Sie glauben nicht, dass Sie froh wäre, Sie zu sehen?«, fragte Colleen.

»Nein.«

»Warum nicht, Mrs. Taggart?«

»Weil es Probleme gab ...«

»Was für Probleme?«

»Es ist kompliziert. Unsere Beziehung war ...«

»Kompliziert«, wiederholte Johnny.

»Ja. Devon hat eine schwierige Zeit durchgemacht. Sie hat mich für viele ihrer Probleme verantwortlich gemacht ...«

»Zum Beispiel?«

»Darauf würde ich jetzt lieber nicht eingehen.«

»Wenn Sie wollen, dass wir Ihnen helfen, wäre es das Beste, wenn wir alle Fakten kennen.«

»Ich habe Sie nicht um Hilfe gebeten«, sagte Marcy.

»Warum nicht?«

»Was?«

»Sie sagten, Sie hätten Fotos von Ihrer Tochter? Kann ich sie bitte sehen?«, machte Christopher Murphy seine Chefposition geltend.

Mary zog die Fotos von Devon aus ihrer Handtasche und legte sie in seine ausgestreckte Hand. Sofort drängten die beiden anderen Beamten sich an seine Seite und reichten die Fotos in Bauchhöhe hin und her.

»Hübsches Mädchen«, stellte Johnny fest.

»Kann nicht sagen, dass sie mir bekannt vorkommt«, bemerkte Colleen.

»Nein. Kenne ich nicht«, stimmte Murphy ihr zu. »Sagen Sie, warum sind Sie nicht gleich zu uns gekommen, nachdem Sie sie gesehen haben?«

Marcy starrte ihn leeren Blickes an. Eine weitere Frage, auf die sie keine befriedigende Antwort hatte.

»Ich meine, ich glaube, ich verstehe, warum Sie Shannon nicht direkt ansprechen wollten«, fuhr er sanft fort, »aber wir hätten Ihnen vielleicht helfen können, Audrey zu finden.«

»Wie hätten Sie mir helfen können?«

»Nun, das ist unser *Job*, Mrs. Taggart. Wir helfen Menschen. Oder wir versuchen es zumindest. Wir hätten ihr Foto verteilen, in offizieller Funktion mit Shannon reden, Nachforschungen über Audrey anstellen und herausfinden können, ob sie wirklich Ihre Tochter ist.«

»Was wollen Sie damit sagen? Glauben Sie mir etwa nicht?«

»Das will ich keineswegs sagen. Aber Sie haben sie lediglich für eine halbe Sekunde durch das Fenster von Grogan's House gesehen«, erinnerte der leitende Beamte Marcy. »Wenn ich mich nicht irre, sind die Fenster des Pubs mit Reklame gepflastert.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe.«

»Ich bin mir sicher, dass Sie *glauben*, es gesehen zu haben.«

»Jetzt fangen Sie schon an wie mein Mann«, sagte Marcy höhnisch und bedauerte im selben Moment, den Gedanken laut ausgesprochen zu haben.

»Ihr Mann ist der Ansicht, dass Sie sich irren könnten?«

»Die Ansichten meines Mannes sind nicht mehr meine Sorge.«

»Haben Sie mit ihm darüber gesprochen?«

»Ja, das habe ich in der Tat.«

»Und?«

Marcy schluckte ihre wachsende Frustration herunter. »Er zieht es vor zu glauben, dass unsere Tochter tot ist.«

»Warum sollte ein Vater glauben wollen, dass seine Tochter tot ist?«

»Weil es so manchmal leichter ist. Und Peter hat stets den Weg des geringsten Widerstands bevorzugt.«

»Immer?«, fragte Christopher Murphy und runzelte die Brauen. »Wollen Sie damit sagen, dass das schon öfter passiert ist?«

»Nein, das will ich damit nicht sagen.«

»Ist es schon einmal passiert?«

»Ist *was* schon einmal passiert?«, wollte Marcy wissen und sagte dann, bevor er antworten konnte: »Hören Sie. Mir reicht's. Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, dass Sie mir helfen wollen, aber das ist nicht nötig. Wenn Sie mir also bitte einfach meinen Pass zurückgeben, dann sind Sie mich los.« Marcy vergrub ihre Finger in der Masse ihrer dunklen Locken. Sie musste aussehen wie eine Verrückte. Kein Wunder, dass man sie für geistesgestört hielt.

»Dies war nicht das erste Mal, dass Sie dachten, Sie hätten Ihre Tochter gesehen, nicht wahr, Mrs. Taggart?«, bohrte Officer Murphy weiter.

»Ich verstehe nicht, inwiefern das von irgendeiner Bedeutung ist.« Wie oft hatte sie das schon gesagt? Vielleicht war sie es selbst, die bedeutungslos war.

»Ist es schon einmal passiert?«, wiederholte er ein viertes Mal.

Wenn er mich noch mal fragt, verpasse ich ihm eins aufs Maul, dachte Marcy. Sie schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Ja, es ist schon einmal passiert.« Sie öffnete die Augen gerade rechtzeitig, um den wissenden Blick zu bemerken, den die drei Beamten wechselten. Was meint ihr zu wissen, fragte Marcy sie stumm. Glaubt mir, ihr wisst gar nichts.

»Das heißt, es ist möglich, dass Sie sich auch dieses Mal irren, oder nicht?«

»Nein, das ist nicht mög ... Ja, ich nehme an, es ist denkbar«, sagte sie im nächsten Atemzug, weil sie entschieden hatte, dass sie ihnen ebenso gut erzählen konnte, was sie hören wollten. Es war idiotisch gewesen zu glauben, sie könnte ihnen vertrauen, zu glauben, die Polizei könnte ihr helfen. In ihren Augen standen Tränen, die über ihre Wangen kullerten und auf ihrer wunden, geschwollenen Haut brannten, bis sie sie abwischte. »Ist das alles?«

»Ja«, sagte Christopher Murphy seufzend. »Ich denke ja.«

»Gut. Kann ich dann gehen?«

»Ja, Sie können gehen.« Er nahm Marcys Pass von dem Stapel Formulare und gab ihn ihr zusammen mit den Fotos von Devon zurück.

Marcy verstautete alles in ihrer Handtasche und erhob sich. »Vielen Dank.«

»Möchten Sie, dass wir irgendwen für Sie anrufen, Mrs. Taggart?«, fragte Colleen sanft.

Marcy dachte an Liam. Ein freundliches Gesicht wäre nicht schlecht, dachte sie und schüttelte dann den Kopf. »Nein. Es gibt niemanden.«

»Eigentlich dachte ich, dass jemand am Eingang auf Sie wartet«, sagte Christopher Murphy und hob den Hörer des alten schwarzen Telefons mit Wählscheibe ab, das auf seinem Schreibtisch stand. »Sarah, wartet der Herr noch auf Mrs. Taggart?«,

fragte er. »Ja? Gut. Sag ihm, Sie kommt gleich raus.«

Marcy bemühte sich, ihr Haar zu glätten, als John Sweeny die Tür zum Empfang öffnete. Dem Himmel sei Dank für Liam, dachte sie und hoffte, dass er keinen Ärger bekommen würde, weil er sich freigenommen hatte, oder in irgendeiner Weise für den Schaden verantwortlich gemacht werden würde, den sie verursacht hatte. Vor allem jedoch hoffte sie, dass sie nicht zu schrecklich aussah.

Sie trat in den staubigen, engen Flur und blickte sich suchend nach Liam um.

Die blauen Augen sah sie zuerst, während der Rest nur langsam deutlich Gestalt annahm, als er sich von einem der Klappstühle an der Wand erhob.

»Marcy«, sagte Vic Sorvino und stürzte auf sie zu. »Mein Gott, wie siehst du denn aus?«

KAPITEL FÜNFZEHN

»Was ist passiert?«, fragte er und musterte besorgt ihr blaues Auge, die geschwollene Wange und ihre angestoßenen Schuhe, bevor er ihr wieder in die Augen sah.

»Vic! Was machst du denn hier?«

Ein einfältiges Grinsen schlich auf seine süßen Lippen. »Du bist gegangen, ohne dich zu verabschieden.«

»Was?« War das sein Ernst? Was sagte er?

»Ich hab mir Sorgen um dich gemacht. So wie du einfach verschwunden bist ...« Er atmete tief ein. »Ich musste immerzu an dich denken.«

»Woher wusstest du, wo du mich findest?«

»Man hat mir erzählt, dass du in eine Rangelei verwickelt warst ...«

»Wer hat dir das erzählt? Das versteh ich nicht. Was machst du hier?«, fragte Marcy noch einmal.

»Ich bin in Grogan's House gewesen. Die Kellnerin hat mir erzählt, was pass ...« Er sah sich um. Die Beamten Sweeny und Donnelly belauschten ihr Gespräch durch die offene Tür. »Warum gehen wir nicht irgendwohin, wo wir ungestört sind?«

Marcy war sich nicht sicher, ob das eine so gute Idee war angesichts dessen, was geschehen war, als sie zum letzten Mal irgendwo hingegangen waren, wo sie ungestört waren. Trotzdem ließ sie sich von ihm am Ellenbogen aus der Wache auf die belebte South Mall führen.

»Passen Sie auf sich auf«, rief Colleen Donnelly ihnen nach.

»Haben sie dir wehgetan?«, fragte Vic. »Denn wenn sie dich in irgendeiner Weise angerührt haben, können wir die amerikanische Botschaft kontaktieren ...«

»Ich bin Kanadierin«, erinnerte Marcy ihn. »Und nein, die Polizei war wirklich sehr freundlich. Aber ich versteh immer noch nicht. Was machst du hier?«, fragte sie zum dritten Mal und blieb mitten auf dem Bürgersteig stehen. »Solltest du nicht in Italien sein?«

»Ich dachte mir, Italien kann noch ein paar Tage warten.«

»Aber warum?«

Vic wurde tatsächlich rot, was sogar in der Dämmerung des frühen Abends noch zu erkennen war. »Ich hätte gedacht, das ist ziemlich offensichtlich.«

Was meinte er? »Das Offensichtliche war nie meine Stärke«, gestand Marcy, während Fußgänger links und rechts an ihnen vorbeiströmten. »Ich fürchte, du musst es mir schon vorbuchstabieren.«

Vic sah sich hastig über beide Schultern um. »Warum trinken wir nicht ein Bier und essen eine Kleinigkeit? Es ist fast sechs.«

Wie auf Stichwort begannen die Glocken von St. Anne's Shandon Church zu läuten.

»Ich bin wirklich schrecklich müde«, sagte Marcy. »Der Tag war die reinste Hölle.«

»In welchem Hotel wohnst du?«

Marcy fragte sich, ob sie es ihm sagen sollte. Vic Sorvino war ein aufmerksamer, anständiger Kerl, der immer nur nett zu ihr gewesen war. Warum also zögerte sie? Sie versuchte, sich nicht an seine zärtlichen Berührungen zu erinnern, seine Hände, die ihren Körper sanft liebkost hatten. Ja, sie waren gut zusammen gewesen. Vielleicht sogar toll. Aber ein One-Night-Stand war ein One-Night-Stand. Was lungerte er noch herum? »In einer kleinen Bed & Breakfast-Pension in der Western Road«, erklärte sie ihm.

»Ich folge dir.«

Sie war fünfzehn Jahre alt gewesen an dem Tag, als sie das Schlafzimmer ihrer Eltern betreten und den mittlerweile vertrauten Anblick ihrer Mutter gesehen hatte, die nackt in der Mitte des Zimmers stand, der Inhalt ihres Kleiderschranks auf dem Bett verteilt, die Schubladen der Kommode offen und leer, Dutzende zarter Spitzen-BHs und Slips wie Müll auf dem Teppich verstreut. An ihren ausgestreckten Armen hingen sämtliche Halsketten, die sie besaß. Ihre Augen waren rot und verheult.

»Was machst du?«, fragte Marcy, obwohl sie die Antwort so gut kannte, dass sie sie stumm mitsprechen konnte.

»Ich habe nichts anzuziehen.«

Marcy wandte sich achselzuckend ab. Es ging also wieder los, dachte sie, und ihr Magen krampfte sich zusammen. Warum war sie auch nach oben gekommen? Sie hätte einfach frühstücken und mit einem die Treppe hinaufgerufenen Auf Wiedersehen zur Schule aufbrechen können, wie Judith es getan hatte, wie ihre Schwester es jeden Morgen tat. Nie im Leben würde Judith sich in diese Lage bringen – in der Tür des Elternschafzimmers zu stehen und ihre Mutter nackt vor sich zu sehen, ein gutes Dutzend Perlenketten an den Armen wie Lametta an einem vertrockneten Weihnachtsbaum.

Die letzte Episode lag beinahe ein Jahr zurück, ein Jahr, in dem ihre Mutter die ärztlichen Anweisungen gehorsam befolgt und ihre Medikamente genommen hatte, ein Jahr ohne größere Zwischenfälle, ein Jahr relativer Ruhe. Ein Jahr, in dem Marcy sich von einem falschen Gefühl der Sicherheit hatte einlullen lassen. Ein Jahr, in dem sie sich der Hoffnung hingegeben hatte, dass sie eine normale Familie wären. Sie wollte ihre ständige Wachsamkeit aufgeben und sich entspannen. Und mehr brauchte es nicht, damit alles den Bach runterging, wie sie erkannte, als sie ihre Mutter nackt im Schlafzimmer stehen sah – man musste nur einen Moment lang unachtsam sein.

»Vielleicht kannst du mir helfen, Schätzchen«, sagte ihre Mutter und mehrere Ketten fielen zu Boden, als sie Marcy hereinwinkte. Die Ketten glitten über den Teppich und blieben zusammengerollt vor Marcys Füßen liegen wie bunte

Schlangen.

Giftschlangen, dachte Marcy und wich einen Schritt zurück. »Ich komme zu spät zur Schule.«

»Es dauert nur eine Minute.«

»Du solltest dir was anziehen.« Marcy starrte an ihrer Mutter vorbei auf den orange-schwarzen Calder-Druck an der gegenüberliegenden Wand. Es war ihr peinlich, ihre Mutter nackt, ihren einst schlanken Körper nun schwabbelig und von unansehnlichen Venen gezeichnet zu sehen. »Du erkältst dich noch.«

Ihre Mutter lachte, während gleichzeitig Tränen über ihre Wangen strömten. »Man erkältet sich nicht, wenn man nackt ist, Dummerchen. Man erkältet sich, weil man sich einen Virus einfängt. Das weiß doch jeder.«

»Ich muss los.«

»Nein. Bitte lass mich nicht allein.«

»Ich rufe Dad an.«

»Nein, das darfst du nicht. Er ist den ganzen Tag bei Gericht. Ein sehr wichtiger Fall. Wir dürfen ihn nicht stören.«

»Dann rufe ich deinen Arzt an.«

»Der ist im Urlaub.« Ein triumphierender Unterton schlich sich in die Stimme ihrer Mutter, als hätte sie dies von langer Hand geplant.

Marcy ging in das angrenzende Bad, machte den Medizinschrank über dem Waschbecken auf und begann zwischen den diversen Cremes nach den Medikamenten ihrer Mutter zu suchen. »Wo sind deine Tabletten, Mom?«

»Weg.«

»Was soll das heißen, ›weg‹?«

»Ich hab sie ins Klo gespült.« Wieder dieser triumphierende Unterton.

»Bitte sag mir, dass das ein Scherz ist«, erwiderte Marcy, klappte den Klodeckel hoch und starrte in die leere Schüssel. Auf meine Kosten, dachte sie.

»Ich hab schon vor Wochen aufgehört, sie zu nehmen. Ich brauch sie nicht mehr, Schätzchen. Davon ist mir immer bloß übel geworden.«

»Davon bist du *gesund* geworden.«

»Dann bin ich lieber krank«, antwortete ihre Mutter trotzig.

»Ich muss los.« Forschen Schrittes verließ Marcy das Bad und ging zur Tür. »Ich komme sonst zu spät.«

Die Hand ihrer Mutter auf ihrem Arm hielt sie zurück. Eine weitere Kette fiel zu Boden und riss, sodass die feinen orangefarbenen Perlen in alle Richtungen kullerten. »Warum trägst du kein Make-up, Schätzchen? Ein bisschen Rouge oder Mascara würden Wunder wirken und den Blick ein wenig von deinen Haaren ablenken.«

Statt zu antworten, hatte Marcy eine formlose graue Trainingshose vom Bett genommen und ihrer Mutter an die Brust gedrückt. »Zieh dich an, Mom.«

»Bitte, bleib doch noch ein bisschen bei mir.«

»Ich kann nicht. Wir sehen uns später.«

»Es gibt so viel Grausamkeit in der Welt«, sagte ihre Mutter und löste damit einen weiteren Weinkampf aus. »All die armen missbrauchten Kinder und Tiere, all die Menschen, die in Armut sterben.« Sie sank zu Boden. »Manchmal bin ich so verzweifelt.«

Ich habe keine Geduld für deine Verzweiflung, dachte Marcy. »Ich muss los. Ich schreibe in der ersten Stunde einen Französischtest.«

»Dann solltest du dich beeilen«, wechselte ihre Mutter abrupt die Tonart und scheuchte Marcy mit beiden Händen hinaus. Die restlichen Ketten an ihren Handgelenken fielen zu Boden.

Marcy drehte sich um und floh aus dem Zimmer.

»Viel Glück bei deinem Test«, rief ihre Mutter ihr nach.

»Du hast sie einfach so stehen lassen?«, wollte Judith wissen, als sie sich am späteren Vormittag in den Gängen der Schule begegneten.

»Was sollte ich denn machen? Du bist ja auch nicht dageblieben.«

»Was weiß ich? Hast du Dad angerufen?«

»Er war bei Gericht. Ich habe eine Nachricht hinterlassen.«

»Sie wird schon klarkommen«, sagte Judith. »Das tut sie doch immer.«

»Ja«, stimme Marcy ihr zu und dachte, dass sie in der Mittagspause vielleicht nach Hause gehen sollte, um sich zu vergewissern.

Aber stattdessen zog sie es vor, die Mittagspause mit ein paar Freundinnen in einem Imbiss in der Nähe zu verbringen. Wenn die Erfahrung der letzten fünfzehn Jahre sie eines gelehrt hatte, redete sie sich ein, dann, dass es keinen Unterschied machte, was sie tat. Ihre Mutter würde die kommenden Wochen in einer Abwärtsspirale von Weinkrämpfen und zusammenhanglosem Geplapper verbringen, dann wahrscheinlich ein paar Tage oder vielleicht auch Wochen verschwinden, in denen sie auf der Straße lebte und in Mülltonnen wühlte, bis irgendjemand sie erkannte und nach Hause brachte.

Und dann würde der Kreislauf von vorne beginnen.

Aber diesmal tat er das nicht.

Um zwei Uhr an jenem Nachmittag wurden sie und Judith in das Büro des Direktors gerufen, wo zwei uniformierte Polizisten warteten, um sie zu informieren, dass ihre Mutter sich durch einen Sprung von einem zehnstöckigen Gebäude an der belebten Kreuzung Yonge und St. Clair Street das Leben genommen hatte.

»Du musst dich nicht schuldig fühlen«, erklärte Judith ihr, als sie darauf warteten, dass ihr Vater sie von der Schule abholte.

Marcy nickte. Sie fühlte sich nicht schuldig am Tod ihrer Mutter. Sie war erleichtert.

Und deswegen fühlte sie sich seither immer schuldig.

»Marcy?«, rief Vic leise vom Bett. »Was machst du?«

Gute Frage, dachte Marcy und wandte sich vom Fenster ab, wo sie auf die geschlossenen Vorhänge im ersten Stock der Pension nebenan gestarrt und versucht hatte, irgendeinen Sinn in den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden zu erkennen. Aber, warum eigentlich Stunden, dachte sie. Was war mit den letzten vierundzwanzig Jahren? Oder den letzten fünfzig? Wann hatte ihr Leben je einen Sinn ergeben? »Wie spät ist es?«, fragte sie und zog ihren pinkfarbenen Bademantel enger um ihren Körper. Was macht Vic Sorvino in ihrem Bett? Wie zum Teufel hatte sie das zulassen können? *Wieder*. Was war mit ihr los? Ja, er war ein attraktiver Mann, in dessen Gegenwart sie sich begehrenswert, begehrte und sogar schön fühlte. Aber sie war doch kein Teenager mehr, der sich mit ein paar wohlgewählten Worten verführen ließ. Hatte sie überhaupt keine Selbstkontrolle? Vic nahm seine Uhr von dem winzigen Nachttisch. »Kurz nach neun«, sagte er, legte die Uhr wieder weg und richtete sich auf, sodass die Decke über seinen nackten Leib rutschte. »Hast du Hunger?«

Marcy schüttelte den Kopf. »Du?«

»Eigentlich nicht. Wie geht's der Backe?«

»Okay.«

»Meinst du, das Auge braucht noch mehr Eis?«

»Nein. Ich hab gehört, der Waschbären-Look wird im kommenden Herbst der letzte Schrei.«

Vic gluckste und klopfte auf den Platz neben sich. »Komm zurück ins Bett.«

»Ich glaube nicht, dass das eine so gute Idee ist.«

»Wieso nicht?«

»Ich weiß nicht.« Marcy zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht mehr, was ich tue.« Wie konnte das passieren, wollte sie laut schreien. Wie bist du in meinem Bett gelandet?

Aber die Antwort darauf kannte sie schon. Sie hatte selbst dafür gesorgt. Sie waren kaum die Treppe hinaufgestiegen, bevor ihre Lippen hungrig die seinen gesucht hatten. Noch bevor sie die Tür ihres Zimmers geschlossen hatte, hatte sie an seinem Hemd gezerrt. »Ich weiß nicht, was mit mir los ist.«

»Mit dir ist überhaupt nichts«, sagte Vic.

»Ich bin praktisch über dich hergefallen.«

»Ich kann mich nicht erinnern, laut protestiert zu haben.«

»Normalerweise bin ich nicht so.« Sie lachte. »Außer natürlich beim letzten Mal, als wir zusammen waren.«

»Und da fragst du mich, was ich hier mache«, meinte er spöttisch.

»Was *machst* du hier, Vic?«

Die Stimmung wurde auf einmal ernst. »Das habe ich dir doch schon gesagt. Ich habe mir Sorgen um dich gemacht.«

»Das solltest du nicht.«

»Ich kann auch nichts dafür. Offenbar habe ich eine ziemliche Anhänglichkeit

entwickelt.«

»Das ist wahrscheinlich keine besonders gute Idee.«

»Im Gegenteil, es ist die beste Idee, die ich seit Jahren hatte.«

»Warum?«

»Warum?«, wiederholte er kopfschüttelnd. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich das beantworten kann. Ich weiß nicht. Vielleicht spüre ich in dir eine verwandte Seele.«

»Vielleicht hast du auch einfach nur Mitleid mit mir.«

»Ich empfinde vieles für dich«, erwiderte er prompt. »Aber Mitleid gehört nicht dazu.«

Marcy musste unwillkürlich lächeln.

»Komm zurück ins Bett«, sagte er noch einmal.

Was soll's, dachte Marcy, warum nicht? Sie hatte schließlich nichts Besseres vor. Es war nach neun, es war dunkel, ihr tat alles weh, sie hatte ein blaues Auge und eine geschwollene Wange, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie Devon finden würde, wenn sie heute Abend noch einmal ausging, war gleich null. Außerdem war sie erschöpft. Sie legte sich aufs Bett und spürte sofort, wie Vic sie in seine Arme nahm und sich an sie schmiegte, als würden ihre Körper zusammengehören.

»Wir können noch mal rausgehen, wenn du möchtest. Eine Runde durch die Kneipen machen«, sagte er, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Vielleicht sehen wir sie irgendwo.«

Marcy schüttelte den Kopf und spürte Vics warmen Atem in ihrem Nacken. »Wir werden sie nicht sehen.«

»Vielleicht doch.«

»Nein. Sie weiß, dass ich hier bin. Sie will nicht, dass ich sie finde.«

»Das weißt du nicht sicher.«

»Ich weiß nicht viel, aber so viel ist sicher.«

»Erzähl mir, was für Ärger sie hatte«, sagte Vic.

»Was?«

»Du hast mal erwähnt, dass Devon irgendwelchen Ärger hatte.«

»Ja«, sagte Marcy. Hatte sie ihm das erzählt?

»Mit der Polizei?«

»Sie hatte sich mit einem Typen eingelassen, der Kokain nahm, was natürlich das Letzte war, was Devon brauchte. Es machte sie noch depressiver.«

»Was ist passiert?«

»Sie sind zu einer Party gegangen. Es wurde ein bisschen laut. Ein Nachbar hat die Polizei gerufen. Man hat Drogen gefunden, und Devon wurde wie alle anderen Gäste angeklagt. Unser Anwalt hat sich daraufhin mit dem Staatsanwalt in Verbindung gesetzt. Er dachte, dass wir ihn angesichts von Devons Problemen vielleicht überreden könnten, die Anklage fallenzulassen, wenn sie freiwillig eine Therapie macht.«

»Und?«

»Am Wochenende vor dem Termin ist Devon zu unserem Ferienhaus gefahren.«

Marcys Stimme stockte. »Und nie zurückgekommen.«

»Du findest sie, Marcy. Du wirst sie nach Hause bringen.«

»Was, wenn sie es nicht ist?«, stellte Marcy nach langem Schweigen die Frage, die auch nur zu denken sie sich bisher verboten hatte. »Was, wenn Peter und Judith und die Polizei recht haben? Ich habe sie nur für eine halbe Sekunde durch ein Fenster gesehen, das mit Bierreklamen vollklebt ist. Vielleicht war sie es nicht. Vielleicht war sie auch nicht das Mädchen, das ich auf der Brücke gesehen habe. Vielleicht bin ich so verrückt, wie alle denken.«

»Ich denke nicht, dass du verrückt bist.«

»Du hast deine Maklerin geheiratet«, erinnerte Marcy ihn.

Vic lachte. »Manchmal machen wir verrückte Sachen, weil wir so unbedingt wollen, dass der Schmerz aufhört.«

»Mache ich etwas Verrücktes?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber ich wäre gern bei dir, wenn du es herausfindest.«

Marcy drehte sich auf den Rücken und sah ihm in die Augen. »Du bist wirklich der netteste Mann, den ich kenne«, sagte sie, bevor sie erneut die Hände nach ihm ausstreckte.

Sie erwachte von Glockengeläut.

Nur dass es keine Glocken waren, wie sie merkte, als sie sich im Bett aufrichtete und zu ihrer Handtasche auf dem Boden neben dem Bett blickte. Das Läuten kam aus ihrer Tasche. Es war ihr Handy.

Behutsam, um den neben ihr schlafenden Mann nicht zu wecken, nahm Marcy ihre Handtasche mit ins Bad, schloss die Tür hinter sich, hockte sich auf den Wannenrand und spürte das kalte Email auf ihrer nackten Haut. »Hallo?«, flüsterte sie.

»Ich glaube, ich habe sie gefunden«, sagte Liam ohne weitere Vorrede.

»Was?« Träumte sie? »Wie?«

»Na ja, ich habe mich, wie Sie wissen, umgehört, und es sieht so aus, als hätte es sich endlich ausgezahlt. Gerade hat mich ein Bekannter angerufen. Er sagt, ein Mädchen, auf das die Beschreibung Ihrer Tochter passt, hätte vor Kurzem ein kleines Haus gleich um die Ecke von seiner Exfrau gemietet. Er hat sie gestern gesehen, als er seine Kinder besucht hat.«

»Es gibt eine Menge Mädchen, auf die die Beschreibung meiner Tochter passt«, erklärte Marcy ihm.

»Aber dieses heißt Audrey.«

Marcy hielt die Luft an, und schlug die Hand vor den Mund, um ihre wachsende Aufregung zu zügeln. »Wo ist sie?«

»In einem winzigen Dorf ganz in der Nähe. Es heißt Youghal.«

»Jaaol?«, wiederholte Marcy nach dem Gehör.

»Ich hol Sie in zwanzig Minuten ab.«

KAPITEL SECHZEHN

Marcy war schon auf halbem Weg die Treppe des Doyle Cork Inn hinunter, als Vics Stimme sie aufhielt. Sie blieb wie angewurzelt stehen, drehte sich um und sah ihn auf dem oberen Treppenabsatz stehen, ihren pinkfarbenen Bademantel achtlos über die Schultern geworfen und provisorisch in der Hüfte zusammengezurrt, Beine und Füße nackt. Er hatte so fest geschlafen, dass sie ihn nicht hatte wecken wollen. Zumindest hatte sie sich das eingeredet, als sie sich hastig angezogen hatte.

»Marcy, was ist los?«

»Ich muss weg.« Warum hatte sie ihn nicht geweckt? Warum hatte sie ihm nicht gesagt, wohin sie ging? So viel war sie ihm doch zumindest schuldig.

»Wohin? Es ist noch nicht mal halb acht.« Er sah sich um, als würde er trotz seiner notdürftigen Bekleidung in Erwägung ziehen, ihr zu folgen.

»Wir haben vielleicht Devon gefunden«, sagte sie und lief die restlichen Stufen bis zur Haustür hinunter.

»Wer ist ›wir‹?«

Hatte sie Vic deswegen nicht erzählt, wohin sie ging? Wollte sie nicht, dass er sie mit Liam sah? Oder umgekehrt, dass Liam sie mit Vic sah?

Plötzlich tauchte Sadie Doyle in der kleinen Halle auf, bekleidet mit einer Schürze, in der Hand einen Holzlöffel. »Guten Morgen, Mrs. Taggart. Ein wunderschöner Tag heute. Frühstückten Sie mit uns?« Ihr Blick schweifte zur Treppe, wo sie ebenso überrascht wie belustigt den halb nackten Vic Sorvino entdeckte. »Oh. Hallo.«

»Gib mir eine Minute, um mich anzuziehen«, drängte Vic Marcy, ohne Sadie Doyles lüsternen Blick zu beachten.

»Nein. Bitte. Ich weiß nicht, ob genug Platz ist.«

»Ihnen ist doch klar, dass für Übernachtungsgäste ein Aufschlag erhoben wird«, sagte Sadie Doyle zu Marcy, den Blick weiter fest auf Vic gerichtet.

»In Ordnung. Was auch immer.« Marcy hatte die Hand schon an der Klinke.

»Marcy, warte.«

»Ich kann nicht«, sagte sie. »Ich ruf dich später an.« Dann öffnete sie die Tür und rannte aus dem Haus.

»Marcy ...«, hörte sie ihn rufen.

Auf der Straße staute sich schon der morgendliche Berufsverkehr. Sie wusste nicht, was für ein Auto Liam fuhr, wie ihr klarwurde, als sie begann, durch die Windschutzscheibe jedes vorbeikommenden Wagens zu spähen. »Wo bist du, Liam?«, rief sie und blickte die belebte Straße hinauf und hinunter. Und wo wollten die Leute bloß alle so früh hin?

Sie sah auf die Uhr. Seit Liams überraschendem Anruf waren noch keine zwanzig Minuten vergangen. In der Zeit hatte sie sich die Zähne geputzt, Jeans und einen grauen Pullover angezogen und ihr ungekämmtes Haar mit einer strassbesetzten

Haarklammer zurückgesteckt, aus der sich schon jetzt die ersten störrischen Strähnen lösten und in alle Himmelsrichtungen abstanden wie eine Werbung für Feuerwerkskörper. Sie hatte keine Zeit gehabt, sich zu schminken, sondern nur hastig ein bisschen Lippenstift aufgetragen, als sie auf Zehenspitzen aus dem Zimmer geschlichen war.

Aber das war egal. Sie hatten Devon gefunden. In weniger als einer Stunde würde sie ihre Tochter wiedersehen.

Sie fragte sich noch einmal, warum sie Vic nicht erzählt hatte, dass Liam angerufen hatte und wohin sie fuhr. Was hatte sie davon abgehalten? In seinen Armen hatte sie sich so geborgen und sicher gefühlt. Zum ersten Mal seit Monaten, vielleicht sogar Jahren hatte sie frei atmen und ihren Kummer kurzzeitig vergessen können. Trotz allem, was passiert war, trotz allem, was die Erfahrung sie gelehrt hatte, hatte sie in ihrer angespannten Wachsamkeit tatsächlich ein wenig lockergelassen.

Aber war das nicht der Augenblick, in dem die Katastrophe jedes Mal zuschlug? Vielleicht hatte sie es ihm deshalb nicht erzählt.

»Komm schon, Liam«, murmelte sie. Jede Minute zählte. Eine Minute konnte entscheidend dafür sein, ob sie ihre Tochter fand oder wieder verlieren würde. Sie durfte nicht noch mehr Zeit verschwenden.

Marcy überlegte, Liam anzurufen, griff nach dem Handy in ihrer Handtasche und ließ es dann doch. Wenn es ein Problem gab, würde Liam sich melden.

In den Monaten nach Devons vermeintlichem Ertrinken hatte Marcy oft geträumt, dass ihre Tochter sie angerufen und sich irgendwo mit ihr verabredet hatte – bei Starbucks in Spadina Village, neben dem Stand mit Vintage-Modeschmuck von Carole Tanenbaum bei Holt's, am Anleger der Fähre nach Toronto Island. Und jedes Mal kam irgendwas dazwischen und verhinderte ihr Wiedersehen. Tag für Tag wachte Marcy in einem Meer frustrierter Tränen auf. Irgendwann hörte Peter auf, sie zu fragen, was sie geträumt hatte. Und wenig später stellte er die Versuche, sie zu trösten, ganz ein.

Er hatte es immerhin versucht, musste Marcy zugeben, als sie zum Eingang des Doyle Cork Inn zurückkehrte. Zumindest eine Zeitlang. Bis er ihren Kummer nicht mehr ertragen konnte. Bis ihre Trauer gedroht hatte, sie beide zu überwältigen. Und dann war er geflohen.

Wie ich jetzt, dachte Marcy, als sie hörte, wie die Tür hinter ihr aufging. Vic, nunmehr vollständig bekleidet, trat heraus und sah sie mit seinen blauen Augen fragend an. »Marcy«, sagte er, und sie spürte, wie sie sich an ihn lehnen wollte. Im selben Moment ertönte ein lautes Hupen, und ein schwarzer Wagen hielt direkt neben ihr. Die Beifahrertür öffnete sich, und eine Hand winkte sie herein. Dann tauchte ein attraktives Gesicht mit verschlafenen grünen Augen in ihrem Sichtfeld auf. »Steigen Sie ein«, sagte Liam und fuhr schon an, bevor sie richtig saß und die Tür wieder geschlossen hatte.

Marcy drehte sich um und warf einen letzten Blick zu Vic. Was musste er von ihr

denken, fragte sie sich und verscheuchte solche Gedanken gleich wieder. Sie hatte Wichtigeres zu tun, als sich um Vics verletzte Gefühle zu kümmern. Später, wenn sie mit ihrer Tochter wiedervereint war, würde sie reichlich Zeit haben, alles zu erklären und wiedergutzumachen.

Devon, dachte sie und sah Vic mit jedem Blick zurück kleiner und undeutlicher werden. Sie hatten Devon gefunden.

Wie würde Devon reagieren, wenn sie ihrer Mutter von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand? Würde sie in ihre Arme sinken oder schreiend weglauen?

»Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe«, riss Liam sie aus der Zukunft zurück ins Hier und Jetzt. »Der Verkehr war wirklich übel. Mein Gott, das ist ja ein Prachtexemplar von einem Veilchen.«

Sofort hob Marcy die Hand vors Gesicht.

»Tut es weh?«

»Nein. Nicht mehr allzu sehr. Ich habe es mit Eis gekühlt.« Sie legte den Sicherheitsgurt an und warf einen weiteren verstohlenen Blick zurück. Vic stand nicht mehr vor dem Doyle Cork Inn.

»Ich hab Kaffee mitgebracht«, sagte Liam und gab Marcy einen Pappbecher, während sie sich zurücklehnte und versuchte, es sich auf dem Sitz bequem zu machen. »Mit viel Milch und viel Zucker, so wie ich es mag. Ist das okay? Ich wusste nicht genau, wie Sie Ihren Kaffee mögen.«

»Klingt super«, sagte sie, als sie mit zitternden Händen den kuppelförmigen Deckel abnahm und den dampfend heißen Kaffee an ihre Lippen führte.

»Sind Sie nervös?«, fragte Liam.

Marcy nickte.

»Das müssen Sie nicht sein. Wir sollten in etwa einer halben Stunde in Youghal sein, je nachdem wie lange wir brauchen, um aus der Stadt rauszukommen. Also atmen Sie tief durch, entspannen Sie sich und trinken Sie Ihren Kaffee.«

Marcy gehorchte und atmete tief ein, bevor sie einen großen Schluck trank. Sofort klebte der Zucker an ihrer Zunge.

»Zu süß?«

»Alles bestens«, sagte Marcy und verzog das Gesicht.

Liam lachte. »Sie sind keine besonders gute Lügnerin, was?«

»Offenbar nicht«, sagte sie schaudernd, und er lachte wieder.

»Sie müssen mich nicht anlügen. Und Sie müssen auch Ihren Kaffee nicht trinken, wenn Sie ihn nicht mögen. Sie müssen überhaupt nichts machen, was Sie nicht wollen.«

Er war so jung, dachte Marcy. »So schlimm ist es nicht«, sagte sie.

»Sie sind wirklich eine ganz schlechte Lügnerin.«

»Okay. Das ist vermutlich der schlechteste Kaffee, den ich in meinem ganzen Leben getrunken habe. Wie können Sie nur so viel Zucker reintun? Das Zeug ist klebrig wie Sirup.«

»Sehen Sie? Das war doch schon viel besser, oder?«

»Sie haben recht. Man sollte nie lügen. Es verbraucht zu viel Energie.« Sie atmete tief ein und langsam wieder aus. »Warum tun die Leute es dann trotzdem?«

Liam sah sie fragend an. »Sind Sie sicher, dass Sie diese Diskussion so früh am Morgen führen wollen?«

»Warum nicht? Es sieht eh nicht so aus, als würden wir in nächster Zeit irgendwo ankommen.« Sie blickte auf den Stau vor ihnen. Entspann dich, ermahnte sie sich stumm wie Liam zuvor. Sie würden früh genug nach Youghal kommen. Und dann würden sie mit Devon zusammen sein. »Ich schätze, manchmal ist es einfach leichter zu lügen, als die Wahrheit zu sagen«, beantwortete sie ihre eigene Frage.

»Die Wahrheit zu sagen oder sich ihr zu stellen?«, fragte er.

Lächelnd erkannte sie die feine Unterscheidung an. »Beides.«

»Ist es wirklich so schwer, sich der Wahrheit zu stellen?«

»Manchmal schon.«

»Schutz oder Selbsttäuschung?«

»Beides«, sagte sie noch einmal. »Manchmal ist es netter, angelogen zu werden.«

»Glauben Sie, dass wir mehr andere oder mehr uns selber belügen?«, fragte er.

»Ich habe keine Ahnung.« Marcy schüttelte den Kopf. »Sie haben recht – es ist zu früh für diese Unterhaltung.«

»Ich glaube, Sie haben über den Kaffee gelogen, weil Sie meine Gefühle nicht verletzen wollten«, sagte Liam.

Marcy nickte. Es stimmte. Ihr ganzes Leben lang hatte Sie Angst vor den Gefühlen anderer Menschen gehabt.

»Deswegen müssen Sie sich keine Sorgen machen«, erklärte er ihr.

»Nicht?«

»Nein. Ich hab keine Gefühle.«

Marcy lachte und wurde endlich etwas lockerer. Sie versuchte, nicht auf seine langen Wimpern zu starren, während sie feststellte, dass sein schwarzes strubbeliges Haar perfekt zu seinem schwarzen Pulli passte. Sie fragte sich, ob das Absicht oder Zufall war. »Ich wusste gar nicht, dass Sie das Wesen der Menschen studieren.«

»Ich bin Barkeeper«, sagte er. »Das tut man in dem Job.«

Marcy lächelte, bis ihre geschwollene Backe spannte. Sie verzog das Gesicht und strich vorsichtig über die Schwellung.

»Die Backe tut doch noch weh?«

»Nur wenn ich lächle.«

»Es tut weh, wenn Sie glücklich sind?«, formulierte er ihre Antwort um.

Ja, dachte Marcy, sagte jedoch nichts. Das war es auf den Punkt.

»Tut mir leid, dass ich gestern nicht zur Wache kommen konnte«, entschuldigte Liam sich. »Ich wollte, aber Mr. Grogan war wütend wegen des kleinen Zwischenfalls mit der Polizei, also dachte ich mir, ich bleibe besser und helfe beim

Aufräumen. Die Geschichte hat sich rumgesprochen, sodass es später echt voll wurde und ich unmöglich wegkonnte ...«

»Sie schulden mir keine Erklärung.«

»Wenn ich gekonnt hätte, wäre ich gekommen.«

»Glauben Sie mir, Sie haben schon mehr als genug getan.«

»Konnten Sie letzte Nacht schlafen?«, fragte er.

»Ein bisschen.« Marcy spürte unwillkürlich ein Kribbeln zwischen den Beinen.

»Wie ich sehe, hat er Sie gefunden«, sagte Liam, als hätte er es auch gespürt.

»Was? Wer?«

»Der Typ, der nach Ihnen gefragt hat. Vic Soundso. Er war gestern noch mal im Grogan's und hat weitere Fragen gestellt. Kelly hat ihm von dem Streit erzählt, bevor ich es verhindern konnte.«

»Ja, er hat mich gefunden.« Marcy drehte sich um, und sah sich durchs Rückfenster nach den Taxis hinter ihnen um. Saß Vic in einem davon? Folgte er ihnen?

»Ist über Nacht geblieben, wie?«

Marcy zögerte.

»Nicht dass es mich etwas angehen würde«, fügte er hinzu.

»Es ist nicht so, wie Sie denken«, sagte sie.

Ein spitzbübisches Grinsen umspielte Liams Lippen. »Ich dachte, wir wollten uns nicht mehr belügen.«

Marcy seufzte. »Okay, es ist *genau* so, wie Sie denken.«

Er lachte. »Schön für Sie.«

»Ich weiß nicht so genau.«

»Warum nicht? Er sieht nett aus, ist reich und offensichtlich total in Sie verschossen«

»Was? Nein. Das ist albern. Wir kennen uns kaum. Wir haben uns erst letzte Woche kennengelernt. In einem Bus, Herrgott noch mal.«

»Was ist verkehrt mit Bussen?«, meinte Liam. »Ich hatte mal eine fantastische Affäre mit einer Frau, die ich in einem Bus kennengelernt habe.«

»Wirklich?«

Er nickte. »Ich saß einfach da und träumte so vor mich hin, als eine sehr attraktive ältere Frau einstieg, direkt gegenüber Platz nahm und mich von oben bis unten musterte. Zuerst hab ich sie gar nicht beachtet. Aber dann hab ich gemerkt, dass das einfach nur unhöflich war, also hab ich gelächelt. Nur aus Freundlichkeit, verstehen Sie.«

»Ich glaube, ich kann es mir ungefähr vorstellen«, sagte Marcy, erleichtert, nicht mehr selbst Gesprächsthema zu sein.

»Und sie hat zurückgelächelt. Und ehe ich mich's versah, ist sie aufgestanden und hat sich neben mich gesetzt. Und wir haben angefangen, uns zu unterhalten und rumzualbern, und sie hat mir die Hand aufs Knie gelegt und mich zu sich eingeladen, was mir nur recht war, weil wir eh schon an meiner Haltestelle vorbei

waren und ich einen Riesenhunger hatte. Und so ist es dann losgegangen. Hat fast ein Jahr gedauert.«

»Wieso ist es zu Ende gegangen?«

»Ihr Mann hat ihr ein Ultimatum gestellt.«

»Sie war verheiratet?«

»Und Mutter von sechs Kindern. Sie sehen schockiert aus.«

»Ich kann nicht glauben, dass jemand mit sechs Kindern noch Zeit für eine Affäre hat«, sagte Marcy. Ich kann nicht glauben, dass irgendjemand überhaupt sechs Kinder hat, dachte sie.

»Für Dinge, die ihnen wichtig sind, haben die Menschen immer irgendwie Zeit.« Er bog in die South Main Street und kroch weiter im Schneekentempo durch die Innenstadt. »Haben Sie Ihren Mann nie betrogen?«

»Nein. Nie.«

»Aber er Sie.«

»Ja.«

»Er war nicht besonders schlau, was?«

Marcy lächelte dankbar.

»Jedenfalls glaube ich nicht, dass er der Richtige für Sie ist.«

»Na, der Ansicht war er offensichtlich auch.«

»Nein, ich meine nicht Ihren Mann«, stellte Liam klar. »Ich meine diesen anderen Typen. Vic. Ich glaube nicht, dass er zu Ihnen passt.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Nur so ein Gefühl.«

»Ich dachte, Sie hätten keine Gefühle.«

Er lachte. »Ich hab schon welche. Sie ändern sich bloß ständig.«

Nun war es an Marcy zu lachen.

»Ich mag es, wenn Sie lachen«, sagte Liam.

»Ich auch.«

»Sie sind wirklich sehr schön, wissen Sie. Obwohl ...«

»Obwohl?«

Mit einer Hand löste er die Klammer in ihrem Haar. »So ist es viel besser.

Schütteln Sie den Kopf.«

»Was?«

»Schütteln Sie den Kopf. Lassen Sie die Locken fliegen.«

»Sie sind verrückt«, sagte Marcy, tat jedoch wie geheißen.

»Fühlt sich das nicht viel besser an?«

Schon, musste Marcy zugeben, obwohl ihre Wange von dem Kopfschütteln wieder pochte. »Woher wissen Sie, dass er reich ist?«, fragte sie.

»Was?«

»Sie haben gesagt, Vic wäre reich. Woher wissen Sie das?«

Liam zuckte die Schultern. »Na ja, er hat gesagt, er wäre im Hayfield Manor Hotel,

und man muss praktisch seinen Hof verkaufen, um dort zu übernachten. Haben Sie ihm gesagt, wohin Sie heute Morgen fahren?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich schon.«

Marcy starrte ihn an. Klären Sie mich auf, sagte ihr Blick.

»Ich glaube, Sie trauen ihm nicht ganz.«

»Was?« Hatte er recht? War das der wahre Grund, warum sie es ihm nicht erzählt hatte?

»Wollen Sie wissen, was ich noch glaube?«, fragte Liam.

»Was?«

»Ich glaube, ich bin eifersüchtig.«

Er lachte, und Marcy stimmte mit ein.

»Das ist mein Ernst«, sagte er, nachdem sein Lachen abrupt verstummt war. »Ich bin eifersüchtig.«

»Warum sollten Sie denn eifersüchtig sein?«

»Weil ich das letzte Nacht hätte sein sollen«, sagte er schlicht.

Marcy sagte nichts, obwohl ihr Herz so heftig pochte, dass es ihre Brust zu sprengen drohte.

»Er bedeutet Ihnen wirklich nichts?«, fragte Liam.

Marcy schüttelte den Kopf, wandte sich ab und betrachtete die langsam vorbeiziehende Landschaft, um sich zu beruhigen. Kamen sie niemals aus dieser verdammt Stadt raus?

»In ein paar Minuten müssten wir auf der Küstenstraße sein«, sagte Liam, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Warum versuchen Sie nicht, ein bisschen zu schlafen, bis wir da sind?«

»Ich bin tatsächlich ein bisschen müde«, gab Marcy zu, während sich in ihrem Kopf alles drehte.

»Lehnen Sie sich zurück, machen Sie die Augen zu und denken Sie an was Schönes«, wies er sie an, und wieder tat Marcy wie befohlen, lehnte sich in dem schwarzen Ledersitz zurück und ließ ihre Augen zufallen.

Sofort sah sie Devon auf sich zukommen, die langen, schlanken Arme ausgebreitet. Und dann spürte sie die erstaunlich kräftige Umarmung ihrer Tochter, Devons glatte Haut an ihrer geschwollenen Wange. »Mommy«, flüsterte ihre Tochter liebevoll in ihr Ohr, ein Wort wie eine sanfte Liebkosung.

Mein Baby.

»Marcy.«

»Hmm?«

»Marcy«, sagte Liam noch einmal, während Devon sich in ihren Armen in Luft auflöste. »Marcy, wachen Sie auf.«

Marcy öffnete die Augen und sah Liams lächelndes Gesicht über sich. Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, dass der Wagen stillstand und sie nicht mehr fuhren. »Wir sind da«, sagte Liam.

KAPITEL SIEBZEHN

»Sind wir in Youghal?«

»Ja. Alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut. Ich kann nicht glauben, dass ich eingeschlafen bin.«

»Sie waren erschöpft.«

»Wie spät ist es?«

»Viertel vor neun. Der Verkehr war absolut mörderisch. Mehr als eine Stunde für fünfunddreißig Kilometer. Verdammt lächerlich.«

Marcy blickte auf den breiten majestätischen Strand, der sich vor ihren Augen erstreckte, und versuchte, sich zu orientieren. »Wo genau sind wir?«

»Unmittelbar vor der Stadt, die übrigens im 13. Jahrhundert gegründet wurde. Direkt vor uns liegt der Blackwater River.« Liam zeigte auf eine atemberaubende Wasserfläche. Ein breiter Grasstreifen und ein Fußgängerweg, auf dem erstaunlich viel Leute unterwegs waren, trennte sie von dem Fluss. »Er mündet in die Keltische See. Wir sind am Green Park Beach, nur wenige Minuten vom Zentrum von Youghal entfernt.« Er lächelte einfältig. »In jedem Iren steckt ein Fremdenführer, der nur darauf wartet, zum Vorschein zu kommen.«

Marcy lächelte und dachte, dass es eigentlich gar nicht so überraschend war, dass Devon vielleicht hier Zuflucht gefunden hatte. Es war ein unbestreitbar malerischer Flecken Landschaft, unverdorben und erhaben. Selbst mit einem flüchtigen Blick erkannte sie zahlreiche maritime Aktivitäten – die ersten Motorboote wühlten die glatte Wasseroberfläche auf, in ihrem Kielwasser schaukelten kleine Jollen. In der Ferne segelte gemächlich eine Jacht vorbei. Entlang des Fußgängerwegs warben Plakate für Whale-Watching und die Freuden des Wracktauchens. Hier gab es für Devon jede Menge zu tun. Oder sie konnte stundenlang in stiller Einsamkeit an der Küste entlangpaddeln.

Nur dass Devon eigentlich eher ein Stadtmensch war. War es denkbar, dass sie das Glück, das sie ersehnt hatte, in einem winzigen Fischerhafen am Rande der Welt gefunden hatte? »Wo wohnt meine Tochter?«, fragte sie Liam.

»Marcy ...«

»Sagen Sie es nicht.«

»Sie müssen darauf vorbereitet sein«, fuhr er trotzdem fort. »Es ist möglich, dass sie es nicht ist.«

»Sie haben gesagt, sie wäre hier«, beharrte Marcy.

»Ich habe gesagt, ich hätte gehört, dass ein Mädchen, auf das die Beschreibung Ihrer Tochter passt, hier in Youghal gesehen wurde ...«

»Ein Mädchen namens Audrey.«

»Ja, aber ich will nicht, dass Sie sich übersteigerte Hoffnungen machen. Sie müssen darauf vorbereitet sein, dass wir uns auch geirrt haben könnten.«

»Wir irren uns nicht.«

»Hoffentlich nicht.«

»Wo ist sie, Liam?«

»Einen kurzen Fußweg von hier.«

»Worauf warten wir dann noch? Los geht's.« Marcy stieß die Beifahrertür des Wagens auf und trat auf den Bürgersteig. Sofort drückte ein kräftiger Wind sie an das Auto und wehte ihr Haare in Augen und Mund. Sie war immer noch damit beschäftigt, ein paar widerspenstige Strähnen zwischen ihren Zähnen zu lösen, als Liam um den Wagen kam, sie am Ellbogen fasste und stadteinwärts führte.

»Wenn wir vom Wasser weg sind, ist es nicht mehr so windig.«

»Erzählen Sie mir was über Youghal«, sagte Marcy, als sie auf den kleinen Stadtkern zugingen. Sie war eigentlich nicht besonders neugierig auf den Ort an sich, doch ein bisschen Ablenkung würde ihr zweifellos guttun. Sie war schon ganz zappelig vor Aufregung, ihr Herz schlug wie wild, und ihre Knie schlackerten vor unterdrückter Vorfreude. Es war wichtig, die Nerven zu behalten und so ruhig wie möglich zu bleiben. Schließlich wollte sie nicht in Ohnmacht fallen, wenn sie ihrer Tochter endlich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand.

»Im Ernst?« Liams grüne Augen funkelten. »Sie wollen eine Stadtführung?«

»Übertreffen Sie sich selbst.«

»Okay. Aber das ist nicht umsonst.«

Marcy lächelte, während Liam sich räusperte und die Schultern straffte.

»Youghal ist die größte Küstenstadt und der Haupturlaubsort der Grafschaft«, begann er. »Ursprünglich war es ein kleines Markt- und Fischerdorfchen, das sich vor allem damit brüstete, dass Sir Walter Raleigh 1588 hier Bürgermeister war.

Angeblich pflanzte er in Youghal die ersten Kartoffeln Irlands und führte die Einheimischen in den Genuss von Tabak ein.« Sie kamen um eine Ecke. »Wir betreten jetzt das Stadtzentrum«, fuhr Liam mit bemüht sonorem Ernst fort. »Wie in vielen Dörfern entlang der Küste mögen auch die Bewohner Youghals bunte Häuser, wie diejenigen, die Sie entlang der anheimelnden, engen Straßen zum Wasser sehen.« Er zeigte vorbei an einer Reihe von Minivans, die an der Straße parkten. »Direkt vor sich sehen Sie das berühmte Glockentor, das 1777 als Gefängnis für aufständische Katholiken erbaut wurde. Es fand auch als Folterkammer und Richtplatz Verwendung und galt deshalb lange als Symbol der Tyrannie und Schreckensherrschaft.«

Marcy starrte auf das malerische fünfstöckige Bauwerk aus grauem Stein mit üppig bepflanzten, hübschen Blumenkästen vor den acht kleinen Fenstern. Durch den hohen Torbogen führte die Straße in den Stadtkern.

»Sieht heute gar nicht mehr so unheimlich aus, was?«, meinte Liam.

»Er ist wunderschön.«

»Ja, wahrscheinlich. Hier entlang«, sagte er und führte sie vorbei an einer Reihe kleiner Läden und Cafés in grellbunten Farben – grüne Ornamente auf blauem Stuck, orangefarbene Läden vor kanariengelben Mauern, hellbraune Rahmen und

türkisfarbene Säulen vor tomatenroten Haustüren. »Sehen Sie das Schild?« Er zeigte auf einen Pfeil mit der fetten Aufschrift SHOPPING. Direkt darunter stand das irische Wort: »*Siopadóireacht*«.

»Was ist das?«, fragte Marcy.

»Ich nehme an, man könnte es eine Rückkehr zu den Wurzeln nennen«, sagte er und fuhr fort zu erklären, dass es, auch wenn die meisten Menschen in Irland nach wie vor lieber Englisch sprachen, in den letzten Jahren ein großes Revival der irischen Sprache gegeben habe.

Marcy erinnerte sich an einen Kurzurlaub mit Peter und den Kindern in Quebec City, wo die meisten Menschen Französisch sprachen und alle Laden- und Straßenschilder ausschließlich auf Französisch waren. Ihr Sohn Darren war spielend damit klargekommen, aber Devon war empört gewesen. »Sind wir nicht mehr in Kanada?«, hatte sie ungeduldig gefragt und versucht zu begreifen, wo sie war. »Was ist mit Englisch passiert?« Marcy fragte sich, wie ihre Tochter in einem kleinen Küstendorf zurechtkam, wo das uralte Gälisch ein Comeback feierte. Sie verließen die Hauptstraße und folgten einer Gasse, die so eng war, dass sie kaum nebeneinander gehen konnten. Trotzdem drängten sich in beeindruckender Geschwindigkeit weiter Autos an ihnen vorbei. »Vorsicht«, ermahnte Liam sie mehr als ein Mal.

»Sind wir bald da?«

»Fast.«

Winzige Häuschen säumten die Kopfsteinpflasterstraße, jedes in einer anderen leuchtenden Farbe gestrichen. Die meisten waren einstöckig mit einem einzigen Schlafzimmer im Obergeschoss. »Reizend«, war wahrscheinlich das Adjektiv, das am häufigsten zu ihrer Beschreibung herangezogen wurde, dachte Marcy.

Trotzdem, Devon war in einem geräumigen Haus in Hogg's Hollow aufgewachsen, einer überaus gediegenen Wohngegend von Toronto. Ihr Schlafzimmer hatte wahrscheinlich mehr Quadratmeter als die meisten dieser Häuser insgesamt.

Trotzdem hatte sie sich ständig darüber beschwert, zu wenig Platz zu haben, zu wenig Raum für sich, zu wenig Privatsphäre. Hielt sie es in solch beengten Verhältnissen wirklich aus?

Eine enge, alte Straße ging in die andere über. Manchmal wurde ein Fenster geöffnet, und jemand rief einem Nachbarn quer über die Straße etwas zu.

Zahlreiche Fahrräder flitzten zwischen den fahrenden und parkenden Autos vorbei.

»Vorsicht«, warnte Liam sie noch einmal.

»Wo entlang?«, fragte sie, als sie an einer befahrenen Kreuzung stehen blieben.

»Diese Straße«, sagte Liam und wies nach rechts.

»Erstaunlich, wie viel Verkehr hier herrscht.«

»Gibt es in Toronto keine Autos?«

»Oh, doch, jede Menge sogar. Aber bei uns sind die Straßen auch breiter.«

»Und mit Gold gepflastert?«, fragte Liam ironisch.

»Ja, klar. Alle Straßen Torontos sind mit Gold gepflastert.«

»Ich glaube, das würde ich gerne sehen«, meinte Liam. »Sind Sie meine Fremdenführerin, wenn ich nach Toronto komme?«

Kein Konjunktiv, wie Marcy sehr wohl hörte.

»Okay, da wären wir«, sagte er im nächsten Atemzug und blieb vor einem zweistöckigen blauen Haus an der Ecke stehen.

»Das ist es?«

»Nein, das da drüben.« Liam wies mit dem Kinn auf ein rosafarbenes Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit grünen Fenster- und Türrahmen und einer violetten Haustür.

»Da wohnt sie?« Rosa war die Farbe, die Devon am wenigsten mochte. Zu mädchenhaft, hatte sie immer verkündet und sich schon als Kind geweigert, die pinkfarbenen Kleidchen zu tragen, die Marcy für sie gekauft hatte.

»Goat Street fünfzehn«, sagte Liam, zog einen Zettel aus der Tasche und überprüfte die Adresse. »So steht es hier drauf.«

Marcy atmete tief ein und spürte, wie ihre Knie weich wurden.

»Alles in Ordnung?«

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Devon in einem rosafarbenen Haus in einer Goat Street wohnt.«

»Nun, es gibt nur eine Möglichkeit, es herauszufinden.« Er trat auf die Straße.

»Warten Sie. Was, wenn sie nicht zu Hause ist?«

»Dann trinken wir irgendwo einen Tee und kommen später noch mal wieder.«

»Und wenn sie mich nicht sehen will?«

»Wir lassen ihr keine Wahl, Marcy«, sagte er ungeduldig, »was ist? Was ist los?«

»Ich habe Angst.«

»Sie müssen keine Angst haben.« Er nahm ihre Hand, führte sie über die Straße zu der violetten Haustür. »Wollen Sie klopfen, oder soll ich?«

»Ich mache es.« Marcy nahm den Klopfer, ein Kleeblatt aus Messing, und schlug ihn gegen das Holz.

Keine Antwort.

»Sie ist nicht zu Hause«, flüsterte Marcy und kämpfte mit den Tränen.

»Versuchen Sie es noch mal. Ich glaube, ich hab was gehört.«

Marcy legte das Ohr an die Tür. »Ich hör nichts.«

»Versuchen Sie es noch mal.«

Marcy klopfte lauter.

Nach wie vor keine Reaktion.

»Was, wenn sie aus dem Fenster geguckt und mich gesehen hat?«, fragte Marcy.

»Was, wenn sie mich gesehen hat und jetzt nicht aufmacht?«

Statt zu antworten, nahm Liam ihr den Klopfer aus der Hand und schlug ihn entschlossen gegen das Holz.

»Sie ist nicht da«, sagte Marcy entmutigt.

»Warten Sie«, sagte Liam. »Ich bin sicher, dass ich jemanden gehört habe.«

»Sie macht nicht auf. Sie will mich nicht sehen.«

»Einen Moment«, rief in diesem Moment eine Frauenstimme von drinnen. »Ich komme ja. Immer langsam mit den jungen Pferden.«

»O Gott.« Marcy hielt die Luft an, als die Tür aufging.

Dahinter stand eine junge Frau mit blonden Haaren und einem offenen fragenden Blick. Sie sah erst Marcy, dann Liam und wieder Marcy an. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

Marcy machte den Mund auf, brachte jedoch keinen Mucks heraus.

»Wir suchen Audrey«, sagte Liam für sie.

»Hat sie irgendwelchen Ärger?«, fragte die junge Frau.

»Nein«, antwortete er. »Wir wollen bloß mit ihr reden.«

»Worüber?«

»Wer sind Sie?«, fragte Liam.

»Wer sind Sie?«, fragte das Mädchen zurück.

»Ich heiße Liam. Das ist Marcy Taggart, Audreys Mutter.«

Der Blick der jungen Frau zuckte zu Marcy. »Audreys Mutter, ja?«

»Ja«, bestätigte Marcy mit einem Seufzer. »Ich bin Dev- Audreys Mutter«, fügte sie ein wenig kräftiger hinzu.

»Na, da schau her. Audrey«, rief die junge Frau ins Dunkel des Hauses. »Du kommst besser mal. Hier ist jemand, der dich sprechen möchte.«

»Ja? Wer denn? Ich bin im Moment nämlich ziemlich beschäftigt damit, deine Muffins zu retten.«

»Ich habe gebacken«, erklärte das Mädchen verlegen, ohne den Blick von Marcy zu wenden. »Die Muffins können warten«, rief sie. »Du hast Besuch.«

»Wer ist es denn?« Vorsichtige Schritte nahten.

»Komm und guck selbst.«

Eine junge Frau trat aus dem dunklen Flur in das warme Sonnenlicht.

Marcy warf einen Blick auf die langen braunen Haare und die dunklen traurigen Augen des Mädchens. Dann sank sie ohnmächtig in Liams Arme.

»Wir müssen reden«, sagte Marcy zu ihrer Tochter.

Sie stand in der Tür zu Devons Zimmer. Draußen goss es in Strömen, und ein kalter Oktoberwind wehte die letzten dunkelgelben und roten Blätter von dem Ahornbaum im Vorgarten gegen Devons Fenster.

»Ich will aber nicht reden«, sagte Devon und ließ sich auf ihr ungemachtes Bett fallen.

»Das musst du auch nicht«, sagte Marcy, trat vorsichtig ins Zimmer und stieg behutsam über die überall auf dem beigefarbenen Teppich verteilten Kleidungsstücke. Marcy erkannte einige als die jüngsten Neuerwerbungen von einem Einkaufsbummel wieder, den sie mit Devon unternommen hatte. Eigentlich hatte sie damit ihrer Tochter eine Freude machen wollen. Jetzt lagen die Klamotten

zerknittert auf dem Boden, manche noch mit Preisschild. »Ich rede. Du hörst zu.« Devon zuckte die Achseln. Sie trug einen gelben Flanellschlafanzug, den Marcy ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Die Verkäuferin hatte vergessen, das Sicherheitsetikett zu entfernen, aber Marcy war trotzdem aus dem Laden gekommen, ohne den Alarm auszulösen. Das Etikett klemmte noch immer am Saum der Hose, weil Devon nie dazugekommen war, mit dem Kassenzettel noch einmal in den Laden zu gehen und es entfernen zu lassen. Marcy fand, dass es aussah wie eine elektronische Fußfessel, die Menschen unter gerichtlich angeordnetem Hausarrest tragen mussten, was ihr im Nachhinein und unter den gegebenen Umständen prophetisch, ja sogar angemessen erschien.

»Du hast ein Riesenproblem, Devon.«

»Ich hab kein Problem.« Devon lehnte sich in die Kissen zurück, die Augen glasig, ihr Blick gelangweilt. »Unser Anwalt paukt mich da raus.«

»Das wissen wir nicht mit Sicherheit.«

»Er hat mich auf Kaution frei bekommen, oder nicht?«

»Das ist etwas anderes.«

»Es war nicht meine Schuld. Ich wusste nichts von den Drogen.«

»Das glaube ich dir nicht«, erklärte Marcy ihr.

»Natürlich.« Devon schnaubte abschätzig.

»Und auch wenn ich dir glauben würde, wäre das ohne Belang. Du warst dort. Und zwar zusammen mit einem Mann, der als polizeilich bekannter Dealer identifiziert wurde ...«

»Er heißt Tony, und er ist kein Dealer.«

»Es ist mir egal, was er ist. Du wirst ihn nicht wiedersehen.«

»Was?«

»Keine Diskussion.«

»Und ob.«

»Ich rede. Du hörst zu. Schon vergessen?«, sagte Marcy.

»Ich bin volljährig. Du kannst mir nicht vorschreiben, was ich machen soll.«

»Solange du unter unserem Dach wohnst, kann und werde ich das sehr wohl tun.«

Devon sprang vom Bett auf und stürzte mit rudernden Armen auf ihre Mutter zu.

»Dann muss ich wohl ausziehen.«

Marcy verzog keine Miene und grub ihre Zehen in ihre Schuhe, als wolle sie an Ort und Stelle Wurzeln schlagen. »Ich darf dich daran erinnern, dass du nur unter der Bedingung gegen Kaution freigelassen worden bist, dass du weiterhin bei deinen Eltern wohnst.«

»Dann bist du jetzt mein Gefängniswärter?«

»Ich bin deine Mutter.«

»Ja. Das kriegst du ja super hin.«

»Es geht hier nicht um mich.«

»Nicht? Das ist alles deine Schuld, weißt du. Es sind deine verdorbenen Gene, die

ich geerbt habe.«

»Und das tut mir auch sehr leid. Wirklich. Ja, du hast ein mieses Blatt bekommen. Glaub mir, ich wünschte, ich hätte einen Zauberstab, mit dem ich all deinen Kummer verschwinden lassen könnte. Aber das kann ich nicht. Und du bist kein Kind mehr, Devon. Du bist erwachsen. Irgendwann musst du mit dem Blatt spielen, das dir zugeteilt wurde, und anfangen, Verantwortung für dein eigenes Leben zu übernehmen.«

»Und genau das versuche ich auch.«

»Ach ja? Indem du mit irgendwelchen Losern rumhängst, dich verhaften lässt und Drogen nimmst?«

»Ich dachte, ich soll meine Medizin nehmen.«

»Deine Tabletten zu nehmen, ist ja wohl etwas völlig anderes.«

»Da hast du allerdings recht. Mit deiner Medizin geht es mir schlecht. Und mit meiner Medizin geht es mir gut.«

»Devon, das ist doch lächerlich. Du führst dich auf wie eine Zwölfjährige.«

»Ich *bin* zwölf! Ob's dir gefällt oder nicht, Mommy. Älter bin ich nicht!«

»Das gefällt mir aber nicht!«, fauchte Marcy zurück, nachdem ihre Geduld endgültig aufgebraucht war. »Es gefällt mir kein bisschen, verdammt noch mal. Ich hab es satt, die Mutter eines zwölfjährigen Kindes zu sein. Ich möchte die Mutter einer einundzwanzigjährigen Frau sein. Hörst du mich, Devon? Verstehst du das?« Sie brach in eine Flut wütender, bitterer Tränen aus. »Ich musste Mutter spielen, seit ich selbst noch ein Kind war, und mir steht es bis hier. Ich kann nicht mehr. Ich *will* nicht mehr. Hörst du mich?«

Sie wappnete sich für Devons wütende Erwiderung, ein weiteres Wortgefecht, nach dessen unweigerlichem Verlust sie sich taub und erschöpft fühlten würde, ihr Körper mit unsichtbaren Narben und Wunden überzogen. Stattdessen schläng Devon die Arme um ihre Mutter und drückte sie fest an sich. »Ich höre dich, Mommy«, sagte sie leise.

»Hören Sie mich?«, fragte eine Stimme aus weiter Ferne. »Marcy, hören Sie mich?«

Marcy schlug die Augen auf und sah zwei besorgte Gesichter auf sich herablicken. Sie stützte sich auf die Ellbogen und sah sich um. Sie lag auf einem kleinen braunen Samtsofa in einem winzigen Zimmer. An der gegenüberliegenden Wand war ein Kamin, in der Ecke stand ein abgewetzter orangefarbener Sessel. Eine Stehlampe mit einem karierten Schirm und ein Couchtisch voller Wasserflecken komplettierten die Einrichtung. Die Tapete waren hellbraun geblümmt. Vor dem Fenster zur Straße hing eine passende Gardine. »Was ist passiert?«, fragte sie ängstlich.

»Sie sind in Ohnmacht gefallen«, erklärte Liam ihr.

Marcy schwang ihre Füße auf den abgetretenen Wollteppich. »Wo ist Audrey?«, fragte sie die junge blonde Frau, die neben Liam stand.

Im selben Moment trat Audrey über die Schwelle, in Händen ein Tablett mit einer dampfenden Kanne Tee, vier Bechern und einem Teller frisch gebackener Muffins. »Ich bin hier.«

KAPITEL ACHTZEHN

»Und wie lange wohnt ihr schon in Youghal?«, fragte Liam und nippte an seinem Tee. Er saß neben Marcy auf dem Sofa. Das etwa dreißigjährige blonde Mädchen hatte den orangefarbenen Sessel an den Couchtisch gezogen und sich darin zusammengerollt. Audrey saß vor ihr auf dem Boden.

»Erst ein paar Monate«, antwortete Claire. »Wir haben noch eine Menge vor mit dem Haus – als Erstes mal diese scheußliche Tapete abreißen und dann Schritt für Schritt alles auf Vordermann bringen. Wie sind die Muffins? Taugen sie was?«

»Sie sind köstlich«, sagte Liam.

»Wir haben den Dreh mit dem Ofen immer noch nicht ganz raus. Er hat so seine Tücken, stimmt's Audrey?«

Audrey nickte. »Er kann ganz schön nerven«, sagte sie, strich sich eine Strähne hinters Ohr und starrte Marcy direkt an. »Sie haben ja noch gar nichts angerührt.«

»Tut mir leid«, sagte Marcy mühsam. Ihr Hals war so trocken, dass es schon schmerzte zu sprechen, von essen ganz zu schweigen.

»Mögen Sie keine Preiselbeeren?«, fragte Claire.

»Doch, ich liebe Preiselbeeren.«

»Es sind natürlich tiefgefrorene. Aber die sind in Ordnung. Man kann nicht alles frisch kriegen. Vor allem nicht in dieser Ecke der Welt.« Claire biss beherzt in ihr Muffin und trank einen Schluck Tee. »Wie ist der Tee?«, fragte sie.

»Perfekt«, sagte Liam.

Sprachen sie wirklich über Preiselbeeren und Tee, fragte Marcy sich, als sie den dampfenden Becher an die Lippen führte und sich zwang, einen Schluck zu trinken. Die heiße Flüssigkeit rann ihre Kehle hinunter, als hätte jemand ein Streichholz an eine Zündschnur gehalten. Ich brenne, dachte sie, und breche gleich zusammen.

»Das heißt, ihr kocht gerne?«, fragte Liam, offenbar entschlossen, die schwachsinnige Konversation in Gang zu halten.

»Na, ich jedenfalls«, antwortete Claire und gab Audrey einen liebevollen Klaps.

»Von der hier kann man das nicht behaupten.«

»Hey, pass auf«, sagte Audrey, packte Claires Hand und hielt sie fest.

Marcy riss unwillkürlich die Augen auf und versuchte, den Blick abzuwenden.

Aber Audrey hatte ihre Reaktion bereits bemerkt.

»Irgendwas nicht in Ordnung?«, fragte sie.

Marcy zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: *Nein, natürlich nicht. Von mir aus können Sie tun, was Sie wollen.*

»Ein paar Nachbarn haben die Augen verdreht, als wir eingezogen sind«, sagte Audrey lachend. »Sie hatten wohl Angst, wir würden ihre Töchter zu rasenden Lesben machen.«

»Ja. Aber inzwischen haben sich alle mehr oder weniger eingekriegt.«

»Claire hat sie mit ihren Muffins bezirzt«, sagte Audrey strahlend.

»So etwas war in einem Städtchen von dieser Größe wohl zu erwarten«, sagte Claire.

»Wieso habt ihr euch ausgerechnet hier niedergelassen?«, fragte Liam.

Die Frauen seufzten. »Wir wissen es selbst nicht so genau«, antwortete Claire für beide. »Ich hab in einer Bäckerei in Dublin gearbeitet. Audrey war Kassiererin in einer Bank.«

»Und ich hab es gehasst«, warf Audrey ein.

»Vor etwa einem Jahr haben wir hier Urlaub gemacht. Das Dorf hat uns gefallen, und wir haben beschlossen, unser Glück zu versuchen.«

»Wir wollen ein bisschen Geld sparen und eines Tages unsere eigene Bäckerei aufmachen.« Audrey drehte sich um und lächelte Claire an.

»Das machen wir bestimmt«, sagte Claire. »Du wirst schon sehen.«

»Also, die Muffins sind jedenfalls köstlich«, sagte Liam und wies auf den Tisch.

»Was dagegen, wenn ich mir noch eins nehme.«

»Bedienen Sie sich.«

Marcy fragte sich, was er machte. Warum wollte er diese Qual in die Länge ziehen? Hatten sie nicht genug Smalltalk gemacht? Konnten sie nicht einfach hier verschwinden?

»Und wie sind Sie darauf gekommen, dass Audrey Ihre Tochter sein könnte?«, fragte Claire, als würde sie Marcy's Unruhe spüren.

Sofort schossen Marcy Tränen in die Augen. Sie biss in ihr Muffin, um ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Ich fürchte, das war meine Schuld«, sagte Liam.

»Es war niemandes Schuld«, erklärte Marcy ihm.

»Aufgrund meiner Information sind wir hergekommen.«

»Jemand hat ihm erzählt, dass hier ein Mädchen namens Audrey wohnt, auf das Devons Beschreibung passt.« Marcy atmete tief ein und wandte sich wieder den beiden jungen Frauen zu, die den Wortwechsel mit unverhohleiner Neugier beobachtet hatten. »Meine Tochter ist vor zwei Jahren verschwunden«, erklärte sie.

»Liam war so nett, mir bei der Suche nach ihr zu helfen. Wir dachten, wir hätten sie gefunden.«

»Sind Sie deswegen in Ohnmacht gefallen, als Sie mich gesehen haben?«, fragte Audrey.

»Liam hatte mich gewarnt, mir keine allzu großen Hoffnungen zu machen«, sagte Marcy. »Er hat gesagt, ich solle darauf vorbereitet sein, dass Sie nicht Devon sind, aber ich ...«

»Aber Sie konnten nicht anders«, sagte Claire voller Mitgefühl.

»Ich konnte nicht anders«, stimmte Marcy ihr zu. Ich konnte so vieles nicht, dachte sie.

»Sehe ich ihr denn ein bisschen ähnlich?«, fragte Audrey.

»Oberflächlich schon. Sie sind etwa gleich alt, gleich groß und haben die gleichen

langen dunklen Haare.«

»Es gibt viele Mädchen mit langen braunen Haaren.«

»Ja, das stimmt.«

»Aber nicht alle heißen Audrey«, sagte Liam.

»Sie müssen furchtbar enttäuscht sein«, sagte Claire.

»Was soll man machen?«, erwiderte Marcy matt.

»Was ist mit ihr passiert?«, fragte Audrey. »Mit Ihrer Tochter, meine ich. Ist sie eines Tages einfach weggegangen?«

»So ähnlich«, sagte Marcy, weil sie nicht in die Einzelheiten gehen wollte.

»Haben Sie sich gestritten oder so?«, bohrte Audrey weiter.

»Oder so«, flüsterte Marcy.

»Audrey«, tadelte Claire sie leise, »das geht dich wirklich nichts an.«

»Tut mir leid. Es ist bloß ein bisschen so wie das, was mir mit meiner Mum passiert ist.«

»Du bist nicht einfach weggegangen«, sagte Claire.

»Nein, aber ich habe seit einem halben Jahr kein Wort mehr mit ihr gesprochen.«

»Audreys Eltern waren nicht unbedingt meine größten Fans«, erklärte Claire.

»Es lag nicht an dir. Es wäre mit jeder so gewesen ...«

»Sie konnten nicht akzeptieren, dass ihre Tochter ...«

»Ich stamme aus einer sehr katholischen Familie«, stellte Audrey klar. »Ich habe vier Brüder, alles große, kräftige Männer ...« Sie kicherte. »Sie haben ständig versucht, mich mit ihren Freunden zu verkuppeln, doch ich hatte einfach kein Interesse. Ich habe natürlich gedacht, dass mit mir irgendwas nicht stimmt.«

»Dann hat sie mich getroffen«, sagte Claire stolz.

»Nein, zuerst hab ich Janice getroffen.«

Claire verzog das Gesicht. »Ach ja, Janice. Aber das war nichts Ernstes.«

»Nein, aber es hat mir die Augen geöffnet. Ich habe versucht, es meinen Eltern zu erklären, doch die wollten nichts davon hören. Sie meinten, das wäre nur eine Phase, die wieder vorbeigehen würde, und ich müsse nur öfter zur Kirche gehen und Gott um Verzeihung und Führung bitten.«

»Und er hat sie direkt zu mir geführt«, sagte Claire lachend.

»Ja.« Audreys Lächeln breitete sich von einem Ohr zum anderen aus. »Meine Mutter hatte mich gebeten, auf dem Weg von der Arbeit Kuchen mitzubringen. Eine Kollegin aus der Bank hat mir diese großartige kleine Bäckerei empfohlen, die vor Kurzem gleich um die Ecke aufgemacht hatte ...«

Ihr Gesicht war breiter als Devons, ihr Kiefer ausgeprägter, dachte Marcy, als Audrey sprach. Sie hatte auf den ersten Blick erkannt, dass Audrey nicht ihre Tochter war.

»Ihre Eltern waren außer sich vor Wut«, sagte Claire.

»Sie haben sich sogar geweigert, mit Claire zu sprechen.«

»Und wenn ich angerufen habe, haben sie aufgelegt.«

»Sie haben mir erklärt, ich würde direkt in die Hölle kommen.«

»Aber stattdessen sind wir in Youghal gelandet«, sagte Claire glücklich.

»Weiß Ihre Mutter, wo Sie sind?«, fragte Marcy.

Audreys Miene wurde augenblicklich finster. »Ich habe ihr gesagt, ich würde woanders hinziehen und mich irgendwann bei ihr melden.«

»Und haben Sie das getan?«

Audrey schüttelte den Kopf, sodass sich ihr braunes Haar löste und ihr halbes Gesicht verdeckte. »Ich wüsste nicht recht, wozu«, murmelte sie. »Die werden sich nie ändern.«

»Als Sie gesagt haben, Sie wären Audreys Mutter, hätte ich mir fast in die Hose gemacht.«

»Die beiden sind sich nie persönlich begegnet«, erklärte Audrey.

»Schon seltsam, wie die Dinge manchmal auskommen, oder?«, meinte Claire.

»Allerdings«, sagte Liam und stand auf. »Und jetzt sollten wir besser aufbrechen und diese beiden charmanten jungen Damen nicht weiter ...«

»Ich denke, Sie sollten sie anrufen«, sagte Marcy, die sitzen geblieben war. »Sagen Sie ihr, wo sie sind. Sagen Sie ihr wenigstens, dass es Ihnen gut geht.«

»Das ist ihr egal.«

»Sie ist Ihre Mutter«, erwiederte Marcy mit Nachdruck. »Es ist ihr bestimmt nicht egal.«

Es entstand ein Schweigen.

»Wir sollten wirklich los«, sagte Liam dann.

Marcy erhob sich. »Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit.«

»Ganz zu schweigen von den fantastischen Muffins.«

»Warten Sie. Ich geb Ihnen ein paar für zu Hause mit.« Claire rannte nach hinten in die Küche.

»Nein, das ist wirklich nicht nötig. Sie haben schon mehr als genug getan.«

»Tut mir leid, dass es nicht so ausgegangen ist, wie Sie es sich erhofft haben«, sagte Audrey, als Claire mit einer Tüte Muffins zurückkam und sie Liam gab.

»Rufen Sie Ihre Mutter an«, sagte Marcy, bevor sie Liam nach draußen folgte.

»Als Devon ein kleines Mädchen von zwei oder drei Jahren war«, erzählte Marcy Liam, als sie die Außenbezirke von Cork erreichten, »hat sie mit ihren

Filzmalstiften alle Wände im Wohnzimmer bemalt. Ich hatte die Wände gerade frisch streichen lassen. Ich meine, die Maler waren buchstäblich am Tag zuvor fertig geworden. Und ich habe mit Judith telefoniert. Ich glaube, sie war damals zwischen zwei Ehemännern. Jedenfalls hatte sich bei ihr irgendeine größere Katastrophe ereignet, und ich hab versucht, sie zu beruhigen und ihr klarzumachen, dass das nicht das Ende der Welt wäre. Was auch immer. Ist auch egal. Ich war

jedenfalls am Telefon und habe nicht auf Devon achtgegeben, die still in der Küche gemalt hatte und offenbar irgendwann mit ihren Filzstiften ins Wohnzimmer umgezogen war, ohne dass ich es bemerkt hatte. Und dann war sie plötzlich wieder

da, strahlte übers ganze Gesicht und sagte: ›Mommy, guck mal, was ich gemacht habe.‹ Sie hat mich immer ›Mommy‹ genannt. Selbst als sie schon erwachsen war noch. Das habe ich immer geliebt.« Tränen standen in Marcys Augen. »Jedenfalls hat sie meine Hand genommen, mich ins Wohnzimmer geführt und mir voller Stolz die frisch bemalten Wände gezeigt. Oh, sie war wirklich so stolz darauf, was sie getan hatte.« Marcy atmete tief ein und wusste nicht, ob sie weitererzählen sollte. »Und ich habe nur all die schwarzen, roten und grünen Kringel auf meiner frisch eierschalenfarben gestrichenen Wand gesehen. Ich habe von dem glücklichen kleinen Gesicht zu den beschmierten Tapeten geguckt und an das ganze Geld gedacht, das ich gerade ausgegeben hatte. Und ich habe gespürt, wie die Wut in mir aufstieg wie Lava in einem Vulkan. Eine leise Stimme in meinem Kopf hat mich ermahnt, ruhig zu bleiben, nicht übertrieben zu reagieren, vielleicht konnte man es abwaschen, und selbst wenn nicht, würde ich die Maler eben noch einmal kommen lassen, davon würde die Welt nicht untergehen und all die Sachen, die ich Judith gerade erklärt hatte. Und ich habe gesehen, wie gespannt Devon war, wie sie darauf wartete, dass ich ihr sagte, wie schön ihr Gemälde war. Ich wusste, ja, ich *wusste*, dass ich genau das tun und ihr dann später erklären sollte, dass man Wände nicht einfach so anmalen darf, genau wie es in jedem Elternratgeber empfohlen wird. Aber noch während ich all das dachte, spürte ich, wie meine Wut sich zusammenballte und meine Züge verzerrte, während ich Devons Gesicht betrachtete, ein kleines Gesicht voller Stolz und Glück. Ich sah, wie es sich vor meinen Augen auflöste, als würde es schmelzen. Und ich hörte diese schreckliche Stimme, *meine* Stimme, die schrie: ›Was hast du getan? Mein Gott, was hast du getan?‹ Devon flehte mich weinend an, ich solle aufhören zu schreien. Aber ich konnte nicht. Ich ging ins Esszimmer und sah, dass sie dort das Gleiche getan hatte, worauf ich ein weiteres Mal ausflippte. Ich schrie und schimpfte. Plötzlich erstarrte Devon und hielt sich den Bauch, als hätte ich sie geschlagen, drehte sich um und beugte sich vor. Dann jaulte sie auf, ein schrecklicher Schrei, den ich nie vergessen werde. Wie ein verwundetes Tier. Es war furchtbar. Einfach furchtbar.«

»Marcy«, sagte Liam sanft und griff nach ihrer Hand. »Devon ist nicht weggelaufen, weil Sie sie angeschrien haben, nachdem sie als Zweijährige die Wände in Ihrem Haus bemalt hatte.«

»Sie war noch so klein. Ich war erwachsen. Ich hätte sie nicht anschreien müssen ...«

»Nein, hätten Sie nicht. Aber Sie haben es getan. Na und? Das ist zwanzig Jahre her. Devon kann sich wahrscheinlich gar nicht mehr daran erinnern.«

»Es gab andere Anlässe.«

»Was? Sie haben sie angeschrien? Sie waren nicht immer perfekt? Sie sind ein Mensch wie wir alle, Herrgott noch mal. Und Menschen machen Fehler. Wir brüllen, wenn wir es nicht tun sollten, und wahrscheinlich bleiben wir *stumm*, wenn wir brüllen *sollten*. Ich bin sicher, Sie haben es zu anderen Gelegenheiten mehr als

wiedergutmacht.«

Aber Marcy wollte sich von seinen Worten nicht trösten lassen. »Als Devon ungefähr acht war, habe ich beschlossen, dass es gut wäre, wenn sie Klavierstunden nähme. Wir hatten einen kleinen Flügel, den Peter von seiner Mutter geerbt hatte und der nur in der Ecke herumstand und Staub sammelte. Manchmal setzte Devon sich an die Tasten und klimperte herum, deshalb dachte ich, es wäre eine gute Idee, wenn sie richtig spielen lernte. Sie war ein Naturtalent. Aber mir fiel auch auf, dass sie ein hoffnungsloser Fall war, wenn ihr Lehrer nicht buchstäblich neben ihr saß. Ich trieb sie zum Üben an, und sie saß da und klimperte nur rum. Ich war so frustriert ...«

»Marcy«, unterbrach Liam sie. »Warum machen Sie das?«

»Genau das habe ich zu Devon gesagt. Warum machst du das? Du kannst doch Noten lesen. Sie sind direkt vor deiner Nase. Spiel einfach nach den Noten. Aber es stellte sich heraus, dass sie gar keine Noten lesen konnte. Ihr Lehrer hatte ihr die Grundlagen nie beigebracht, sodass sie eine Note nicht von der anderen unterscheiden konnte, sondern einfach nur nachgeahmt hatte, was er ihr vorgespielt hatte. Und am nächsten Tag konnte sie sich natürlich nicht mehr daran erinnern, deswegen hat sie bloß rumgeklimpert ...«

»Als ich fünf war, hat meine Mutter mich erwischt, als ich in der Küche, einen Pie gegessen habe, den sie für eine Gesellschaft am Abend gebacken hatte. Sie ist mit einem Schlachterbeil auf mich losgegangen«, sagte Liam.

»Was?«

»Also, sie besteht darauf, dass es ein Holzlöffel war, aber ich bin mir sicher, es war ein Schlachterbeil. Und einmal hat sie mich verprügelt, weil ich Salz in den Zuckerstreuer getan und ihr damit ihren morgendlichen Kaffee versaut hatte. Und ein anderes Mal hat sie mich angebrüllt – und ich kann Ihnen sagen, niemand konnte brüllen wie meine Mutter –, nur weil ich ihr erklärt hatte, dass ich meinen kleinen Bruder unter einen Bus schubsen wollte. Nicht, weil ich es getan hatte, wohlgemerkt, sondern nur weil ich es gesagt hatte. Wie finden Sie das als lahme Ausrede für einen Menschen. Ich kann Ihnen sagen, ich bin für mein Leben gezeichnet.«

»Sie versuchen das, was ich getan habe, kleinzureden«, sagte Marcy.

»Und Sie blasen es übermäßig auf. Himmel noch mal, Marcy, wie schaffen Sie es, mit all der Schuld, die auf Ihren Schultern lastet, morgens überhaupt aufzustehen?« Es war nicht leicht, dachte Marcy. »Ich habe zu viel von ihr erwartet.«

»Na und? Sonst noch was? Dann haben Sie eben zu viel erwartet. Was ist mit Ihrem Sohn? Erwarten Sie von ihm auch zu viel?«

Die Erwähnung ihres Sohnes erwischt Marcy wie immer unvorbereitet. Devon hatte eine Art, all ihre Gedanken in Beschlag zu nehmen und ihren Bruder zu verdrängen. »Darren ist anders.« Marcy sah sein engelhaftes Gesicht als Kleinkind vor sich, dann seine linkischen Züge während der Pubertät, bevor er zu einem

attraktiven jungen Mann herangewachsen war. »Als kleiner Junge war er immer fröhlich. Er hat mir nie irgendwelche Probleme gemacht.« Sie hatte ihn schrecklich vernachlässigt, erkannte sie. »Devon hat meine ganze Kraft in Anspruch genommen.« Sie runzelte die Stirn. »Was sagt man noch über das Rädchen, das nicht quietscht?«

»Keine Ahnung. Aber ich weiß, was geschehen ist, ist geschehen. Die Vergangenheit ist vorüber, und wir können nicht das Geringste daran ändern. Warum also soll man sich wegen etwas fertigmachen, das man nicht ändern kann? Es sei denn, es geht genau *darum*.«

»Was soll das heißen?«

»Nun ja, vielleicht wälzen Sie sich ja gern in all den Schuldgefühlen, weil Sie die Vergangenheit nicht hinter sich lassen wollen. Vielleicht steckt das ja dahinter.« Marcy spürte einen Stich der Empörung. »Sie glauben, es macht mir Spaß, mich elend zu fühlen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er provokant. »Ist es so?«

»Ich will einfach, dass alles normal ist«, sagte Marcy und vergrub das Gesicht in Händen. Mehr hatte sie nie gewollt. »Vielleicht, wenn ich ...«

»Nein«, sagte Liam, hielt plötzlich am Straßenrand und stellte den Motor ab. »Kein Vielleicht mehr.« Und dann küsste er sie, bevor sie noch etwas sagen konnte. Es war ein leidenschaftlicher Kuss, der immer drängender wurde. Marcy spürte Liams kräftige Hände an ihrer Hüfte, auf ihren Wangen, in ihren Haaren. Ganz anders als Vic sie gestern Nacht geküsst hatte, dachte sie.

Was passierte hier, fragte sie sich, als sie sich benommen und atemlos aus Liams Umarmung löste.

Liam entschuldigte sich sofort.

»Was sollte das?«

»Ich wollte dich küssen, seit ich dich zum ersten Mal gesehen hab.«

»Wirklich? Warum?«

Liam sah sie so verwirrt an, wie sie sich fühlte. »Mein Gott, Marcy. Musst du das wirklich fragen?«

Vor Marcys Augen drehte sich alles. Sie starrte auf das leere Feld neben der Straße, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. »Wo sind wir?«, fragte sie, als sie erkannte, dass sie nicht den leisesten Schimmer hatte, wo sie sich befanden.

»Direkt vor der Stadtgrenze. Es tut mir wirklich leid«, sagte er noch einmal.

»Nein, es war meine Schuld.«

Liam lächelte. »Nicht alles ist deine Schuld, Marcy«, sagte er und fügte leise hinzu.

»Am Ende wird alles gut, du wirst schon sehen.«

»Und wenn nicht?«

»Dann ist es nicht das Ende.«

Marcy lachte unter Tränen. »Wie bist du so schlau geworden?« Sie griff nach seiner Hand, zog dann jedoch im letzten Moment zurück. So tröstlich seine

Umarmung, so erregend seine Berührung auch sein mochte, es waren nicht die Arme, die sie um ihren Körper spüren wollte, erkannte Marcy. Sie sah Vic vor der Tür des Doyle Cork Inn stehen, den verletzten Gesichtsausdruck, mit dem er Liams Wagen am Morgen nachgesehen hatte, als der die belebte Straße hinunter verschwand. Würde er noch auf sie warten, wenn sie zurückkam?

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, atmete Liam tief ein, straffte die Schultern, ließ den Wagen wieder an und wartete auf eine Lücke im fließenden Verkehr. Kurz darauf steckten sie wieder im Stau, Presslufthämmer dröhnten in ihren Ohren.

»Diese verdammt Baustellen«, murmelte Liam.

»Davon gibt es jedenfalls reichlich.«

»Mein Vater war Bauarbeiter«, sagte er, offensichtlich um Konversation bemüht, als sie im Schritttempo Richtung Western Road krochen. »Er ist vor zwölf Jahren beim Einsturz eines Hauses, an dem er gearbeitet hat, ums Leben gekommen. Aus heiterem Himmel, wie man so sagt.«

»Das tut mir sehr leid.«

»Das Bauunternehmen hat behauptet, es wäre seine eigene Schuld gewesen. Er hätte einen Helm tragen müssen und so weiter. Sie haben die Beerdigung bezahlt, aber ansonsten haben wir keinen Penny bekommen.« Er schüttelte den Kopf. »Nun denn. Was geschehen ist, ist geschehen, richtig? Ich meine mich zu erinnern, dass ein kluger Mann mal gesagt hat, es hätte keinen Sinn, sich wegen etwas fertigzumachen, das man nicht ändern kann.«

»Er *ist* ein sehr kluger Mann«, bestätigte Marcy.

»Nur nicht der Mann, den du willst.« Er hielt vor dem Doyle Cork Inn.

»Liam ...«

»Ist schon okay. Am Ende wird alles gut«, sagte er, und seine grüne Augen funkelten. »Und wenn nicht ...«

Marcy stieg aus. Dann ist es nicht das Ende, beendete sie den Satz stumm.

KAPITEL NEUNZEHN

Sadie Doyle erwartete sie in dem kleinen Empfangsbereich der Pension, die Hände in die breiten Hüften gestemmt. »Das macht fünfzig Dollar zusätzlich für Ihren Gast«, verkündete sie, noch bevor Marcy ganz durch die Tür war.

»Ist er noch da?«, fragte Marcy hoffnungsvoll und blickte die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer.

Sadie schüttelte den Kopf, wobei sich die festen Locken ihres grau melierten, rotblonden Haars kaum bewegten. »Nee. Der ist schon vor Stunden gegangen. Er hatte wohl keine Lust mehr zu warten, nehme ich an.«

Marcy versuchte ihre Enttäuschung mit einem Lächeln zu überspielen. Was hatte sie erwartet? »Hat er eine Nachricht hinterlassen?«, fragte sie voller Hoffnung.

Erneut schüttelte Sadie energisch den Kopf, sodass der Geruch von schalem Haarspray aufstieg. »Dann setze ich die zusätzliche Gebühr einfach auf Ihre Rechnung, ja?«

»Ja, tun Sie das.« Marcy ging zur Treppe.

»Wo wollten Sie heute Morgen eigentlich so eilig hin?«, tarnte Sadie die Frage, die ihr offensichtlich die ganze Zeit auf der Zunge gebrannt hatte, als nachträglichen Gedanken. »Haben Sie Ihre Tochter gefunden?«

Diesmal war es an Marcy, den Kopf zu schütteln. Sie ging schweigend die Treppe hinauf und beschloss, Vic von ihrem Zimmer aus unverzüglich anzurufen. Liam hatte gesagt, dass er im vornehmen Hayfield Manor Hotel ganz in der Nähe wohnte. Sie würde ihn auf seinem Zimmer anrufen, sich überschwänglich dafür entschuldigen, dass sie ein weiteres Mal weggelaufen war, und ihm erzählen, was in Youghal geschehen war. Er würde sie verstehen und ihr ohne Zögern verzeihen. Sie würden sich zum Abendessen verabreden. Er würde bei ihr übernachten, oder vielleicht würde sie diesmal auch mit zu ihm kommen, wo sie die Nacht in Luxus und in seinen wärmenden Armen verbringen würde. Und diesmal würde sie sich nicht in aller Herrgottsfrühe davonschleichen oder ihn, ohne sich zu verabschieden, sitzenlassen. Es war verkehrt gewesen, ihn so rücksichtslos zu behandeln, falsch, ihn auszugrenzen, wo er doch nur helfen wollte. Sie würde es heute Nacht wiedergutmachen, dachte sie, als sie, den Schlüssel in der Hand, entschlossen den Flur hinunter bis zur ihrer Zimmertür marschierte.

Sie musste den Schlüssel mehrmals im Schloss drehen, bis die Tür ihrem Druck plötzlich nachgab. Das Bild, das sich ihren Augen bot, ließ sie erstarren, und sie dachte zunächst, dass sie sich in der Tür geirrt hatte. Das konnte nicht ihr Zimmer sein. »O mein Gott«, keuchte sie, als sie vorsichtig über die Schwelle trat und sich umsah. »O mein Gott«, wiederholte sie lauter und dann: »Nein. Nein.«

Das Zimmer sah aus, als hätte ein verheerender Sturm gewütet. Es herrschte das blanke Chaos. Die Laken waren vom Bett gerissen worden, die Matratze hing schief und aufgeschlitzt über dem Bettrahmen, ihre Füllung auf der Oberfläche

verteilt wie sprießendes Unkraut. Jede Schublade war aufgezogen und geleert worden. Der Kleiderschrank war leer, alle Kleider waren von den Bügeln gerupft und auf einen Haufen auf den Boden geworfen worden. Nicht einmal ihre Toilettenartikel waren verschont worden, wie Marcy mit einem Blick ins Bad feststellte. Fläschchen waren zerschlagen, alle Tuben ausgedrückt worden, sogar ihre Zahnbürste war zerbrochen. »Was zum ...« Die Worte blieben ihr im Hals stecken, als sie an ihr Bett trat und einen Slip zur Hand nahm, der mit einem Messer oder einer Schere vorne aufgeschlitzt worden war. »O Gott«, rief sie mit wachsendem Entsetzen, als sie sah, dass sämtliche ihrer Kleidungsstücke auf irgendeine Weise zerstört oder beschädigt waren: ihre Unterwäsche, ihr Nachthemd, ihre Blusen und Pullover, die schwarze Hose und sogar ihr Trenchcoat. Nichts war der Verstümmelung entkommen. Alles war aufgeschlitzt, zerfetzt und durchlöchert worden. »Nein!«, schrie sie die Blumenmustertapete an. »Nein, nein, nein, nein!«

Sie hörte schwere Schritte auf der Treppe, gefolgt von einem schrillen Schrei. Dann weitere Schritte, leichter und flinker als zuvor. Ein Luftzug in ihrem Rücken, dann hielt irgendjemand den Atem an.

»Mein Gott, was haben Sie getan?«

Marcy fuhr herum, und sah Sadie und Colin Doyle in der Tür stehen. In den Augen der beiden spiegelte sich das Entsetzen über die Szenerie vor ihnen, ihre Gesichter zornesrot und angewidert.

»Was habe *ich* getan?«, stotterte Marcy. »Glauben Sie, ich war das? Ich bin gerade erst zurückgekommen, Herrgott noch mal. Sie haben mich vor nicht einmal einer Minute durch diese Tür gehen sehen. Glauben Sie, ich hätte überhaupt Zeit gehabt, so ein Chaos anzurichten?«

Sadie Doyle begutachtete schweigend den Flurschaden.

»Würde ich so mit meinen eigenen Sachen umgehen?« Marcy schwenkte einen zerfetzten Slip vor Sadies Gesicht.

Sadie verschränkte die Arme vor der Brust und wich keinen Zentimeter zurück.

»Sie sind trotzdem dafür verantwortlich.«

»*Ich bin* dafür verantwortlich? Wie kommen Sie denn darauf?«

»Sieht so aus, als hätte es Ihrem Freund nicht gefallen, dass Sie heute Morgen so überstürzt weggelaufen sind«, sagte Sadie.

Marcy schossen die Tränen in die Augen. »Er war das nicht«, sagte sie mit zitternder Stimme. Er konnte es nicht gewesen sein, dachte sie.

»Wer dann?«

»Das sollten Sie mir besser sagen.«

»Beschuldigen Sie etwa *mich*?«

Marcy blickte von Sadie zu ihrem Sohn.

»Sie glauben, Colin hätte das gemacht?«

»Wer hatte sonst Zutritt zu dem Zimmer?«, fragte Marcy.

»Außer Ihrem männlichen Besucher, meinen Sie? Dem Sie heute Morgen davongelaufen sind und der den halben Tag auf Ihre Rückkehr gewartet hat, bevor er sich weggeschlichen hat, als niemand geguckt hat?«

»Wovon reden Sie?«

»Ich rede davon, dass Ihr Freund immer noch hier auf Sie gewartet hat, als ich heute Morgen Ihr Bett gemacht habe. Er hat gefragt, ob ich was dagegen hätte, wenn er noch eine Weile bleibt, bis Sie zurückkommen. Ich habe gesagt, das sei mir egal, ich müsste es aber zusätzlich in Rechnung stellen. Er meinte, das wäre kein Problem, er würde sich später darum kümmern. Dann habe ich ihn gut eine Stunde später ohne ein Wort hier rausschleichen sehen. Ich schätze, jetzt wissen wir auch, warum.«

»Das kann nicht sein«, murmelte Marcy. »Er würde nie ...«

Sadie lachte höhnisch, ein scharfes Geräusch, das wie ein Besen durch die Luft fegte.

»Wo bewahren Sie die Schlüssel auf?«, fragte Marcy plötzlich.

»Was?«

»Die Schlüssel zu den Zimmern. Sie haben doch bestimmt einen Satz Generalschlüssel ...«

»Die sind an einem sicheren Ort.«

»Wo? Hinter dem Empfangstresen?«

Sadies Blick verriet Marcy, dass ihre Vermutung zutraf.

»Und der Empfang ist doch nicht ständig besetzt, oder, Mrs. Doyle?«

»Entweder ich oder Colin sind immer da.«

»Aber manchmal sind Sie auch beide mit anderen Pflichten beschäftigt. Es ist doch möglich, dass jemand hereingekommen ist, die Schlüssel genommen hat und ...«

»Und was? Entschieden hat, Ihr Zimmer zu durchwühlen? Warum sollte irgendjemand das tun?«

»Ich weiß es nicht.« Marcys Knie wurden weich, und sie konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. »Ich weiß es nicht.«

»Ach ja? Nun, ich sag Ihnen, was *ich* weiß. Ich weiß, dass mein Zimmer verwüstet wurde. Und ich weiß, dass irgendjemand für den Schaden aufkommen wird. Ich weiß natürlich nicht, wie gut Sie den Typen kennen, der hier übernachtet hat, aber auf mich hat er ehrlich gesagt einen ziemlich verschlagenen Eindruck gemacht. Vielleicht hat er irgendwas gesucht, vielleicht hat er gedacht, Sie hätten irgendwo Geld rumliegen. Fehlt irgendwelcher Schmuck?«

Marcy blinzelte unter Tränen zu der leeren Schublade, in der sie ihre Ohrringe aufbewahrt hatte. »Meine goldenen Ohrringe sind weg«, sagte sie matt und sah wieder Colin an.

»Warum gucken Sie mich so an? Ich hab sie nicht genommen?«

»Ich beschuldige Sie ja auch gar nicht. Ich versuche nur zu verstehen, was passiert ist.«

»Passiert ist, dass mein Eigentum demoliert wurde, und Sie werden für den Schaden aufkommen«, sagte Sadie Doyle noch einmal.

»Hab ich das richtig verstanden?«, fragte Marcy wütend. Ihre Geduld war erschöpft, ihr Kopf drohte zu platzen. »In *mein* Zimmer wurde eingebrochen, *meine* Sachen wurden zerstört, *meine* Ohrringe sind verschwunden, und das in *Ihrem* Hotel, und nun erwarten *Sie*, dass *ich Sie* entschädige? Sie müssen verrückt sein!«, fügte sie noch hinzu.

»Ruf die Gardai!«, wies Sadie ihren Sohn an.

»Na, hallo, Mrs. Taggart«, begrüßte Christopher Murphy sie und strich durch sein kurz geschorenes blondes Haar. Er schloss die Tür hinter sich und ging auf ihren Stuhl zu. »Nett, Sie wiederzusehen.«

»Meinen Sie, Sie könnten sich Ihren Sarkasmus verkneifen?«, fragte Marcy und konzentrierte sich auf den unordentlichen Stapel Papiere auf dem Schreibtisch des Polizisten, der seit ihrem Besuch gestern offenbar um einiges gewachsen war.

»Wie geht's dem Auge?«

»Danke, besser.«

»Lassen Sie mal sehen.« Er fasste ihr Kinn und drehte ihr Gesicht behutsam in seine Richtung. »Am besten erzählen Sie mir einfach, was diesmal geschehen ist«, sagte Murphy, als die Tür erneut aufging und Colleen Donnelly den Raum betrat, dicht gefolgt von John Sweeny mit seiner Wampe. Beim Anblick der ordentlichen, dunkelblauen Uniformen begann Marcys Herz schneller zu pochen, und sie schlug unverzüglich die Augen nieder. »Gibt es ein Problem, Mrs. Taggart?«, fragte Christopher Murphy.

»Das Problem ist, dass ich nichts getan habe, und trotzdem hier bin.«

»Schon wieder«, fügte Murphy hinzu.

»Ja. Schon wieder.«

»Würden Sie mich bitte ansehen, Mrs. Taggart.«

Widerwillig hob Marcy den Kopf.

»Wenn Sie nichts getan haben, warum fällt es Ihnen dann so schwer, mir in die Augen zu blicken?«

»Es fällt mir nicht schwer, Ihnen in die Augen zu blicken.«

»Und trotzdem haben Sie, seit ich hereingekommen bin, auf den Boden, meinen Schreibtisch, an die Wand und überall sonst hingeguckt – *nur nicht zu mir*.«

»Es hat nichts mit Ihnen zu tun«, sagte Marcy nach einer Pause und fügte, als ihn das augenscheinlich nicht zufriedenstellte, hinzu: »Uniformen machen mich bloß ein bisschen nervös.« Das hätte sie nicht sagen sollen, dachte sie sofort, als sie die erstaunten Gesichter der drei Gardai bemerkte. »Dafür gibt es keinen vernünftigen Grund. Ich war schon immer so. Meine Schwester sagt, ich sei schlimmer als ihr Pudel«, setzte sie noch hinzu und versuchte zu lachen, um anzudeuten, dass ihr bewusst war, wie lächerlich das alles klang.

»Ihre Schwester?«, fragte Sweeny. »Ist sie hier in Cork?«

»Nein, sie ist in Toronto.«

»Sollen wir sie für Sie anrufen?«, fragte Colleen Donnelly.

»Wozu sollte das gut sein?«

»Ich dachte, Sie würden sich vielleicht über ein wenig Unterstützung freuen.«

»Nicht jeder Tourist wird an zwei aufeinanderfolgenden Tagen auf die Wache gebracht«, fügte Murphy hinzu.

»Es war nicht meine Idee, das können Sie mir glauben.«

»Sie sind das Opfer«, stellte Sweeny fest, obwohl sein Tonfall etwas anderes sagte.

»Ja. Genau.«

»Erzählen Sie uns, was passiert ist, Mrs. Taggart«, forderte Murphy sie auf.

Marcy seufzte. Nach der Erfahrung vom Vortag wusste sie, dass man sie erst gehen lassen würde, wenn sie eine plausible Erklärung für die Ereignisse liefert hatte.

Sie konnte es ebenso gut gleich hinter sich bringen. »Ich bin in die Pension zurückgekommen ...«

»Sie waren den ganzen Tag weg?«, unterbrach Murphy sie.

»Ja.«

»Dürfte ich fragen, wo?«

»Ich bin nach Youghal gefahren.«

»Nach Youghal? Eine Besichtigungstour?«

»Ich habe meine Tochter gesucht.«

Die drei Beamten wechselten einen Blick. »Haben Sie sie gefunden?«, fragte Sweeny.

»Nein.«

»Wieso haben Sie geglaubt, dass Sie sie in Youghal finden würden?«

»Welchen Unterschied macht das?«, fragte Marcy gereizt. »Ich dachte, Sie wollten wissen, was passiert ist, als ich zurückgekommen bin.«

»Ist Ihnen je der Gedanke gekommen, dass beides miteinander zusammenhängen könnte?«

»Was?« War das möglich, fragte Marcy sich. »Wie meinen Sie das?«

»Also fahren Sie fort«, sagte Murphy, ohne ihre Frage zu beantworten. »Sie sagten, Sie seien in die Pension zurückgekommen ...«

»Ich bin auf mein Zimmer gegangen und habe entdeckt, dass irgendjemand es verwüstet hatte. Alle meine Sachen waren aufgeschlitzt und zerstört.«

»Klingt wie das Werk eines verschmähten Liebhabers«, stellte Sweeny fest.

»Mrs. Doyle hat gesagt, Sie hätten letzte Nacht Gesellschaft gehabt« fügte Murphy hinzu.

»War es der Mann, der Sie gestern hier abgeholt hat?«, fragte Colleen Donnelly.

»So etwas hätte er nie getan«, beharrte Marcy.

»Das heißt, Sie kennen ihn gut?«

»Gut genug, um zu wissen, dass er es nicht gewesen ist.« Marcy fragte sich, ob das stimmte. In Wahrheit kannte sie Vic Sorvino praktisch gar nicht.

»Mrs. Doyle hat gesagt, Sie wären heute Morgen wie von Furien gehetzt weggerannt.«

»Wie von Furien gehetzt, würde ich nicht sagen.«

»Aber Sie *hatten* es eilig.«

»Ja, vermutlich schon.«

»Waren Sie mit jemandem verabredet?«

»Ja.«

»Haben Sie etwas dagegen, uns zu verraten, mit wem?«

»Ja, habe ich.«

»Mrs. Taggart«, beschwore Murphy sie.

»Sein Name ist Liam. Ich ... ich weiß nicht, wie er weiter heißt«, gab sie zu. Sie hätte Liam zumindest nach seinem Nachnamen fragen sollen. »Er arbeitet im Grogan's House.« Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Colleen Donnelly sich diese neuste Information notierte.

»Der Schauplatz der gestrigen Auseinandersetzung«, bemerkte Sweeny und konnte ein Grinsen kaum unterdrücken.

»Ja.«

»Okay, Sie haben also einen Mann sitzenlassen, um sich mit einem anderen zu treffen«, fasste Murphy zusammen.

»Es ist nicht so, wie Sie andeuten.«

»Klingt für mich wie ein Motiv«, sagte Sweeny. »Wie heißt der andere Typ? Der, mit dem Sie die Nacht verbracht haben«, fügte er unnötigerweise hinzu.

Das war absolut lächerlich, dachte Marcy. Nie im Leben hatte Vic etwas mit der Verwüstung ihres Zimmers zu tun. Sie kannte ihn nicht besonders gut, aber so weit reichte ihre Menschenkenntnis doch gewiss. Sie musste unvermittelt an Peter denken, dessen sorgfältig aufgesetztes Lächeln sie aus den reflektierenden Glasrahmen an der gegenüberliegenden Wand anstrahlte. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung von seiner Affäre mit Sarah gehabt und hätte es ihm auch nie zugetraut, sie so eiskalt zu betrügen. So viel zu ihrer Menschenkenntnis. »Er heißt Vic Sorvino«, sagte sie. »Und er wohnt im Hayfield Manor Hotel.«

Christopher Murphy nickte Colleen Donnelly zu, die sein Nicken beinahe unmerklich erwiderte und den Raum verließ. »Wusste Vic Sorvino, dass Sie Liam treffen wollten?«

»Nein.«

»Wusste er von Ihren Plänen, Youghal zu besuchen?«

»Nein.«

»Soweit ich weiß, ist er Ihnen nachgelaufen, als Sie weggerannt sind.«

»Ja.«

»Halb nackt, wie ich gehört habe.«

»Das ist leicht übertrieben.«

»Und dann ist er Ihnen auf die Straße gefolgt.«

»Da war er aber schon vollständig bekleidet.«

»Und nachdem Sie weg waren, ist er auf Ihr Zimmer zurückgekehrt.«

»Laut Mrs. Doyle.«

»Die behauptet, dass er in Ihrem Zimmer auf Sie gewartet hat, als sie später nach oben kam, um das Bett zu machen«, stellte Murphy fest.

»Ja, das sagt sie.«

»Sie glauben ihr nicht?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Immerhin könnte auch Mrs. Doyle meine Sachen zerstört haben.«

»Und die Einrichtung beschädigen, die ihr gehört? Warum sollte sie das tun?«

»Da müssten Sie sie schon selbst fragen.«

»Das haben wir bereits. Es erscheint mir offen gestanden höchst unwahrscheinlich.«

»Was ist mit ihrem Sohn?«

»Offenbar war Colin den ganzen Vormittag über nicht zu Hause.«

»Das heißt, der Empfang war unbesetzt«, konterte Marcy. »Jeder hätte von der Straße hereinspazieren, den Generalschlüssel nehmen und auf mein Zimmer gehen können ...«

»Aber warum, Mrs. Taggart?«, fragte Murphy. »Warum sollte jemand das tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das würde bedeuten, jemand müsste die Pension beobachtet und gesehen haben, wie Sie weggefahren sind, dann gewartet haben, bis Mr. Sorvino Stunden später das Gebäude verlassen hatte und die Rezeption unbesetzt war, was nicht den geringsten Sinn ergibt, es sei denn ...«

»Es sei denn?«, wiederholte Marcy und klammerte sich an die Worte, als würden sie an einer Wäscleleine hängen.

»Es sei denn, es hat etwas mit Ihrer Tochter zu tun«, beendete Murphy den Satz. Marcy versuchte zu begreifen, was er sagen wollte. »Sie glauben, es gibt einen Zusammenhang zwischen meiner Suche nach Devon und dem Einbruch in mein Zimmer und der Zerstörung meiner Sachen?«, fragte Marcy.

»Sie haben gestern erklärt, dass es Schwierigkeiten mit Ihrer Tochter gegeben hätte«, erläuterte Murphy, »dass Sie beide Probleme hatten und Ihre Tochter deshalb vielleicht nicht gefunden werden will ...«

»Wollen Sie sagen, dass es Devon war?«

»Ich deute lediglich an, dass das eine Möglichkeit wäre.«

»Aber warum?«

»Vielleicht hat sie etwas gesucht.«

Marcy drückte ihre Handtasche an die Brust. War das denkbar?

»Oder vielleicht wollte sie Ihnen auf diese Weise mitteilen, dass Sie nach Hause fahren und sie in Ruhe lassen sollen.«

»Vielleicht war es auch jemand anderes«, sagte Marcy. »Jemand, der nicht will,

dass ich sie finde.«

Murphy zuckte die Schultern, als Colleen Donnelly zurück in den Raum kam. »Wir haben gerade im Hayfield Manor Hotel angerufen. Offenbar hat Mr. Sorvino dort ausgecheckt.«

Marcy spürte einen Stich der Enttäuschung in der Brust. »Kann ich jetzt gehen?«, fragte sie.

»Wohin genau wollen Sie denn gehen, Mrs. Taggart?«, fragte Murphy.

Er hatte recht, erkannte Marcy. Sie konnte schließlich schlecht ins Doyle Cork Inn zurückkehren. Sie lächelte. »Sieht so aus, als wäre im Hayfield Manor Hotel unvermutet ein Zimmer frei geworden.«

KAPITEL ZWANZIG

»Verzeihung. Wie viel haben Sie gesagt?«, fragte Marcy das dunkelhaarige, helläugige Mädchen am Empfang, das keinen Tag älter als zwölf aussah. »Sechshundertfünfzig Euro«, wiederholte das Mädchen mit einem Lächeln, das das Zahnfleisch ihres Oberkiefers komplett freilegte.

Daran könnte ich etwas machen, meinte Peter aus einer dunklen Nische von Marcys Verstand.

Sechshundertfünfzig Euro waren etwa eintausend Dollar, rechnete Marcy und dachte, dass Peter einen Anfall bekommen würde, wenn er die Kreditkartenabrechnung für diesen Monat sah. Er hatte zugestimmt, für weitere zwei Jahre ihre Kreditkartenumsätze zu übernehmen, als sie in die Scheidung eingewilligt hatte. »Innerhalb eines vernünftigen Rahmens«, hatte er betont. Der dumme Mann, dachte sie jetzt. Hatte er wirklich erwartet, dass eine Verrückte vernünftig handelte?

»Ist das in Ordnung?«, fragte das Mädchen am Empfang, und leichte Sorge trübte das Blau ihrer Augen. »Es ist eine Luxussuite. Ich fürchte, etwas anderes ist im Moment nicht frei.«

»Kein Problem.« Marcy schob ihre Kreditkarte über den schwarz-goldenen Marmortresen. Sie konnte ein wenig Luxus gebrauchen, dachte sie und fragte sich, ob sie dasselbe Zimmer bekommen würde, das Vic im Laufe des Tages geräumt hatte.

»Brauchen Sie Hilfe mit Ihrem Gepäck?«

»Ich hab keins.« Marcy ließ den Blick durch das in Gold und einem warmen Gelb gehaltene Foyer mit seinen Marmorsäulen und der prachtvollen Mahagonitreppe schweifen. Das Hotel vermittelte den Eindruck eines eleganten, wenn auch großen Herrenhauses der Jahrhundertwende, obwohl es in Wahrheit erst 1996 gebaut und 1999 auf die aktuell achtzig Zimmer erweitert worden war. Nichts war, was es schien, dachte Marcy, als sie ihre Kreditkarte wieder in ihre Brieftasche steckte.

»Kann ich hier irgendwo eine Zahnbürste und Zahnpasta kaufen?«

»Das können wir Ihnen aufs Zimmer bringen, und wir haben einen wunderbaren Wellness-Bereich, in dem diverse Schönheits- und Haarpflegeprodukte verkauft werden«, erklärte ihr das Mädchen am Empfang unaufgefordert.

Sofort fuhr Marcy sich durchs Haar, strich ein paar Strähnen hinters Ohr und spürte, wie sie sich im Nu wieder lösten. Das Mädchen am Empfang gab ihr ihre Schlüsselkarte. »Sie sind in Zimmer 212. Der Fahrstuhl ist gleich geradeaus. Oder Sie können die Treppe nehmen.« Mit dem Kinn wies sie auf die elegante Freitreppe.

Im selben Moment rannten zwei kleine Kinder gegen Marcys Beine, ein niedliches Mädchen von etwa acht Jahren, gefolgt von ihrem wilderen, flachhaarigen, jüngeren Bruder. Sie erinnerten Marcy an Devon und Darren, als sie noch klein

waren. Das Mädchen entschuldigte sich sofort ausgiebig und blickte mit großen Augen zur Eingangstür. Die Züge in ihrem kleinen Gesicht spannten sich an, als sie ihre Mutter sah, die sich mit Einkaufstüten beladen mührte, mit ihren Kindern Schritt zu halten. Der kleine Junge war so in sein Spiel vertieft, dass er überhaupt nichts mitbekam, sondern weiter im Kreis um Marcy herumrannte.

Sie wirkte so ernst, dachte Marcy und hätte dem kleinen Mädchen am liebsten über die Wange gestrichen, um ihr zu versichern, dass alles gut werden würde. Aber wie konnte sie ihr solchen Trost zusprechen, wenn sie sich dessen keineswegs sicher war? Hatte sie Devon nicht dieselben leeren Versprechungen gemacht?

Marcy ging langsam zum Fahrstuhl. Es war ein frustrierender und erschöpfender Tag voller Überraschungen gewesen – erst die Fahrt nach Youghal und die Begegnung mit Claire und Audrey, dann die Rückfahrt nach Cork und der Kuss im Wagen, die Entdeckung ihres verwüsteten Zimmers und zuletzt der demütigende Wiederholungsbesuch auf der Polizeiwache. Die letzten acht Stunden waren die reinste Achterbahnhfahrt aus Erwartung und Enttäuschung, Vorwürfen und Verzweiflung gewesen. Hatte sich Devon meistens so gefühlt, fragte Marcy sich, körperlich und emotional ausgelaugt. Es bedurfte all ihrer Kraft, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

»Halten Sie den Lift an«, rief eine Stimme mit steifem englischem Akzent. Sekunden später schob die Frau mit den Einkaufstüten ihre beiden Kinder in den Fahrstuhl, sodass Marcy an die Rückwand der engen Kabine gedrängt wurde. »Verzeihung«, sagte die Frau. »Simon, steh still«, befahl sie ihrem Sohn, der sich nach wie vor um die eigene Achse drehte wie ein Kreisel. »Jillian, was ist los Schätzchen?«

Das kleine Mädchen sagte nichts, ihre Unterlippe zitterte.

»Was ist los? Gefällt dir das neue Kleid nicht, das wir dir gekauft haben?«

»Das ist es ja gerade. Das Kleid ist perfekt«, sagte das Kind und sah seine Mutter flehend an.

»Das verstehe ich nicht«, erwiderte die Frau.

»Aber wo finden wir bloß Schuhe, die dazu passen«, jammerte das Mädchen. Ihre Mutter lachte. Als sich die Fahrstuhltür im zweiten Stock öffnete, lachte sie immer noch.

Hatte Marcy je so ungezwungen über ihre Tochter lachen können? Oder hatte sie jedes Stirnrunzeln von Devon als potenziellen Boten drohenden Verhängnisses, als Andeutung einer kommenden Katastrophe gedeutet? Und hatte sie diese Ängste unbewusst auf ihre Tochter übertragen und Zweifel und innere Zerrissenheit geweckt, die zuvor gar nicht vorhanden waren? Hatte sie zu viel in die Dinge hineingelesen ... oder nicht genug? »Entschuldigen Sie.« Marcy wand sich um den immer noch kreiselnden Jungen und strich über seinen blonden Schopf, als sie aus dem Lift trat.

»Mummy«, rief der Junge, als die Fahrstuhltür sich hinter ihr schloss, »sie hat mich

angefasst.«

Mommy, hörte sie Devon im Geiste rufen und fuhr herum, obwohl sie schon wusste, dass dort niemand sein würde.

Ihr Zimmer war nur wenige Schritte vom Fahrstuhl entfernt. Marcy öffnete die Tür und sah eine Wand mit Bleiglasfenstern mit Blick auf einen kleinen Garten. In dem in elegantem Marmor gehaltenen Bad gab es eine große Wanne und zusätzlich eine Duschkabine. Das Doppelbett war mit frischen weißen Laken bezogen, die Wände waren apricotfarben gestrichen. Im Kleiderschrank hing ein flauschiger weißer Bademantel. »Ich glaube, hier bleibe ich für immer«, seufzte sie, ließ sich aufs Bett sinken und betrachtete das Porträt zweier junger Frauen, das über ihrem Kopf an der Wand hing. Sie schloss die Augen, stellte sich vor, dass Vic neben ihr lag und sie fest in den Armen hielt. Sekunden später war sie eingeschlafen.

Sie träumte, dass sie mit nackten Füßen in der Schuhabteilung eines großen Kaufhauses stand, Haufen von beiseitegelegten Schuhen um sie herum auf dem Boden verteilt. »Ich brauche ein Paar, das zu meinem Kleid passt«, erklärte sie dem unglücklichen Verkäufer und zerrte an der smaragdgrünen Schürze, die ihr blaues geblümtes Kleid bedeckte.

»Hier gibt es nichts«, erklärte der Verkäufer ihr. »Sie sollten nach Hause fahren.«

»Ich fahre erst, wenn ich meine Schuhe gefunden habe.«

»Ihr Benehmen ist lächerlich«, erklärte der Verkäufer ihr mit John Sweenys Stimme.

Ein Mann kam auf sie zu, in der Hand ein Paar schwarze Stöckelschuhe mit abgebrochenen Absätzen. »Wie wär's mit denen?«

Es war Vic Sorvino.

»Vic!«, rief Marcy und streckte die Arme aus.

»Fass ihn nicht an«, mahnte Liam, der wie aus dem Nichts auftauchte und Vic die Schuhe aus der Hand riss. »Ich vertraue ihm nicht.« Liam warf die Schuhe auf den Boden, wo sie von den Holzdielen abprallten und gegen die Wand tischten.

Marcy schreckte hoch, den Widerhall der klackernden Schuhe noch immer Ohr.

»Housekeeping«, hörte sie jemand vor ihrer Zimmertür sagen, begleitet von einem leisen Klopfen. Keine Schuhe, begriff sie, richtete sich auf und sah auf die Uhr. Es war schon nach fünf. Sie hatte gut zwei Stunden geschlafen.

Die Tür ging auf, und ein Zimmermädchen in Uniform kam herein. Beiden Frauen stockte der Atem. »Oh, entschuldigen Sie«, sagte das Zimmermädchen und wischte zur Tür zurück. »Ich wusste nicht, dass jemand da ist. Ich habe geklopft und geklopft. Ich komme später wieder.«

»Nein. Ist schon in Ordnung.« Marcy sprang vom Bett auf und trat an die großen Fenster. »Ich muss eingeschlafen sein. Bitte, machen Sie nur. Machen Sie ... was auch immer.«

»Es dauert nur eine Minute.«

Marcy beobachtete, wie die junge Frau, deren langes schwarzes Haar am

Hinterkopf zu einem Zopf geflochten war, den ockerfarbenen Bettüberwurf abzog, faltete und ins obere Regal des Kleiderschranks legte. Falls sie überrascht war, keine Kleidung auf den Bügeln zu sehen, ließ sie es sich nicht anmerken.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«, fragte sie.

Marcy schüttelte den Kopf. »Oder warten Sie!« Sie griff nach ihrer Handtasche, zog hastig den Umschlag mit den Fotos ihrer Tochter heraus und suchte das neueste aus. »Kennen Sie zufällig dieses Mädchen?«

Die junge Frau nahm Marcy das Foto aus den zitternden Händen und hielt es sich so dicht vors Gesicht, dass sie es fast mit ihrer kleinen Himmelfahrtsnase berührte.

»Nein, kann ich nicht behaupten«, sagte sie.

»Sind Sie sicher?«, bedrängte Marcy sie. »Sie klingen ein wenig unsicher.«

»Es ist bloß, dass ich ohne Brille nicht so gut gucken kann.«

»Das heißtt, *vielleicht* kennen Sie sie doch?«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte das Mädchen.

»Aber ohne Ihre Brille ...«

»Ich hab geblinzelt. Das funktioniert fast genauso gut.« Mit einem Lächeln gab sie Marcy das Foto zurück.

»Verdammmt«, murmelte Marcy, als das Zimmermädchen gegangen war. Hatte sie wirklich erwartet, dass das Mädchen Devon auf dem Foto erkannte, fragte sie sich kopfschüttelnd. Sie wusste überhaupt nicht mehr, was sie machen sollte. Mit der Einsicht, dass sie keinen Schritt weiter war als bei ihrer Ankunft in Cork, ließ sie sich wieder aufs Bett fallen. Wenn überhaupt, war sie jetzt schlimmer dran. Sie hatte keine Spur, keine Kleidung, nicht einmal eine Zahnbürste.

Wie auf Stichwort klopfte es erneut. »Housekeeping«, verkündete eine Frauenstimme.

Hatte das Zimmermädchen gemerkt, dass es sich geirrt und Devon doch erkannt hatte? Marcy riss die Tür auf und stand einer etwa sechzigjährigen grauhaarigen Frau mit großen Brüsten gegenüber, die in einer Hand eine Zahnbürste, in der anderen eine kleine Tube Zahnpasta hielt. »Ich habe gehört, die brauchen Sie«, sagte sie fröhlich.

»Vielen Dank«, sagte Marcy und griff mit der Hand, in der sie Devons Foto hielt, nach der Zahnbürste.

»Oh, wer ist denn das?«, fragte die Frau.

»Kennen Sie sie?«, fragte Marcy zurück.

Die Frau betrachtete das Bild mehrere Sekunden. »Einen Moment hab ich gedacht, es könnte Katie sein.«

»Katie?« Marcys Herz pochte so heftig, dass sie den Namen kaum über die Lippen brachte.

»Die Tochter meiner Nachbarin.«

»Sie heißtt Katie?«

»Ja, aber das ist sie nicht.«

»Sind Sie sicher?«

Die Frau nickte. »Bei genauerem Hinschauen sehen die Augen ganz anders aus.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Marcy noch einmal. »Wie lange kennen Sie Katie schon?«

»Nur ihr ganzes Leben lang«, sagte die Frau und lachte. »Ein echter Sturkopf. War sie schon immer. Wer ist denn das?«

»Meine Tochter«, sagte Marcy. »Auch ein Sturkopf.«

Die Frau lächelte. »Nun ja. In einem bestimmten Alter sind sie das wahrscheinlich alle. Ich muss weiter. Genießen Sie Ihren Aufenthalt. Wenn Sie noch irgend etwas brauchen, klingeln Sie einfach.«

Ich brauche meine Tochter, dachte Marcy. »Vielen Dank«, sagte sie. »Diese Katie ...«, setzte sie dann neu an, ohne zu wissen, was sie sagen wollte.

»Ja?« Die Frau wartete, und ein verwirrtes Runzeln störte ihr ansonsten heiteres Lächeln.

»Wissen Sie, wohin sie gerne ausgeht? Irgendein Lieblingspub? Ich erwarte nämlich meine Tochter«, fügte sie hinzu, als sie den fragenden Blick der Frau sah. »Ich dachte, es wäre vielleicht nett, mit ihr irgendwohin zu gehen, wo viele junge Leute sind.«

»Oh, da gibt es reichlich Möglichkeiten.« Die Frau lachte. »Zum Beispiel das Dingle's in der Oliver Plunkett Street. Ich habe gehört, das ist ziemlich beliebt. Und dann das Mulcahy's am Corn Market. Es ist ein bisschen wild, aber die Kids lieben es.«

»Vielen Dank.« Die Corn Market Street war im Stadtzentrum. Wahrscheinlich war sie in den letzten paar Tagen schon oft am Mulcahy's vorbeigelaufen, ohne es zu bemerken. Vielleicht lohnte sich ein Besuch. Aber zuerst musste sie duschen.

Ein Strahl heißes Wasser würde sie hoffentlich wecken, dachte sie, als sie unter den überdimensionierten Duschkopf trat. Sie leerte die kleine Shampooflasche, die das Hotel bereitgestellt hatte, schrubbte ihre Kopfhaut, bis sie prickelte, und wünschte, sie könnte ihren Kopf auch von innen reinigen, alle Spinnweben der Vergangenheit wegwischen, die Zweifel und Selbstvorwürfe, die sie überall mit sich herumtrug. Und nun waren neue Fragen aufgetaucht: War es möglich, dass Vic Sorvino etwas mit ihrem verwüsteten Zimmer im Doyle Cork Inn zu tun hatte? War er zu so einer Gemeinheit fähig, und wenn ja, warum?

Sie seifte ihren nackten Körper mit einer kleinen runden, nach Veilchen duftenden Seife ein und genoss den reichhaltigen Schaum. In ihrem Kopf ratterten die Fragen weiter: War Vic wütend, weil sie weggelaufen war? War er eifersüchtig, weil er sie mit einem anderen Mann hatte wegfahren sehen? War er ein Psychopath?

Wusste er etwas über Devon? Etwas, das sie nicht herausfinden sollte?

Der Gedanke durchfuhr Marcy wie ein Stromstoß. Sie riss die Arme hoch und ließ die Seife fallen, die auf den Boden prallte und in eine Ecke schlidderte. Marcy erstarrte.

War das möglich?

Nein, sagte sie sich, als sie Fassung und Gleichgewicht wiedergefunden und die Seife vom Boden aufgehoben hatte, während weiter warmes Wasser über ihre Wangen strömte und einen bitteren Veilchengeschmack in ihrem Mund hinterließ. Es war nicht möglich. Es ergab keinen Sinn.

Aber was ergab schon einen Sinn?

Als sie aus der Dusche trat, hörte sie ihr Handy klingeln.

»Marcy, alles in Ordnung?«, fragte Liam, sobald sie sich gemeldet hatte. »Die Gardai waren gerade im Grogan's und haben alle möglichen Fragen gestellt. Was zum Teufel ist passiert?«

Marcy klemmte das Telefon zwischen Schulter und Ohr, wand sich mühsam in den Frotteebademantel und schlang sich ein Handtuch um ihre nassen Haare. »Die Polizei war da?«

»Die Beamten sind gerade gegangen. Sie haben gesagt, dein Hotelzimmer wäre verwüstet worden ...«

Eilig berichtete Marcy die Geschehnisse, seit Liam sie vor dem Doyle Cork Inn abgesetzt hatte.

Er stieß ein Geräusch irgendwo zwischen einem Lachen und einem verächtlichen Schnauben aus. »Kann ich dich denn keine Sekunde alleine lassen?«

»Offenbar nicht.«

»Die Polizei glaubt, dass es der Typ war, mit du zusammen warst. Stimmt es, dass er all deine Sachen zerstört hat?«

»Irgendjemand hat meine Sachen zerstört«, sagte Marcy, die immer noch nicht glauben wollte, dass es Vic gewesen war. »Was genau haben die Polizisten denn gesagt?«

»Eigentlich nicht viel. Sie haben bloß eine Menge Fragen gestellt, vor allem über dich. Und deine Tochter.«

»Was für Fragen?«

»Wie lange ich dich schon kenne, über deinen Hintergrund und dergleichen. Ob ich dich für labil halte«, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Marcy hielt den Atem an. »Und? Glaubst du, ich bin labil?«, fragte sie mit einem traurigen Lächeln und hoffte, dass Liam ihr nicht böse war.

Nach kurzem Zögern sagte er: »Ich glaube, du bist in Gefahr.«

»Wovon redest du? Natürlich nicht! Wieso sollte ich in Gefahr sein?« Der Gedanke, war ihr bis zu diesem Moment gar nicht gekommen.

»Irgendein Verrückter hat gerade dein Zimmer verwüstet und all deine Sachen zerstört«, erinnerte Liam sie mit Nachdruck. »Er könnte zurückkommen, Marcy. Ich glaube wirklich, du solltest darüber nachdenken, zurück nach Toronto zu fliegen.«

»Ich fliege nirgendwohin.«

»Jetzt bist du einfach nur trotzig. Also gut. Hör zu, wir reden morgen darüber.«

»Es gibt nichts zu bereden. Ich gehe nirgendwohin, bis ich Devon gefunden habe.« »Also gut«, meinte er nach einer weiteren Pause. »Ich muss Schluss machen.

Grogan wirft schon ganz finstere Blicke in meine Richtung. Tust du mir einen Gefallen und bleibst wenigstens heute Abend, wo du bist?«

»Ich weiß nicht. Ich hatte überlegt, ins Mulcahy's zu gehen.«

»Das Mulcahy's am Corn Market? Bist du völlig von Sinnen? In den Schuppen kannst du auf keinen Fall alleine gehen. Nein, du bestellst dir beim Room Service was zu essen, legst dich ins Bett und Schluss.«

»Okay«, willigte sie widerwillig ein.

»Versprochen?«

Marcy lächelte. »Du musst dir meinetwegen keine Sorgen machen, Liam.«

»Ich kann offenbar nicht anders.«

»Wir sprechen uns morgen.« Marcy lächelte immer noch, als sie auflegte und das Handy aufs Bett warf. Sie sinnierte müßig, ob Vic in diesem Bett geschlafen hatte, und fragte sich erneut, ob es irgendeine Verbindung zwischen dem milden Mann mittleren Alters aus Chicago und ihrer Tochter geben konnte. Sie ging jede ihrer Begegnungen im Kopf noch einmal durch, rief sich ihre Gespräche in Erinnerung und rekonstruierte so viele Einzelheiten wie irgend möglich. War sein Interesse an ihr mehr gewesen als eine einfache Kombination aus Anziehung und Gelegenheit? Verbarg er hinter seiner vermeintlich unschuldigen Fassade ein dunkles Geheimnis? War er wirklich ein frisch geschiedener Unternehmer im Ruhestand, der noch immer den Tod seiner ersten Frau betrauerte? Oder war alles eine berechnende List gewesen, um sie zu umgarnen und zu entwaffnen? Gab es überhaupt so etwas wie Gadgets, fragte Marcy sich und hätte beinahe laut gelacht. War irgendetwas von dem, was er ihr erzählt hatte, wahr?

Liam hatte recht, entschied sie, als sie ihre Haare mit dem Handtuch abrubbelt. Vor ihren Augen drehte sich alles, und ihre Wange hatte wieder zu pochen begonnen. Sie war nicht in der Verfassung, heute Abend noch einmal auszugehen. Sie würde sich etwas zu essen aufs Zimmer bestellen und zeitig schlafen gehen. Und gleich morgen früh würde sie sich ein paar neue Kleider kaufen.

Wenigstens waren die Fotos von Devon unbeschädigt, dachte sie dankbar, nahm ihre Handtasche vom Schreibtisch und drückte sie an die Brust. Alles, was wertvoll war, alles, was sie wirklich brauchte, war in dieser Tasche – ihr Geld, ihr Pass, ihre Erinnerungen. Sie nahm den inzwischen abgegriffenen Umschlag mit Devons Fotos heraus. »Mein Baby«, flüsterte sie und legte die Fotos vorsichtig auf der glatten Schreibtischoberfläche aus. »Mein wunderschönes Baby.«

Meine wunderschöne Mommy, flüsterte Devon zurück.

Marcy nahm das Bild ihrer eigenen Mutter aus dem Umschlag. »Meine wunderschöne Mommy«, wiederholte sie, legte das Foto neben Devons und staunte über die unheimliche Ähnlichkeit. Zögerlich und mit zitternden Fingern griff sie erneut in den Umschlag, fand einen zweiten kleineren Umschlag mit der Aufschrift

»MOMMY«, nahm das einzelne, gefaltete Blatt linierten Papiers heraus und drehte es in ihren Händen, ehe sie es entfaltete und vor ihre Augen hielt, in denen jetzt Tränen schimmerten.

Meine wunderschöne Mommy, las sie. Devons krakelige Handschrift tanzte vor ihrem verschwommenen Blick. Ich erwarte nicht, dass du verstehst, was ich tun werde.

Marcy zitterte. Wann hatte sie je etwas verstanden, was ihre Tochter ihr zu erklären versucht hatte?

Bitte sei nicht böse und glaube mir, dass ich diese Entscheidung bestimmt nicht leichten Herzens getroffen habe. Ich weiß, wie viel du meinetwegen gelitten hast. Glaub mir, wenn ich sage, dass ich dir nicht noch mehr Kummer machen will.

Unfähig weiterzulesen, ließ sie den Kopf sinken. Als sie wieder aufblickte, war sie so tränenblind, dass sie nur noch den letzten Absatz des Briefes lesen konnte. »*Ich weiß, wie sehr du dich angestrengt hast. Und ich will, dass du weißt, dass ich dich liebe*«, las sie laut und versuchte verzweifelt die Stimme ihrer Tochter zu treffen, von der sie diese Worte nie laut gehört hatte.

Mit zitternden Händen faltete Marcy das tränenbefleckte Blatt und steckte es zusammen mit den Fotos wieder in ihre Handtasche. Ein paar Minuten später – ihre noch feuchten Locken umrahmten ihr Gesicht wie ein Kranz – schlüpfte sie in die Jeans und den grauen Pullover, die sie den ganzen Tag getragen hatte, und trat aus der Tür.

KAPITEL EINUNDZWANZIG

Marcy musste beide Seiten der Corn Market Street zweimal abschreiten, bevor sie das Schild des Mulcahy's entdeckte. Kein Wunder, dachte sie, als sie das verbeulte Schild aus Alteisen sah, auf dem in schwarzer Farbe von Hand MULCAHY'S geschrieben stand, darunter ein wackeliger Pfeil, der eine enge Treppe neben einer uralten Reinigung hinabwies. »Das kann nicht stimmen«, murmelte sie und sah sich um. Aber die sonst so belebte Straße war relativ ruhig. Nur ein paar Leute waren zu Fuß unterwegs, die meisten hatten rasch irgendwo Schutz gesucht, als vor einer halben Stunde plötzlich ein heftiger Wolkenbruch niedergegangen war. Marcy hatte unter der grün-weiß gestreiften Markise einer Metzgerei in der Nähe gestanden, dem gewaltigen Donnerrollen gelauscht und die imposanten Blitze am schwarzen Himmel beobachtet. Ihre Schuhe und Strümpfe waren völlig durchgeweicht, und der Geruch feuchter Wolle mischte sich mit dem von der Dusche an ihrer Haut haftenden Veilchenaroma. Sie konnte von Glück reden, wenn sie sich keine Lungenentzündung holte. Liam hatte recht gehabt. Was machte sie allein an einer verlassenen Straßenecke unter einem verbeulten Schild, auf dem in schwarzer Farbe MULCAHY'S stand, daneben ein Pfeil, der nach unten zeigte? Geradewegs in die Hölle, dachte sie melodramatisch und hätte vielleicht gelacht, wenn sie sich nicht so rundherum elend gefühlt hätte. Das war verrückt, dachte sie, als sie die Betontreppe hinabstieg und vor der geschlossenen Kellertür stand. Sie drückte auf die Klinke, doch die Tür war abgeschlossen. Sie klopfte. Niemand antwortete. »Hallo«, rief sie störrisch, obwohl sie wusste, dass die Lokalität völlig verlassen war. »Ist da jemand?«

Natürlich war niemand da, sagte sie sich, klopfte jedoch unverdrossen weiter. Das Lokal, was für ein Laden es auch immer sein mochte, war offensichtlich geschlossen. Verrammelt und verriegelt. Sie fragte sich, welcher Tag heute war, und merkte, dass sie jede zeitliche Orientierung verloren hatte. Seit ihrer Ankunft in Cork waren die Tage mehr oder weniger ineinander übergegangen. »Hallo«, rief sie noch einmal, weil sie partout nicht aufgeben wollte.

»Verzeihung«, hörte sie irgendwo über ihrem Kopf eine Stimme rufen. Als sie aufblickte, sah sie ein riesiges Paar Beine in den Himmel ragen. Sie gehörten zu einem Mann, der unverhältnismäßig klein wirkte, was wahrscheinlich an ihrer Perspektive lag. Regentropfen klebten an seinem Schnauzer und glänzten im Licht einer Laterne. Einen Moment lang fragte Marcy sich, ob sie unter Halluzinationen litt.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, fragte er.

»Ich suche das Mulcahy's«, sagte Marcy.

»Sieht so aus, als hätten Sie es gefunden.« Der Mann wies mit dem Kopf auf das Schild.

»Ist offenbar geschlossen.«

»Ich glaube, es macht nicht vor zehn auf«, sagte der Mann.

»Zehn?«, wiederholte Marcy, sah auf die Uhr, konnte das Zifferblatt in der Dunkelheit jedoch nicht lesen. Wie spät konnte es sein? Höchstens sieben, schätzte sie und lauschte den Glocken der St. Anne's Shandon Church, die ihre Vermutung bestätigten. Was sollte sie in den nächsten drei Stunden machen? »Sind Sie sicher?«, fragte sie den Mann, erhielt jedoch keine Antwort und bemerkte, dass er weitergegangen war. Ich könnte im Grogan's vorbeischauen, dachte sie und verwarf die Idee sofort wieder. Mr. Grogan wäre bestimmt nicht begeistert, sie wiederzusehen, und sie wollte nicht, dass Liam ihretwegen Ärger bekam. Er hatte schon oft genug den Kopf für sie hingehalten. Außerdem würde er bloß versuchen, sie zu überreden, ins Hotel zurückzukehren und in den nächsten Flieger nach Toronto zu steigen. Glaubte er wirklich, dass sie in Gefahr war? Sie verwarf den unangenehmen Gedanken, stieg die Treppe hinauf und ging in Richtung Kyrl's Quay, während leichte Regentropfen auf ihre ohnehin nassen Schultern nieselten. Das Wasser des North Channels des Lee war dunkel und reißend. Marcy hastete am Ufer entlang, bis sie ein halbwegs einladend aussehendes Pub entdeckte, aus dem ihr traditionelle irische Folkmusik entgegenschlug. Sie stieß die Tür auf und fand sich unvermittelt in einem hell erleuchteten, vollen Raum wieder. Auf einer kleinen Bühne beendeten drei junge Männer gerade ihren letzten Song. »Wir machen eine kleine Pause und sind in einer Viertelstunde wieder für Sie da«, sagte der Bandleader ins Mikrofon, gefolgt von spärlichem Applaus und gutwilligem Johlen. »Sing ›Danny Boy‹«, rief irgendjemand.

»Sing es doch selbst«, rief eins der Bandmitglieder zurück.

»Oh, Danny Boy«, hob die halbe Kneipe sofort an, erstaunlicherweise in derselben Tonart, während Marcy sich nach einem freien Tisch umsah.

»Suchen Sie mich?«, fragte ein Mann und schob ihr mit dem Absatz seines braunen Stiefels einen Stuhl hin.

Marcy schenkte dem Mann ein Lächeln. Er war Anfang vierzig mit schütterem Haar und dunklen buschigen Augenbrauen. Ein flüchtiger Blick durch den Raum ergab, dass es sonst keinen freien Platz gab. »Vielen Dank, aber ich möchte mich nicht aufdrängen.«

Der Mann wies mit dem Kopf auf den Stuhl. »Was trinken Sie?«, fragte er. Was soll's, dachte Marcy und nahm an dem kleinen Tisch Platz. Der Mann sah einigermaßen freundlich aus, und sie musste drei Stunden totschlagen. »Ein Bier vielleicht?«

»Zwei Beamish«, rief der Mann der Kellnerin zu. »Ich heiße Kieran.« Er streckte die Hand aus.

»Marcy.« Sie nahm seine Hand und spürte seinen festen Händedruck, der vielleicht ihre Hand ein wenig zu lange festhielt.

»Woher kommen Sie, Marcy?«, fragte er. »Jedenfalls nicht hier aus der Gegend, so viel ist sicher.«

»Ich bin aus Toronto.«

»Also aus Kanada, ja?«

»Ja.« Marcy lachte, ohne recht zu wissen, warum.

»Sie haben ein nettes Lachen«, bemerkte Kieran.

»Vielen Dank. Sie sind aus Cork, nehme ich an.«

»Hab mein ganzes Leben hier gewohnt. Die beste Stadt der Welt.«

»Es ist wirklich reizend.«

»Und noch viel reizender, seit Sie hier sind.« Kierans braune Augen funkelten übermüdig.

Marcy lachte wieder. »Da hat offenbar jemand den Blarney Stone geküsst.«

»Bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Haben Sie Hunger?«, fragte er, als die Kellnerin ihr Bier brachte.

»Ein Sandwich wäre schön.«

»Schinken und Käse?«

»Perfekt.«

»Zwei Sandwiches mit Schinken und Käse«, erklärte Kieran der Kellnerin.

»Vielen Dank«, sagte Marcy. »Das ist wirklich sehr nett von Ihnen.«

»Wie ich sehe, sind Sie vom Regen überrascht worden.«

Marcy fuhr sich verlegen durchs Haar. »Ich muss aussehen wie eine ertrunkene Ratte.«

»Die strahlendste ertrunkene Ratte, die ich je gesehen habe.« Kieran lächelte und entblößte dabei einen bemerkenswerten Überbiss.

Man sollte seine Mutter erschießen, weil sie das nicht hat korrigieren lassen, als er noch klein war, hörte sie Peter sagen.

»Einen Euro für Ihre Gedanken«, sagte Kieran scherhaft.

»Kennen Sie ein Lokal namens Mulcahy's?«, fragte Marcy.

»In der Corn Market Street?«

»Ja.«

»Auf jeden Fall nicht Ihre Art von Laden.«

»Warum nicht?«

»Nun, es ist ein bisschen wild. Laute Musik, leichte Mädchen. Hab ich jedenfalls gehört.« Er lachte. »Wieso fragen Sie nach dem Mulcahy's?«

»Jemand hat mir erzählt, dass junge Leute gerne dort hingehen«, erklärte sie und fügte hinzu: »Ich suche meine Tochter.« Eilig zog sie Devons Foto aus ihrer Handtasche. »Kennen Sie sie zufällig?« Was sollte das? Nie im Leben würde er Devon von dem Foto kennen.

Kieran nahm das Bild, betrachtete es einen Moment und zog die Brauen über seiner kräftigen Nase zusammen. Mit dunkler werdenden Augen wandte er den Blick wieder Marcy zu und starre sie an, als wollte er in ihren Kopf sehen. »Vielleicht«, sagte er und legte das Foto wieder auf den Tisch. Marcys Herz schlug schneller.

»Darf ich fragen, warum Sie sie suchen?«

»Das ist eine lange Geschichte. Bitte ... kennen Sie sie?«

»Ich liebe lange Geschichten«, erwiederte er störrisch.

Die Kellnerin kam mit frischem Bier. »Die Sandwiches sind in ein paar Minuten fertig.«

»Trinken Sie«, sagte Kieran und stieß mit seinem Bierglas gegen Marcys »Sie sagten ...«

Marcy gehorchte, trank einen großen Schluck Bier und spürte, wie ihre Augen brannten, als die Flüssigkeit durch ihre Kehle rann. Sie schluckte. »Meine Tochter und ich haben seit mehreren Jahren nicht miteinander gesprochen«, beschloss sie, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. »Ich habe gehört, sie ist in Cork.

Deswegen bin ich hier. Bitte, wenn Sie irgendwas wissen ... ich muss sie sehen.«

»Was haben Sie gesagt, wie sie heißt?«

»Noch gar nicht. Devon«, fügte sie rasch hinzu, um ihn nicht zu verärgern. »Aber vielleicht nennt sie sich auch Audrey.«

»Audrey, ja.« Mit dem Zeigefinger der rechten Hand tippte er auf das Foto. »Das ist sie. Reizendes Mädchen. Still, höflich und stets mit einem Lächeln und einem freundlichen Wort zur Hand.«

»Sie haben mit ihr gesprochen?«

»Nur ›Hallo‹, ›Auf Wiedersehen‹, ›Schönen Tag noch‹ und so.«

Marcy schossen Tränen in die Augen. »Und Sie sind sicher, dass sie es war?«

»Nun ja, kommt drauf an. Was haben Sie vor, wenn Sie sie finden?« Er trank noch einen Schluck Bier.

»Nichts. Ich will bloß mit ihr reden.«

»Sie hat doch nicht irgendwelchen Ärger, oder?«

»Nein.«

»Ich möchte nicht, dass sie Probleme bekommt.«

»Ganz bestimmt nicht. Bitte. Woher kennen Sie sie?«

»Sie arbeitet für die alte Frau, die gegenüber von meiner Mum wohnt. Ich hab sie ein paarmal gesehen, wenn ich meine Mutter besucht habe.«

Konnte die Zufallsbegegnung mit einem Fremden sie nach all ihren hektischen Bemühungen endlich zu ihrer Tochter führen? »Was arbeitet sie denn?«

»Sie ist eine Art Gesellschafterin, würde man wohl sagen. Sie erledigt die Einkäufe für Mrs. Crocker, macht ihre Wäsche, pflegt den Garten, geht mit ihr spazieren und so. Dafür darf sie umsonst dort wohnen.«

»Und wo wohnt diese Mrs. Crocker?«

»In Montenotte, in den Cork Hills«, sagte Kieran.

»Ist das weit von hier?«

»Ein gutes Stück mit dem Wagen.«

Marcy zog ihr Handy aus der Tasche.

»Was machen Sie?«, fragte Kieran.

»Wenn Sie mir Mrs. Crockers genaue Adresse sagen, kann ich ein Taxi bestellen.«

...«

»Sie wollen jetzt dorthin fahren?«

»Bitte. Ich habe schon so viel Zeit vergeudet.«

Kieran leerte eilig sein Bier. »Das ist nicht nötig«, sagte er und stand auf.

»Kommen Sie. Ich fahr Sie hin.«

»Den Teil der Stadt kenne ich gar nicht«, sagte Marcy und starrte aus dem Fenster in den leichten Regen, der weiter auf die von Industriegebieten gesäumte Ausfallstraße fiel. Es kam ihr vor, als führen sie schon seit Stunden, dabei war es noch keine zwanzig Minuten her, seit sie den Pub verlassen hatten.

»Was ist mit Ihren Sandwiches?«, hatte die Kellnerin ihnen nachgerufen.

»Geben Sie sie Stanley«, hatte Kieran geantwortet und auf einen Mann an der Bar gewiesen.

»Wer ist Stanley?«, hatte Marcy gefragt.

»Ein Freund von mir. Sie haben seinen Stuhl übernommen.«

»Was?«

»Das kommt ständig vor«, hatte Kieran lachend gesagt. »Wir sind fast da«, meinte er jetzt, bog in die Summerhill Road und folgte ihr weiter in die Cork Hills.

Marcy versuchte ihre wachsende Aufregung zu zügeln. Es war wirklich erstaunlich, wie die Dinge sich manchmal entwickelten, dachte sie wieder. Wenn sie Liams Rat befolgt hätte und im Hotel geblieben wäre, wenn das Mulcahy's nicht geschlossen gewesen wäre und es nicht geregnet hätte, wenn sie um diese Uhrzeit nicht just in dieser Straße in ein Pub spaziert wäre, wenn Stanley auf seinem Platz gesessen hätte und Kieran sie nicht angesprochen hätte, wäre all das nicht geschehen. Sie wäre nicht auf dem Weg, Devon zu treffen. Nach all ihrer sorgfältigen Planung hatte ein schlichter Zufall herhalten müssen, durch den sie zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen war. War das ernsthaft möglich?

Sie sah Kieran an und staunte über seine Hilfsbereitschaft. Die Freundlichkeit von Fremden, hörte sie Liam sagen. Und er hatte recht. Binnen einer Woche hatte sie das Glück gehabt, ein bemerkenswertes Trio von Männern zu treffen, Vic, Liam und jetzt Kieran, alle bereit und geradezu erpicht darauf, ihr bei ihrer Suche nach ihrer Tochter zu helfen. Nach den beiden letzten lieblosen Jahren ihrer Ehe mit Peter – es waren sogar mehr gewesen, wenn sie wirklich ehrlich war – hatte sie, was Männer betraf, mehr oder weniger resigniert. Und dann war sie Vic begegnet, der ihr das Gefühl zurückgegeben hatte, schön und liebenswert zu sein, und Liam, in dessen Gegenwart sie sich jung und begehrenswert fühlte. Und jetzt fuhr Kieran meilenweit durch den strömenden Regen, wo er ebenso gut in einem trockenen Pub ein weiteres Bier mit seinem Freund Stanley genießen könnte.

Warum, fragte Marcy sich und unterdrückte einen nagenden Zweifel.

Handelte es sich um die Freundlichkeit eines Fremden, oder war es am Ende etwas ganz anderes?

Sie fuhren durch die Wohngebiete von St. Luke's und weiter Richtung Montenotte.

»Wir sind fast da«, sagte Kieran noch einmal.

Was hatte sie geritten, mit einem wildfremden Mann in einen Wagen zu steigen und an einem dunklen verregneten Abend meilenweit durch die Cork Hills zu fahren? Ich hätte ein Taxi nehmen sollen, tadelte Marcy sich. Aber wenn sie Kierans Angebot abgelehnt hätte, wäre er vielleicht so gekränkt gewesen, dass er ihr nicht gesagt hätte, wo sie Audrey finden konnte. Und dieses Wagnis durfte sie nicht eingehen. Sie würde alles riskieren, um ihre Tochter zu finden.

Kurz darauf bogen sie in die Einfahrt einer kleinen zweistöckigen Doppelhaushälfte. »Da wohnt Mrs. Crocker.« Er wies auf ein ähnliches Haus direkt gegenüber.

»Sieht aber schrecklich dunkel aus.«

»Sie sind wahrscheinlich im Kino. Mrs. Crocker liebt Filme. Audrey geht mindestens zweimal die Woche mit ihr ins Kino. Wir können ja mal nachsehen.« Er sprang aus dem Wagen, rannte durch den Regen auf Marcys Seite und öffnete ihr die Tür. Er fasste ihren Ellbogen und führte sie eilig über die Straße zu Mrs. Crockers Haus.

Bitte lass sie zu Hause sein, betete Marcy und suchte unter einer Markise Schutz vor dem Regen, während Kieran an die Tür klopfte. Bitte lass sie sich freuen, mich zu sehen.

Aber nach einer Weile wurde offensichtlich, dass ihre Gebete unerhört bleiben würden. Marcy versuchte, durchs Fenster zu spähen, doch die alten Spitzengardinen waren zugezogen, und ein Blumenkasten vor dem Fenster verhinderte, dass sie näher herantreten konnte.

»Die sind bestimmt bald zurück«, erklärte Kieran voller Gewissheit. »Kommen Sie, Sie werden ja pitschnass. Wir können bei meiner Mum warten.«

»Und Ihre Mutter hat nichts dagegen?«, fragte Marcy, als sie zurück auf die andere Straßenseite gingen.

Kieran zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Haustür. »Überhaupt nicht«, sagte er, knipste das Deckenlicht an und schüttelte sich das Wasser aus dem Haar wie ein Hund. »Mum?«, rief er und führte Marcy ins Wohnzimmer. »Bist du zu Hause?« Keine Antwort. »Sie ist wahrscheinlich mit Mrs. Crocker und Audrey ins Kino gegangen. Möchten Sie noch ein Bier?«

Marcy sah sich in dem Zimmer um, das mit einem wuchtigen gold-braun gestreiften Polstersofa und einem passenden Sessel möbliert war. Ein Fernseher mit großem Bildschirm auf einem niedrigen Tisch nahm den größten Teil der gegenüberliegenden Wand ein. »Ich glaube nicht, nein.«

»Ach, kommen Sie«, sagte er, ging in die angrenzende winzige Küche und kam mit einem Bier in jeder Hand zurück. »Das wärmt Sie von innen.«

Bevor sie sich weigern konnte, hatte er beide Flaschen geöffnet und ihr eine gegeben. Dann ließ er sich aufs Sofa fallen und klopfte auf das Polster neben sich. »Setzen Sie sich, Liebes. Entspannen Sie sich.«

»Ich bin zu nervös«, erklärte sie ihm aufrichtig und merkte, dass ihr Unbehagen weniger mit der Aussicht zu tun hatte, Devon wiederzusehen, sondern viel mehr mit ihrer wachsenden Beklemmung, dass sie mit einem Mann, den sie kaum kannte, in einem fremden Haus irgendwo am Ende der Welt hockte. »Und zu nass«, fügte sie aus Angst, ihn zu kränken, noch hinzu. »Ich möchte doch die schönen Möbel Ihrer Mutter nicht ruinieren.«

»Darüber würde ich mir keine Sorgen machen«, sagte er und trank einen Schluck Bier direkt aus der Flasche. »Kommen Sie, Schätzchen. Ganz locker.« Wieder klopfte er auf den Platz neben sich.

Marcy ignorierte seine Einladung, trat ans Fenster neben dem Fernseher und stellte ihr Bier auf dem niedrigen Tisch ab. Sie zog die braun und senffarben gemusterten Vorhänge auf und starre auf das Haus gegenüber. Es sah so verlassen aus wie das Mulcahy's, dachte sie und konzentrierte sich auf das Muster des Vorhangs, um ihre aufkeimende Panik zu unterdrücken. Was hatte sie getan? Wie dumm konnte man sein? »Das ist nicht das Haus Ihrer Mutter?«, fragte sie, als sie ihre Stimme wiedergefunden hatte, jedes Wort einzeln betonend.

Er lachte. »Ich schätze, da haben Sie mich erwischt.«

»Wessen Haus ist es?«

»Meins«, gab er einfältig zu wie ein kleiner Junge, den man mit der Hand in der Keksdose erwischt hatte.

Erst jetzt fiel Marcy ein silbern gerahmtes Foto neben ihrer unangerührten Bierflasche auf. Darauf legte eine attraktive Frau mittleren Alters mit einem kantigen Kinn und kurzem braunem Haar ihre Arme um zwei Jungen, die beide Kierans schuldbewusstes Grinsen im Gesicht trugen. »Ich nehme an, das sind Ihre Frau und Ihre Söhne.«

»Charles und Walter«, sagte er leichthin. Wenn ihm die Situation peinlich war, ließ er es sich nicht anmerken. »Setzen Sie sich, Schätzchen«, drängte er noch einmal.

»Wo sind sie?«

»Sie machen für eine Woche Urlaub in Kilkenny.«

Marcy atmete tief aus. »Und gibt es wirklich eine Mrs. Crocker, die gegenüber wohnt?«

Kieran stand auf und kam mit zwei Riesenschritten auf sie zu. »Natürlich gibt es eine Mrs. Crocker. Und sie ist eine reizende und verständnisvolle Frau. Das muss sie wohl sein, denn sie ist mit meinem Freund Stanley verheiratet. Sie ist in Kilkenny mit meiner Frau. Stanley und ich fahren in ein paar Tagen nach.«

»Stanley war der Mann an der Bar«, stellte Marcy fest.

Kieran lachte. »An manchen Abenden hat er Glück, an manchen Abenden ich.«

»Und Audrey?«, fragte Marcy, obwohl sie die Antwort schon wusste. Sie musste die Worte laut hören.

»Kann nicht behaupten, dass ich schon mal das Vergnügen hatte.« Kieran streckte die Hand aus und strich über ihren Arm.

»Sie haben gesagt, Sie kennen sie. Wieso haben Sie das getan?«

»Weil es das war, was Sie hören wollten, Schätzchen, oder nicht? Und ein Mann sollte einer Frau immer sagen, was sie hören will.«

»Das Ganze war also bloß ein Trick, um mich hierherzulocken.«

Statt zu antworten, drückte er ihr einen Kuss auf den Hals.

»Sie haben meine Tochter gar nicht auf dem Foto erkannt.«

Seine Lippen wanderten weiter bis zu ihrem Mundwinkel, seine Hände tasteten nach ihren Brüsten.

»Das ist für Sie alles nur ein großes Spiel.«

»Ach, komm schon, Schätzchen. Du sahst aus, als könntest du ein bisschen Spaß vertragen.« Eine Hand griff unter ihren Pullover, die andere rutschte auf ihren Po. Im nächsten Moment schlug Marcy ihm die volle Bierflasche auf den Kopf.

Kieran taumelte rückwärts, aus einer Platzwunde an der Seite seines Kopfes tropfte Blut. »Was zum ...?«

Marcy starrte auf die zerbrochene Flasche in ihrer Hand, konnte sich jedoch nicht erinnern, sie ergriffen zu haben. Bier tropfte über Kierans Gesicht und vermischt sich mit dem Blut an seinem Haaransatz. »Ich schwöre, wenn Sie mich noch einmal anrühren, bring ich Sie um«, hörte Marcy jemanden sagen und erkannte die Stimme schaudernd als ihre eigene.

»Bist du verrückt? Was – denkst du, ich will dich zwingen? Muss ich dich daran erinnern, dass du freiwillig mitgekommen bist? Scheiße, ich blute den ganzen verdammt Teppich voll.«

»Ich will nach Hause.«

»Da ist die Tür, du verrückte Hexe.«

»Wie soll ich denn zurück in die Stadt kommen?«

»Warum nimmst du nicht deinen Besen? Scheiße, meine Frau flippt aus, wenn sie die Sauerei sieht.«

Marcy stürzte zur Haustür, riss sie auf und flüchtete, begleitet von weiteren empörten Flüchen, die gewundene, regennasse Straße hinunter. Als mehr als eine Stunde später endlich die scharfen Umrisse des St. Patrick's Hill vor ihr auftauchten, hörte sie, wie neben ihr ein Wagen hielt. Eine Tür wurde geöffnet und versperrte ihr den Weg. Ein Mann stieg aus und hinderte sie mit fester Hand daran weiterzugehen.

»Verzeihen Sie, Ma'am«, sagte der uniformierte Polizist. »Ich denke, Sie kommen besser mit mir.«

KAPITEL ZWEIUNDZWANZIG

Es war fast elf, als Marcy zurück in der Innenstadt war. Sie war erschöpft, ihre Kleidung stank nach verschüttetem Bier, an ihrem Ärmel war ein Blutfleck, den sie wahrscheinlich nicht herausgewaschen bekam; ihre Füße schmerzten und ihr Kopf noch mehr. Was war bloß mit ihr los, schimpfte sie stumm mit sich, zupfte eine kleine Scherbe der zerbrochenen Bierflasche aus den silbernen Fäden ihres Pullovers und warf sie auf die Straße. Sie fragte sich, ob der Polizist sie bemerkt hatte. Wahrscheinlich nicht, denn sonst hätte er sie sicher nicht gehen lassen.

»Wann bin ich so dumm geworden?«, fragte sie laut.

Du warst schon immer naiv, hörte sie Judith sagen.

»Ich war nicht fünfmal verheiratet«, erinnerte Marcy sie. »Na toll«, fügte sie hinzu, »jetzt rede ich schon mit mir selbst.« Sie schüttelte den Kopf. Besser als mit der Polizei, dachte sie, froh, nicht mehr in dem Streifenwagen zu sitzen, und noch froher, dass der Polizist sie nicht zur weiteren Befragung auf die Wache geschleift hatte. Und hatte die irische Polizei eigentlich nichts Besseres zu tun, als unschuldige Touristen zu behelligen?

Oder vielleicht auch nicht so unschuldig. Außerdem war der junge Beamte offenbar ernsthaft um ihr Wohlergehen besorgt gewesen. Gab es ein Problem, hatte er eifrig gefragt. War sie verletzt? War sie angegriffen worden? Wieso wanderte sie alleine in Dunkelheit und Regen durch die Straßen von Cork? Wie viel Alkohol hatte sie getrunken?

Er hatte sie fast eine Stunde auf dem Beifahrersitz seines Streifenwagens sitzen lassen und Smalltalk gemacht, während es weiter in Strömen goss. Er hatte sie höflich gefragt, ob er ihren Pass sehen könne, und ihn gründlich inspiziert, während er von einem Vetter in Hamilton namens Dalton O’Malley erzählte, den sie nicht vielleicht zufällig kannte?

Marcy hatte ihm erklärt, dass Hamilton mit dem Bus etwa eine Stunde von Toronto entfernt sei, sie seinen Vetter zwar leider nicht kenne, er jedoch ganz bestimmt ein netter Mann sei. Und konnte sie jetzt bitte gehen? Der Regen ließ nach, sie wollte dringend zurück ins Hotel.

»In welches Hotel?«, hatte er gefragt.

»Das Hayfield Manor.«

»Nettes Hotel«, hatte er offensichtlich beeindruckt bemerkt. »Ich bringe Sie hin.« Aber kurz nachdem er den Motor angelassen hatte, war ein Funkspruch über einen Einbruch in der Gegend gekommen.

»Fahren Sie«, hatte sie ihm erklärt, als bräuchte er ihre Erlaubnis. »Ich komme zurecht.«

Er hatte noch immer gezögert. »Und Sie gehen direkt zu Ihrem Hotel?«

»Ich schwöre«, sagte sie und, sobald er verschwunden war: »Verdammkt!« Mit vorsichtigen Schritten ging sie den steilen St. Patrick’s Hill hinunter und spürte bei

jedem Schritt das Ziehen in ihren Waden. Die Worte ihres Fremdenführers fielen ihr wieder ein: »Amerikaner sagen, sie könnten es mit den berüchtigten Straßen von San Francisco aufnehmen.«

»Recht haben sie«, sagte sie, geriet auf dem feuchten Bürgersteig ins Rutschen und riss instinktiv die Hände hoch, um nicht auf die Nase zu fallen. So ging sie den Rest des Weges weiter, als würde sie auf einem Hochseil balancieren. Und vielleicht tat sie das ja auch, dachte sie, sah nicht weit entfernt die St. Patrick's Bridge und marschierte entschlossen darauf zu. Nie in ihrem ganzen Leben war sie so froh gewesen, eine verdammte Brücke zu sehen.

Judith hatte früher Angst vor Brücken, erinnerte sie sich. Ihre Schwester hatte sich jahrelang geweigert, Brücken zu überqueren, was das Erreichen bestimmter Ziele manchmal mühsam und zeitraubend gemacht hatte. Sie wusste nicht mehr, wann diese Angst aufgehört hatte, wenn überhaupt. Zu Judiths Glück gab es in Toronto nicht viele Brücken.

Grogan's House lag ganz in der Nähe, und Marcy unterdrückte den beinahe unwiderstehlichen Drang, ihre Schritte dorthin zu lenken. Stattdessen folgte sie weiter der St. Patrick's Street Richtung Corn Market und fragte sich, was sie eigentlich machte. Ich bin *wirklich* verrückt.

Verrückte Hexe, hörte sie Kieran irgendwo hinter sich rufen.

Das ist verrückt, sagte Judith in ihrem Kopf. *Du kannst nicht alleine weitermachen. Du musst die Realität akzeptieren.*

»Es ist deine Realität, nicht meine«, erklärte Marcy ihr.

Die Realität ist, dass Devon tot ist.

»Das wissen wir nicht mit Sicherheit.«

Doch, beharrte Judith. Das tun wir.

Judith war immer so sicher gewesen, dass Devon sich das Leben genommen hatte. Warum hatte Marcy ihr den Brief nie gezeigt?

»Studien haben gezeigt, dass Selbstmord häufig in der Familie liegt«, hatte Peter erklärt und damit die Meinung des Psychiaters wiederholt, bei dem sie auf sein Drängen in Behandlung war.

»Du meinst, bloß weil meine Mutter sich umgebracht hat, heißt das, unsere Tochter hätte es auch getan?«

»Sie ist Mitte Oktober bis in die Mitte der verdammten Bucht gepaddelt. Sie trug keine Schwimmweste. Sie war depressiv ...«

»Sie war so glücklich wie seit Langem nicht mehr. Du hast selbst bemerkt, dass sie ruhiger gewirkt hat, friedlicher ...«

»Studien haben ergeben, dass Menschen, nachdem sie beschlossen haben, Selbstmord zu begehen, in den Tagen vor der Tat häufig glücklicher sind«, hatte er insistiert.

»Bist du schon immer so ein aufgeblasenes Arschloch gewesen?«, hatte Marcy ätzend erwidert.

Warum hatte sie Peter den Brief nicht gezeigt?

Sie redete sich ein, dass er an sie allein adressiert gewesen war. »MOMMY«, hatte Devon auf den Umschlag geschrieben. Doch Marcy hatte auch immer gewusst, dass diese Rechtfertigung eine Lüge war. Peter war ihr Mann. Er hatte ein Recht darauf zu lesen, was Devon geschrieben hatte. Devons Brief war der letzte Nagel für den Sarg, zu dem ihre Ehe geworden war.

»Es ist meine Schuld, dass er mit einer blöden Golflehrerin durchgebrannt ist«, sagte sie und blieb ob der plötzlichen Erkenntnis wie angewurzelt stehen.

Sei nicht albern, hörte sie die Stimme ihrer Schwester, die aus der nackten Schaufensterpuppe in einem Ladenfenster zu ihr zu sprechen schien. Niemand hat ihn gezwungen, eine Affäre zu haben.

»Ich habe ihn ausgeschlossen.«

Na und. Hör auf, Entschuldigungen für ihn zu suchen. Du hattest ganz recht – er ist ein aufgeblasenes Arschloch.

»Aber das macht meine Schuld nicht kleiner.«

O bitte. Nicht alles ist deine Schuld. Verzeihung, aber ich glaube, die Verrückte ist mir lieber als die Märtyrerin.

»Verzeihung«, sagte die Stimme noch einmal.

»Was?« Marcy drehte sich um und sah ein komplett schwarz gekleidetes Teenager-Pärchen. Der Hals des Jungen war mit Tätowierungen bedeckt, die sich bis zu seiner steilen Irokesenfrisur ausdehnten, diverse Piercings verunstalteten das wachsartige Gesicht des Mädchens, beide kauten auf einem Kaugummi, als würde ihr Leben davon abhängen.

»Gehen Sie jetzt rein oder was?«, fragte das Mädchen und trat von einem Fuß auf den anderen. Marcy bemerkte, dass ihre Fischnetzstrümpfe an beiden Knien Löcher hatten.

»Was?«

»Sie versperren die Treppe«, sagte der Junge.

»Oh, Entschuldigung.« Marcy machte Platz. Erst jetzt sah sie das verbeulte Schild mit der schwarzen Schrift MULCAHY'S und den schwarzen nach unten weisenden Pfeil.

Die Kellertür wurde geöffnet, um das Pärchen hereinzulassen, und ein Schwall lauter Rap-Musik dröhnte hinaus und ließ Marcy zurückweichen, als wäre sie gestoßen worden. Zigarettenqualm quoll aus dem Raum wie aus einem Kamin, durchsetzt mit dem unverkennbaren Aroma von Marihuana, das in Marcys Nase kitzelte. Wie oft war Devon abends mit demselben widerlich süßen Geruch an ihrer Kleidung nach Hause gekommen?

Marcy fragte sich, ob ihre Tochter in diesem Moment dort unten in dem düsteren verrauchten Keller an selbst gedrehten Zigaretten zog, die Hüften zu dem mörderischen Hiphop-Beat kreisen ließ und, die Stimme zu einem unmelodischen Gesang erhoben, aggressive Zeilen gegen die feuchten gleichgültigen Wände

brüllte? Lag sie in den Armen eines neuen Liebhabers, drängte sich, den Blick immer fest auf die Tür gerichtet, an ihn und wartete.

Hallo, Mommy. Warum hast du so lange gebraucht?

Es war genau die Art Lokal, von der Devon sich angezogen fühlen würde, dachte Marcy, als die Tür erneut aufging und ausgelassenes Gelärme auf einer erstickenden, duftenden Wolke nach oben stieg. Worauf wartete sie noch, fragte Marcy sich, ging die Stufen hinab und wäre beinahe mit einer blauhaarigen jungen Frau zusammengeprallt, die nach oben stolperte und aus dunkel geschminkten Augen verzweifelt einen Platz suchte, wo sie sich übergeben konnte.

Die schwere Stahltür öffnete sich wieder, als Marcy sie gerade aufziehen wollte, und entließ zwei schlaksige Rabauken, deren langes Haar schweißnass an ihren Köpfen klebte. »Tessa, du blöde Kuh«, rief einer von ihnen, »du kotzt doch nicht etwa schon wieder?«

»Verzeihung«, sagte Marcy, begleitet von Tessas heftigem Würgen, und drückte sich hastig an den Jungen vorbei in den dunklen pulsierenden Raum.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Marcys Augen sich an die beinahe vollkommene Finsternis gewöhnt hatten, und noch länger, bevor ihre Lungen nicht mehr brannten und sie wieder einigermaßen normal atmen konnte. In dem Raum, der bequem Platz für maximal vierzig Leute geboten hätte, drängelten sich mindestens einhundert junge Menschen. In einer Ecke der Bar legte ein schaurig aussehender DJ Platten auf. Er kombinierte Rock und Hiphop, Rap und die Rolling Stones.

Überall tanzten die Menschen zu dem gnadenlosen Beat. Manche hüpfen auch nur auf der Stelle, als hätten sie einen epileptischen Anfall. Ein paar Mädchen tanzten miteinander, angefeuert von ihren Freunden, die spastisch schwankend am Rand standen und Joints hin und her reichten. Alle lachten und ließen Dampf ab, der aufstieg, giftige Wolken über Marcys Kopf bildete und ihre Luftversorgung zu unterbrechen drohte.

Und dann entdeckte sie sie. Sie standen an der Wand, sodass ihre Gesichter jenseits der wild wippenden Köpfe immer nur kurz zu sehen waren, ihre Körper so eng beieinander, als wären sie miteinander verwachsen. Der Junge flüsterte dem Mädchen etwas ins Ohr, sie kicherte, schlug sich die Hand vor den Mund, um ihr lautes Lachen zu unterdrücken, und sah ihn kurz schüchtern an, bevor sie den Blick wieder senkte.

Marcys Herz schlug schneller, als sie sich wie ein Krebs langsam an der Wand entlang in ihre Richtung drückte, um nur ja kein Aufsehen zu erregen. Sie stand fast neben den beiden, als sie eine feste Hand auf ihrer Schulter spürte.

»'tschuldigung«, sagte ein Mann grob, »aber was glauben Sie, wohin Sie gehen?« Widerwillig drehte Marcy sich zu der kräftigen Stimme um und betete, dass es kein weiterer Polizist war. Sie hielt das Kinn und den Blick gesenkt, konnte jedoch auch so erkennen, dass der Mann riesig war, mit einer breiten muskulösen Brust unter seinem schwarzen T-Shirt und Bizeps so groß wie Findlinge. »Tut mir leid«, sagte

sie unterwürfig, »ich ...«

»Zehn Euro Eintritt«, sagte der Mann und hielt seine große verschwitzte Pranke auf.

Marcy griff hastig in ihre Handtasche und gab dem Mann die verlangten zehn Euro. Er drückte ihr einen Stempel auf den Handrücken und verschwand in der Menge. Marcy sah sich verlegen um und fragte sich, ob irgendjemand den Wortwechsel mitbekommen und bemerkt hatte, dass sie mindestens zwanzig Jahre älter war als alle anderen Anwesenden.

Unter dem Vorwand, sich das Haar glatt zu streichen, bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen, hob den Blick und hielt den Atem an. Bitte lass sie noch da sein, betete sie und traute sich kaum hinzuschauen. Was, wenn das kleine Gerangel sie alarmiert und in die Flucht getrieben hatte ... »Bitte«, flüsterte sie.

Die beiden hatten sich nicht von der Stelle gerührt.

Gott sei Dank, dachte Marcy und drängte sich näher.

»Ich hab gefragt, wie du das alles hier findest?«, hörte sie den Jungen seiner Begleiterin zurufen.

Marcy war plötzlich dankbar für die lärmende Menge, deretwegen der Junge förmlich schreien musste, um sich verständlich zu machen. Sie musste nur nahe genug herankommen, um unentdeckt lauschen zu können.

»So was hab ich noch nie gesehen«, rief das Mädchen zurück.

»Solche Läden gibt's in Glengariff nicht?«

»In Glengariff gibt es überhaupt nicht viel.«

Nach ein paar Sekunden fragte der Junge: »Und bist du froh, dass du hierhergekommen bist, Shannon?«

»Das weißt du doch.«

»Ich weiß, dass *ich* froh bin«, sagte Jax.

Shannon senkte den Kopf, sodass ihr rotblondes Haar über ihre schmale Nase fiel. Sofort strich Jax ihr mit einer Hand die Haare hinters Ohr. In der Dunkelheit sah Marcy ihre eigenen goldenen Ohrringe aufblitzen.

Ihr stockte der Atem, und sie schlug sich die Hand vor den Mund, um keinen Mucks zu machen. Es war also Jax gewesen, der in ihr Hotelzimmer eingebrochen war. Warum? Der Diebstahl ihrer Ohrringe war vermutlich der spontanen Gelegenheit zuzuschreiben, die er sich nicht hatte entgehen lassen können, jedoch wohl kaum der eigentliche Zweck gewesen. Was hatte er sonst noch zu finden gehofft? Die Fotos? Devons Brief? Oder hatte er ihr Zimmer verwüstet, um sie zu warnen, dass sie Ruhe geben, die Stadt verlassen und ihre Tochter in Frieden lassen sollte?

»Ich dachte, Audrey wollte auch mitkommen«, hörte sie Shannon sagen.

»Sie hat es sich wohl anders überlegt. Bist du enttäuscht?«

Shannon kicherte. »Nein. Du?«

»Nö. Eigentlich irgendwie eher froh.«

Tränen brannten in Marcys Augen. Audrey sollte auch hier sein, doch sie hatte es sich anders überlegt. Wieder einmal war sie so nahe vor dem Ziel gewesen, nur um dann doch zu scheitern.

Gab es eine Chance, dass ihre Tochter vielleicht doch noch kam?

»Glaubst du, sie hat einen Typen?«, fragte Shannon.

»Audrey hat immer einen Typen«, gab Jax knapp zurück.

»Weißt du, wer es ist?«

»Nee. Sie erzählt nicht viel über ihn. Ich glaube, er ist älter.«

»Älter? So alt wie Mr. O'Connor, meinst du?«

»Weiß nicht. Sie redet ständig davon, wie reif er ist und so'n Mist. Ist ja auch scheißegal. Du bist hier. Das ist alles, was mich interessiert.«

Selbst in der Dunkelheit konnte Marcy erkennen, wie Shannon rot wurde.

»Ein Glück, dass du genau dann angerufen hast«, sagte Shannon.

»Ja, ich bin schon den ganzen Abend ein Glückspilz.«

»Ich meine, es war ein Glück, dass du *heute* angerufen hast. Morgen hättest du mich verpasst.«

»Fährst du irgendwohin?«

»Für ein paar Tage nach Kinsale. Einer Tante von Mrs. O'Connor geht es nicht gut.«

»Was hat sie denn?«

»Krebs.«

»Mein Opa ist an Krebs gestorben.«

»Meiner auch. Es ist echt traurig.«

»Und wann kommst du zurück?«

»Sonntagabend.«

»Also nicht so lange.«

»Nein. Nur drei Tage.«

»Ich werd dich trotzdem vermissen.«

»Quatsch. Das sagst du bloß.«

»Es ist die reine Wahrheit. Ich mag dich echt sehr gern. Was? Glaubst du mir nicht?«

Shannon kicherte. »Ich weiß nicht.«

»Meinst du, ich hätte dir die Ohrringe geschenkt, wenn ich dich nicht mögen würde?«, fragte Jax.

Wieder entfuhr Marcy unwillkürlich ein Schrei. Jax' Kopf schnellte herum. Konnte er sie trotz all des Lärms gehört haben? Marcy wandte sich rasch ab und hielt sich die Hände vors Gesicht.

»Warte einen Moment«, sagte Jax.

»Was ist denn?«

O Scheiße, dachte Marcy und spürte ihn auf sich zukommen. Sie saß in der Falle, so als würde sie mit den Füßen in Treibsand stecken, eingeklemmt zwischen

Dutzenden schwitzender Leiber, unfähig, auch nur mit den Zehen zu wackeln. Sie spürte, wie ein Schrei in ihr aufstieg, während Jax sich durch die Menge drängte. Es dauerte einen Moment, bis Marcy begriff, dass er nicht auf sie zukam, sondern vielmehr in die entgegengesetzte Richtung flüchtete

»Jax, warte. Wohin gehst du?«, rief Shannon ihm nach.

»Bin sofort zurück«, antwortete er und bahnte sich einen Weg zur Tür.

Marcy wollte ihm folgen, schlängelte sich durch störrische Barrikaden von Feiernden, drängte mit den Ellbogen Gruppen von tanzenden Mädchen beiseite und trat anderen auf die Schuhe – »Wohin so eilig, Omi?« –, bis sie die Tür erreichte, mit dröhnenden Ohren in die kalte Nacht hinausschlüpfte und hektisch die Straße auf und ab blickte.

Wohin war er gegangen? Sie rannte die Treppe hoch, als ihr plötzlich bewusst wurde, wie verwundbar sie war. War das von Anfang an der Plan gewesen? Hatte er gewusst, dass sie ihn beobachtete, sich Zeit gelassen und den Köder ausgelegt, wohl wissend, dass sie ihm folgen würde? In einem Raum voller Menschen würde er sie wohl kaum angreifen. Nein, wenn er gerissen genug gewesen war, unbemerkt in ihr Hotelzimmer einzubrechen, war er auch clever genug zu begreifen, dass er warten musste, bis er sie alleine hatte.

Sie hörte ihn, noch bevor sie ihn sah. Er musste gleich um die Ecke sein. »Ich schwöre «, erklärte er gerade, »das hat sie eben gesagt.«

Marcy fragte sich, mit wem er sprach, schlich mit gesenktem Kopf und eingezogenen Schultern an die Mauer gedrückt weiter und spitzte die Ohren. Wer war noch da?

»Okay, also noch mal von vorn«, sagte er, und Marcy kapierte, dass er telefonierte. »Wir sind im Mulcahy's. Sie stellt sich an, als ob sie von einem anderen Planeten käme, staunt mit großen Kuhäugen über alles, weil sie so was noch nie gesehen hat. Wie ein verdammt Marsmensch. Ja, ich habe ihr die Ohrringe gegeben. Ja, sie haben ihr gefallen. Genau wie du gesagt hast. Die blöde Gans frisst mir aus der Hand. Alles läuft nach Plan. Scheiße, ich komm mir schon vor wie James Bond oder so. Vielleicht sollten wir das Ganze ›Operation Babycakes‹ nennen.« Er lachte. »Und plötzlich lässt die dumme Kuh die Katze aus dem Sack. Sagt, sie fährt für ein paar Tage weg. Nach Kinsale, Mann. Mit der ganzen beschissen Familien. Mrs. O'Connor hat offenbar eine kranke Tante. Scheißkrebs«, schnaubte er.

Er holte kurz Luft und gab Marcy damit einen Moment Zeit, irgendeinen Sinn in dem eben Gehörten zu finden. *Ja, ich habe ihr die Ohrringe gegeben. Judith hatte ihr diese Ohrringe zu ihrem fünfzigsten Geburtstag geschenkt. Ja, sie haben ihr gefallen. Genau wie du gesagt hast. Wie wer gesagt hatte? Scheiße, ich komm mir schon vor wie James Bond oder so. Vielleicht sollten wir das Ganze ›Operation Babycakes‹ nennen.* Was hatten sie vor? Und wer war noch beteiligt? *Sie fährt für ein paar Tage weg ... mit der ganzen beschissen Familien.* Was hatte das zu bedeuten? War Devon irgendwie in die Sache verwickelt? Und in welche Sache

eigentlich genau?

Gütiger Gott? Auf was hatte ihre Tochter sich jetzt wieder eingelassen?

»Ja, ich weiß, es sind nur drei Tage, aber ich kann das Geld schon riechen ...«

In diesem Moment fing Marcys Handy in ihrer Handtasche an zu klingeln. Scheiße, dachte sie und versuchte hektisch, das Geräusch zu dämpfen, indem sie ihre Handtasche unter ihren Pullover schob und mit beiden Armen fest an ihren Körper drückte. Hatte Jax es gehört?

»Warte mal 'ne Sekunde«, sagte er, und die Absätze seiner Stiefel klackerten über die Pflastersteine. »Ich dachte, ich hätte was gehört.«

Marcy drückte sich in den Eingang eines Ladens und wurde von dem Geruch nach Erbrochenem schier überwältigt. Tessa, du blöde Kuh, dachte sie und erinnerte sich an das Gelächter von Tessas Freunden. Ihr Telefon klingelte weiter, zum Glück jedoch deutlich leiser. Konnte Jax es immer noch hören? Würde er sie finden? Und wenn ja, was würde er mit ihr machen?

Plötzlich schallte die wütende Stimme von Mick Jagger über die Straße – »get off of my cloud« –, ein Husten war zu hören und dann eine Mädchenstimme, die alles andere übertönte. »Jax, bist du da draußen?«

»Ich komme, Schätzchen«, sagte er sofort.

Marcy hörte seine schweren Schritte auf der Treppe.

»Ich hab mir Sorgen gemacht. Ist alles in Ordnung?«, fragte Shannon, als sich die Tür hinter ihnen schloss.

Sofort zerrte Marcy ihre Handtasche unter ihrem Pullover hervor und zog ihr Handy heraus. Aber es hatte aufgehört zu klingeln. Sie steckte es wieder in die Handtasche und dachte, dass es wahrscheinlich Liam gewesen war, der sich noch mal vergewissern wollte, dass es ihr gut ging. Sollte sie ihn vielleicht besser zurückrufen? Und was genau wollte sie ihm sagen? Dass sie doch nicht im Hotel geblieben war und sich etwas zu essen aufs Zimmer bestellt hatte, wie er es so weise vorgeschlagen hatte, sondern stattdessen von einer Katastrophe in die nächste geschlittert war? Dass sie wegen ihrer laienhaften Detektivspielchen um ein Haar vergewaltigt worden wäre und fast eine weitere Nacht auf der Polizeiwache verbracht hätte? Dass sie in einem berüchtigten Club Jax begegnet war und eventuell einen schändlichen Plan aufgedeckt hatte, in den ihre Tochter verwickelt war oder auch nicht?

Ihren Kopf gegen auffrischenden Regen abschirmend machte sie sich auf den langen Weg zurück zu ihrem Hotel.

KAPITEL DREIUNDZWANZIG

Sie träumte von Kuchen. Einer doppelstöckigen Vanilletorte mit einer dicken Vanilleglasur und jeder Menge klebriger roter Blumen. Die Art Torte, die Devon sich immer zu ihrem Geburtstag gewünscht hatte. »Sie ist eben eine Naschkatze«, erklärte Marcy der kleinen Gästeschar, die um den langen Esszimmertisch saß. »Etwas Süßes für die Süße«, sagte Shannon, wurde so rot wie die Rosen auf der Torte und rückte ihr Partyhütchen zurecht.

»Süß mit viel Zucker und ein bisschen Zimt«, fügte Judith hinzu. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, ihre muskulösen Arme mit Tätowierungen bedeckt.

»So wie die kleinen Mädchen halt sind«, sagte Jax, der mit einem schreienden Baby im Arm ins Zimmer kam.

»Oh, lass mich mal sehen«, flötete Devon und lief ihm entgegen.

»Nimm du sie.« Jax legte das Baby in Devons ausgestreckte Arme. »Sie wiegt eine Tonne.«

»Sie ist so süß.«

»Wenn man Babys mag«, erwiderte Jax abschätzig.

Im nächsten Moment schlenderten Marcy und Liam durch die Kopfsteinpflastersträßchen von Youghal. »Wohin gehen wir?«, fragte sie.

»Hast du es noch nicht gehört? Claire und Audrey haben eine Bäckerei eröffnet. Sie machen den besten Kuchen in ganz Irland.«

»Was ist ihr Geheimnis?«, fragte Marcy.

»Preiselbabys«, sagte Liam.

Irgendwo in der Ferne fing ein Baby an zu schreien.

»Kann bitte irgendjemand was gegen diesen ständigen Lärm unternehmen?«, fragte Vic Sorvino, der offensichtlich in Eile an ihnen vorbeihastete.

»Vic?«, rief Marcy ihm nach. »Warte. Wohin gehst du?«

»Nach Kinsale«, antwortete er. »Ich habe ein Date mit Devon.«

»Aber du bist zu alt für Devon.« Marcy blickte zu Boden, wo die Pflastersteine zu Herbstlaub wurden, während ein kühler Wind sie von hinten erfasste. Sie betrat eine Lichtung und sah vor sich die Georgsbucht liegen, wo ein leeres Kanu ziellos im aufgewühlten Wasser trieb. Devon saß auf einer blutbespritzten, grauen Kaschmirdecke am Ufer, neben sich Shannon, die ein weinendes Baby im Arm hielt.

»Hast du den Kuchen mitgebracht?«, fragte Shannon.

Marcy präsentierte einen großen Picknickkorb.

Devon stand auf, nahm Shannon den kreischenden Säugling ab und ging mit einem grausamen Lächeln auf Marcy zu. »Hier ist das Mädchen, das du dir immer gewünscht hast«, sagte sie. Dann breitete sie die Arme aus und ließ das Baby fallen.

Marcy schreckte in ihrem Bett hoch und schnappte hektisch nach dem Kind, bevor

es auf den Boden fiel. »Nein!«, rief sie, und der Schrei bohrte sich in ihr Unterbewusstsein wie eine Nadel in einen Ballon. Atemlos an den Laken zerrend wachte sie auf. »Verdamm«, seufzte sie, jetzt ganz wach, und ließ sich auf ihr Kissen zurück sinken. Mit zitternden Fingern strich sie sich das Haar aus dem Gesicht und stellte mit einem Blick auf den Wecker erstaunt fest, dass es schon fast acht war. Die Ereignisse des vergangenen Abends hatten sie so erschöpft, dass sie wahrscheinlich bis Mittag geschlafen hätte, wenn ihr Alptraum sie nicht wachgerüttelt hätte. »Bescheuerter Traum«, murmelte sie, als die Einzelheiten sich langsam verflüchtigten. Kuchen und Babys, dachte sie kopfschüttelnd. Lächerlich. »Babycakes«, sagte sie laut und erinnerte sich, wie Jax scherhaft von einer »Operation Babycakes« gesprochen hatte. Marcy strengte sich an, die letzten Fetzen des Traumes festzuhalten, zu ordnen und klarer in den Blick zu bekommen. Sie sah Devon auf sich zukommen, das dämonische Lächeln auf ihren Lippen, ein schreiendes Baby in den Armen.

Das O'Connor-Baby, dachte Marcy mit stockendem Atem. »Caitlin«, flüsterte sie schaudernd und setzte sich wieder auf.

Was dachte sie? War das möglich?

»Nein«, antwortete sie sofort. »Du bist albern und melodramatisch.«

Stimmte das? Dachte sie das wirklich?

Alles läuft nach Plan, hatte sie Jax sagen hören.

Welcher Plan? Was hatte das zu bedeuten?

»Absolut nichts«, beruhigte Marcy sich und wiederholte die Worte noch einmal, um ihnen mehr Nachdruck zu verleihen.

Aber ...

Aber was, wenn doch?

Was, wenn es doch etwas bedeutete? Etwas Folgenreiches, vielleicht sogar Finsteres. Etwas so Schreckliches, dass man gar nicht daran denken wollte.

Ja, ich habe ihr die Ohrringe gegeben. Ja, sie haben ihr gefallen. Genau wie du gesagt hast.

Wer hatte das gesagt?

Audrey, fragte Marcy sich.

Hatte er mit ihrer Tochter gesprochen?

Waren Jax und Devon in irgendeinen wahnwitzigen Plan verwickelt, der etwas mit dem Baby der O'Connors zu tun hatte? Und gehörte es zu diesem Plan, das unglückliche und naive Kindermädchen zu bezirzen?

Verdammter Marsmensch, hatte Jax sie genannt. *Die blöde Gans. Die dumme Kuh.* Kaum die Worte eines entflammten Verehrers.

Ja, ich weiß, es sind nur drei Tage, aber ich kann das Geld schon riechen.

Und wenn Jax mit Devon gesprochen hatte, worüber genau hatten sie geredet?

Gab es möglicherweise einen Plan, Caitlin O'Connor zu entführen und ein Lösegeld zu verlangen? Und war Shannon aktiv daran beteiligt oder selbst nur ein

ahnungsloses Opfer?

Konnte Devon wirklich etwas damit zu tun haben?

Marcy sprang aus dem Bett, rannte ins Bad, spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und putzte sich mit der vom Hotel gestellten Zahnbürste die Zähne. Zum Duschen war keine Zeit, entschied sie und schlüpfte in die Kleidung von gestern. Sie hatte keine Zeit zum Einkaufen und auch keine Zeit fürs Frühstück. Sie hatte für gar nichts Zeit, bis sie ihre Tochter gefunden und diesem Wahnsinn ein für alle Mal ein Ende bereitet hatte.

Sie wusste vielleicht nicht, wo sie Devon finden konnte, aber wo die O'Connors wohnten, wusste sie ganz genau. Sie würde schnurstracks dorthin laufen und sie warnen, dass ihr Baby in Gefahr war. Sie würde ihnen von dem Telefonat erzählen, das sie gestern Abend vor dem Club belauscht hatte. Es war noch früh. Hoffentlich waren sie noch nicht nach Kinsale aufgebrochen. Es bedurfte schließlich einiger Vorbereitungen, wenn man mit einem Baby reiste, vor allem, wenn es unter so heftigen Koliken litt wie Caitlin. Mit ein wenig Glück würden sie also noch zu Hause sein. Zeit, um sie noch vor ihrer Abfahrt zu erwischen und zu warnen.

Was würde Shannon sagen? Würde sie Marcys Geschichte bestätigen und wagen, Mrs. O'Connors Zorn auf sich zu ziehen, wenn sie gestand, wo sie mit wem gewesen war? Oder würde sie alles leugnen, weil sie Angst hatte, ihren Job zu verlieren? Würde sie spöttisch lachen und Marcys Beteuerungen als die Fantasien einer Geistesgestörten abtun, die sie schon seit Tagen behelligte, einer offensichtlich labilen Frau, die unter Wahnvorstellungen litt und der örtlichen Polizei bereits bekannt war?

Genau deswegen konnte sie die Beamten Murphy, Doyle und Sweeny ja nicht anrufen. Was hätte sie ihnen erzählen sollen? Dass sie ein Telefonat vor einem schmuddeligen Nachtclub belauscht hatte, genauer gesagt, eine Seite eines vagen Gespräches, und aus dieser kurzen einseitigen, vagen Unterhaltung magischerweise geschlossen hatte, dass das Baby der O'Connors in Gefahr war und dass ihre Tochter, ja, just jene Tochter, die vermisst wurde und nach der sie suchte, während alle anderen davon überzeugt waren, dass sie vor fast zwei Jahren ertrunken war, daran beteiligt war. Ja, natürlich würden sie ihr glauben? Warum auch nicht?

»Es ist egal«, sagte Marcy sich.

Es spielte keine Rolle, ob die O'Connors ihr glaubten oder nicht. Es spielte keine Rolle, ob irgendjemand ihr glaubte. Entscheidend war, dass die O'Connors nach ihrer Warnung vor einer potenziellen Bedrohung umso wachsamer auf ihre Tochter achten würden, womit Marcy den schwachsinnigen Plan vereiteln würde, der für alle Beteiligten nur in einer Katastrophe enden konnte. Sie würde das schaffen, woran sie früher immer wieder gescheitert war: Sie würde ihre Tochter vor sich selbst schützen.

Vorausgesetzt, Devon war beteiligt.

War sie das?

Bevor sie aus dem Zimmer rannte, nahm Marcy sich einen Moment Zeit, sich die Haare zu kämmen und einen Hauch von Lippenstift aufzutragen. Es würde bestimmt nicht helfen, wenn sie auch noch verwirrt aussah. Was sie den O'Connors erzählen wollte, war schon verrückt genug.

Sie entschied, ein Taxi zu nehmen, einen Fehler, den sie unverzüglich bereute, nachdem sie sicher auf der Rückbank saß. Der Verkehr war noch dichter als sonst und der Fahrer besonders gesprächig. »Geht es nicht irgendwie schneller?«, fragte sie, beugte sich vor und nannte ihm die Adresse der O'Connors. »Ich hab es wirklich schrecklich eilig.«

»Schrecklich eilig, ja?«

»Sonst komme ich zu spät.«

»Amerikaner haben es immer eilig.«

»Ich bin eigentlich keine Amerikanerin«, verbesserte Marcy ihn, ein automatischer Reflex, den sie sich lieber verkniffen hätte.

»Was sind Sie denn?«

»Kanadierin.«

Er schnaubte. »Und was ist der Unterschied.«

Marcy hatte keine Lust, auf die verschiedenen kulturellen Unterschiede zwischen den beiden Ländern einzugehen. »Was ist denn der Unterschied zwischen Nord- und Südirland?«, fragte sie zurück und biss sich auf die Lippe. Sie musste wirklich verrückt sein, dachte sie. Welchen Sinn hatte es, den Mann zu provozieren?

»Soll das ein Scherz sein?«, stotterte der Taxifahrer. »Der Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden Irlands?«

»Vergessen Sie es«, sagte Marcy. »Es tut mir leid. Ich wollte nicht ...«

»Kennen Sie sich denn gar nicht in der Geschichte aus?«

»Es war eine alberne Bemerkung.«

»Ich geb Ihnen einen kleinen Auffrischungskurs.«

»Das ist wirklich nicht nötig.«

»Die ersten menschlichen Zeugnisse in Irland stammen von 8000 vor Christus«, sagte er und räusperte sich theatralisch.

Gütiger Gott, dachte Marcy.

»Um 2000 vor Christus gab es hier schon die ersten Kupferminen. 700 vor Christus begann die keltische Besiedlung Irlands. Die Gälen kam 100 nach Christus. Etwa dreihundert Jahre später kehrte der heilige Patrick als christlicher Missionar nach Irland zurück.« Das Taxi fuhr durch ein riesiges Schlagloch, sodass Marcy auf ihrem Sitz knapp einen halben Meter nach oben geschleudert wurde.

»Meinen Sie, Sie könnten sich auf die Straße konzentrieren?«, fragte sie den Fahrer.

»Die Jahre zwischen 500 und 800 nach Christus werden häufig als das Goldene Zeitalter bezeichnet«, sagte er, ohne sie zu beachten. »Irland wurde zu einem der größten Zentren des Christentums in Europa.«

»Hören Sie, es tut mir wirklich leid, wenn ich Sie gekränkt habe ...«

»Dann fielen die Wikinger ein, später die Dänen und dann die Engländer. 1204 begann der Ausbau von Dublin Castle zu einer Festung der englischen Macht. Im 16. Jahrhundert erklärte sich Heinrich VIII. zum König von Irland und begann mit der Unterdrückung der katholischen Kirche. Königin Elisabeth I. erklärte Irland dann zu einem anglikanischen Land.«

Marcy ließ sich in den Sitz zurück sinken und entschied, dass jeder Widerstand zwecklos war. Nun denn. Die Geschichtsstunde würde die Zeit vertreiben, ihre Gedanken beschäftigt und ihren Blutdruck im grünen Bereich halten. Vielleicht lernte sie sogar etwas.

»1641 wurde ein irisch-katholischer Aufstand in Ulster niedergeschlagen. Acht Jahre später marschierte Oliver Cromwell ein. 1690 wurde der letzte katholische König, Jakob II., besiegt und die protestantische Herrschaft in England gefestigt. 1782 wurde dem irischen Parlament die Unabhängigkeit zugebilligt. 1801 wurde es aufgelöst, und Irland wurde ein Teil des Vereinigten Königreiches. Dann 1845«, verkündete er ominös. »Sie wissen doch bestimmt, was damals geschehen ist.« Marcy setzte sich wieder gerade hin und grübelte verzweifelt nach der richtigen Antwort wie eine Schülerin, die im Unterricht nicht aufgepasst hatte. »Ich b-b-bin mir nicht sicher«, stotterte sie.

»Der Beginn der großen Hungersnot«, sagte er und schüttelte missbilligend seinen passenderweise roten Schopf. »Sie dauerte mehr als drei Jahre. Fast zwei Millionen Menschen sind entweder gestorben oder ausgewandert, die meisten nach Amerika.«

»Ja, das war schrecklich ...«

»1886 und noch einmal 1894 wurden Anträge auf autonome Selbstverwaltung, genannt Home Rule, vom Parlament abgelehnt«, fuhr er fort und tat ihr Mitleid mit einer Handbewegung ab. »1905 wurde die Sinn Féin gegründet. Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Ärger?«, fragte Marcy und sah den wütenden Blick des Fahrers im Rückspiegel. »Sinn Féin bedeutet ›wir selbst‹. 1918 errang die Partei einen Erdrutschsieg gegen die Irish Parliamentary Party. Von 1919 bis 1921 führte Michael Collins den irischen Unabhängigkeitskrieg, der zum Anglo-Irischen Vertrag führte, in dem Irland in zweiunddreißig Countys unterteilt wurde, von denen sechsundzwanzig den Irischen Freistaat bildeten, während sechs beim Vereinigten Königreich blieben.«

Marcy beugte sich wieder vor. Obwohl sie diese spontane Geschichtsstunde bestimmt nicht gewollt hatte, fand sie sie zunehmend interessanter. »Waren Sie früher Lehrer?«

Er schüttelte den Kopf. »Das könnte Ihnen jeder Ire erzählen. Könnten Sie das nicht? Über Kanada, meine ich?«

»Ich war nie besonders gut in Geschichte«, antwortete Marcy. *Worin war sie eigentlich je gut gewesen?*

»1922/23 – der Irische Bürgerkrieg«, verkündete der Taxifahrer, »zwischen der Regierung des Freistaats und den Gegnern des Anglo-Irischen Vertrages. Michael Collins wurde von der IRA ermordet, die den Vertrag als Ausverkauf betrachteten. 1937 gab sich der Freistaat eine neue Verfassung und trat aus dem Commonwealth aus. Der Landesname wurde zu Eire geändert. 1948 kappte die Republik Irland ihre letzten konstitutionellen Verbindungen zu Großbritannien.«

»Sie haben den Zweiten Weltkrieg ausgelassen«, erinnerte Marcy ihn.

»Irland war neutral.«

»Sie bekämpfen sich lieber gegenseitig«, bemerkte Marcy und war dankbar, als der Mann lachte.

»Ist wohl so.« Er hielt an. »Nun, da wären wir. Adelaide Road 117.«

Marcy blickte aus dem Seitenfenster auf das große gelbe Backsteinhaus mit dem von Blumenbeeten gesäumten Pfad und der dreitorigen Garage. »Vielen Dank. Auch für die Geschichtsstunde. Ich habe eine Menge gelernt.«

»Wenn ich Sie das nächste Mal treffe, frage ich Sie ab«, sagte der Taxifahrer, bevor er losfuhr.

Marcy sah das Taxi um eine Ecke verschwinden, drehte sich um, rannte den Pfad hinauf, klingelte und klopfte an die schwarze Haustür der O'Connors. »Bitte lass jemanden zu Hause sein«, betete sie. »Bitte lass mich nicht zu spät kommen.« Aber nach einer Weile wurde offensichtlich, dass niemand da war.

»Verdamm«, rief Marcy und ging um das Haus herum, obwohl sie wusste, dass es wenig Sinn hatte, auch noch an die Seitentüre zu klopfen. Vor der Garage sprang sie hoch und versuchte, durch die schmale Scheibe ganz oben an allen drei Toren zu spähen. Doch das Glas war zu hoch, die Garage zu dunkel, und welchen Unterschied machte es auch, ob ein Wagen darin parkte? Wenn die O'Connors eine Garage mit drei Toren hatten, besaßen sie wahrscheinlich auch mehr als einen Wagen. Außerdem könnten sie auch den Zug oder sogar ein Taxi nach Kinsale genommen haben. Marcy wünschte, sie wäre so vorausschauend gewesen, den Taxifahrer warten zu lassen, bis sie festgestellt hatte, ob jemand zu Hause war. Was sollte sie jetzt machen?

»Ich könnte eine Nachricht hinterlassen«, sagte sie laut, kehrte zur Haustür zurück und bemerkte, dass sich die Gardinen vor dem Vorderfenster des Hauses gegenüber bewegten. Sie suchte in ihrer Handtasche ein Stück Papier, fand jedoch nur mehrere zerknüllte Papiertaschentücher. »Natürlich.« Und was hatte sie überhaupt schreiben wollen? *Hi, Sie kennen mich nicht, aber ich glaube, jemand plant, Ihr Baby zu entführen.* »Ja, klar«, sagte sie, als ihr Handy zu klingeln begann. Sie zog es aus der Handtasche, klappte es auf.

»Wo bist du?«, fragte Liam, noch bevor sie Hallo sagen konnte.

Marcy erzählte es ihm.

»Was?«, fuhr er sie an. »Was machst du da?«

Marcy berichtete von ihrem Ausflug ins Mulcahy's, wo sie Jax und Shannon

gesehen hatte, und von dem belauschten Telefongespräch und ihren Schlussfolgerungen.

»Moment mal«, unterbrach er sie. »Du sagst, du glaubst, es gibt einen Plan, das Baby der O'Connors zu entführen?«

»Du hältst mich für verrückt«, sagte Marcy. Natürlich musste er sie für verrückt halten? Was sonst?

Seine Antwort überraschte sie. »Ich denke, du solltest die Gardai anrufen.«

»Was?«

»Ruf die Polizei an, Marcy«, übersetzte er. »Sofort.«

»Ich kann nicht.«

»Wieso nicht?«

»Die werden mich für verrückt halten«, sagte sie.

»Das tun sie sowieso schon«, erinnerte er sie.

Sie lächelte.

»Hör zu, Marcy. Die ganze Sache wächst dir total über den Kopf. Du hast getan, was du konntest. Jetzt lass die Polizei sich darum kümmern.«

»Ich hab Angst, dass Devon in die Sache verwickelt sein könnte. Ich will nicht, dass sie Ärger bekommt.«

»Wenn dein Verdacht zutrifft, ist es dafür zu spät.«

»Aber was ist, wenn ich mich irre?«

»Was ist, wenn du recht hast?«, fragte er zurück. »Was, wenn du recht hast und dem O'Connor-Baby stößt etwas zu, das du hättest verhindern können? Das würdest du dir nie verzeihen.«

»Ich weiß«, sagte Marcy. »Ich weiß nur nicht, ob ich es kann.«

Von Ferne hörte sie Sirenengeheul, das langsam näher kam.

»Ruf die Gardai an«, drängte Liam sie.

Marcy beobachtete, wie ein Streifenwagen vor der Auffahrt der O'Connors hielt. Die neugierige Nachbarin aus dem Haus gegenüber redete mit einem der Gardai, während ein zweiter Polizist entschlossen den Pfad zum Haus der O'Connors hinauf auf sie zukam.

»Ruf die Polizei«, sagte Liam noch einmal.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Marcy.

KAPITEL VIERUNDZWANZIG

»Also, Mrs. Taggart«, sagte Christopher Murphy, lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf, »ich glaube wirklich, wir müssen aufhören, uns so oft zu sehen.«

Marcy belohnte den bemühten Versuch des Polizisten um ein wenig Leichtigkeit mit einem Lächeln. Sie wusste, dass er sie wahrscheinlich am liebsten bis zu ihrem Rückflug in eine Arrestzelle gesperrt oder sie besser noch persönlich zum Flughafen gebracht und auf ihrem Sitz in dem Air-Canada-Flieger nach Toronto festgeschnallt hätte. Trotz seiner zur Schau getragenen Ruhe erkannte sie die mühsam unterdrückte Wut in seinen Augen, die sagten, dass er kurz davor war, über seinen Schreibtisch zu springen und seine Finger um ihren Hals zu legen. Den gleichen Ausdruck hatte sie in den Monaten, bevor er sie endgültig verlassen hatte, häufig in Peters Augen gesehen.

»Es tut mir wirklich leid, dass ich Ihnen so viel Ärger bereitet habe«, erklärte Marcy ihm.

Murphy wartete, als hätte er schon das Aber gehört, das unweigerlich folgen musste.

»Aber ich habe nichts Verkehrtes getan«, tat Marcy ihm den Gefallen.

»Richtig gemacht haben Sie aber auch nicht viel«, lautete Murphys prompte Antwort.

»Das stimmt«, musste Marcy zugeben. »Aber soweit ich weiß, habe ich gegen kein Gesetz verstößen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Ich denke, für Erregung öffentlichen Ärgernisses würde es reichen.«

»Erregung öffentlichen Ärgernisses? Das ist lächerlich.«

»Das ist Ihr dritter Besuch auf dieser Wache in drei Tagen«, sagte er. »Ganz zu schweigen von der Eskapade gestern Abend.«

»Die Eskapade?« Hatte Kieran, das Schwein, etwa Anzeige erstattet?

»Soweit ich weiß, haben Sie ein gemütliches Stündchen mit einem meiner Jungs auf dem Vordersitz seines Streifenwagens verbracht«, sagte Murphy und wies mit dem Kopf auf eine aufgeschlagene Aktenmappe auf dem Schreibtisch.

Marcy ließ die Schultern sacken. »Davon wissen Sie«, seufzte sie, keine Frage, sondern eher eine Feststellung.

»Marcy Taggart, kanadische Staatsbürgerin, wurde gegen 22 Uhr zu Fuß in den Cork Hills angetroffen«, zitierte er aus dem Gedächtnis. »Ein wenig unsicher auf den Beinen und nach Alkohol riechend, wahrscheinlich angetrunken ...«

»Ich war nicht betrunken.«

»Nicht? Was denn?«

»Ich brauchte bloß ein bisschen frische Luft.«

»Um zehn Uhr abends? Im strömenden Regen? Meilenweit von Ihrem Hotel

entfernt?« Murphy nickte und schüttelte dann den Kopf, als würde er mit sich selbst debattieren, wie er am besten weiter mit ihr verfahren sollte. »Und haben Sie das auch heute Morgen getan? Ein bisschen frische Luft geschnappt?« Ein weiteres Kopfschütteln, als Marcy nicht antwortete. »Mrs. Leary hat gesagt, es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass sie Sie beim Haus der O'Connors hat rumschnüffeln sehen.«

»Ich habe nicht rumgeschnüffelt«, erwiderte Marcy spitz und bereute es sofort. Christopher Murphy war nicht ihr Feind. Wozu brachte sie ihn gegen sich auf?

»Wenn irgendjemand rumschnüffelt, dann diese verdammte Mrs. Leary.«

»Sie hat gesehen, wie Sie durchs Fenster gespäht haben, ums Haus geschlichen sind und in die Garage geguckt haben«, ratterte Murphy mit sorgfältiger Betonung herunter.

»Ich wollte bloß nachsehen, ob die O'Connors noch da sind.«

Murphy nickte. »Dass niemand auf Ihr Klopfen und Klingeln reagiert hat, war nicht Hinweis genug?«

»Ich habe den Beamten schon gesagt ...«

»Sie haben versucht, sie zu warnen«, stellte der Polizist fest, als sein Kollege Sweeny hereinkam und ihm etwas ins Ohr flüsterte, wobei seine Wampe die Uniform seines Vorgesetzten streifte. Murphy nickte mehrmals, und Sweeny verließ mit einem wissenden Lächeln für Colleen Doyle das Zimmer. Die Polizistin stand in der Ecke des Zimmers, die schlanken Knöchel übereinandergeschlagen, mit einer Schulter an die schmutzig weiße Wand gelehnt und so still, dass Marcy ihre Anwesenheit völlig vergessen hatte.

»Ja, das ist richtig«, sagte Marcy.

»Vor einer Verschwörung, ihr Baby zu entführen.«

»Wieder richtig«, sagte Marcy und versuchte die Skepsis in der Stimme des Polizisten zu ignorieren.

»Und Sie glauben das, weil ...?«

»Das habe ich doch schon erklärt.«

»Dann erklären Sie es noch einmal.«

Seufzend fügte sich Marcy in die Prozedur. Da Widerspruch ohnehin zwecklos war, konnte sie ebenso gut kooperieren. Sie würde nicht hier rauskommen, bevor sie jedes Detail ihrer Geschichte noch einmal durchgegangen waren. Und danach vermutlich ein weiteres Mal.

»Ich habe ein Telefonat belauscht«, sagte sie, verschränkte die Arme vor der Brust und sah zu Boden.

»Warten Sie«, bellte Murphy, sodass sie zu ihm aufblicken musste. »Wo war das?«

»Vor dem Mulcahy's.« Marcy starrte auf ihre kurzzeitig tätowierte Hand. Der Stempel vom Abend zuvor war trotz all ihrer Bemühungen, ihn abzuschrubben, bisher kaum verblasst.

»Und was um Himmels willen hat Sie geritten, in einen Laden wie das Mulcahy's

zu gehen?«

»Ich habe meine Tochter gesucht ...«

»Sie meinen Audrey?«

»Devon«, verbesserte Marcy ihn.

»Ja, richtig. Sie nennt sich zurzeit bloß Audrey. Wer hat Ihnen vom Mulcahy's erzählt?«

»Ich habe ein Zimmermädchen im Hotel nach Lokalen gefragt, die bei jungen Leuten beliebt sind ...«

»Und sie hat das Mulcahy's erwähnt?«

»Ja.«

»Also sind Sie dorthin gegangen?«

»Ja.«

»Allein?«

»Ja.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»Ich weiß nicht genau. Gegen sieben, glaube ich.«

»Das Mulcahy's ist ein Nachtclub. Es macht erst um zehn auf.«

»Das habe ich auch festgestellt.«

»Und da haben Sie beschlossen, einen langen Spaziergang zu machen.«

»Nein. Erst bin ich in einen Pub gegangen.«

»In welchen?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Sie können sich nicht erinnern?«

»Es war am North Channel. Eine Band hat irische Musik gespielt. Ich weiß nicht, wie das Lokal hieß. Warum auch? Welchen Unterschied macht das? Es war einfach ein Pub in der Gegend.«

»Was haben Sie gegessen?«

»Das verstehe ich nicht. Warum fragen Sie mich das?« Sie sah hilfesuchend Colleen Doyle an, deren Blick jedoch leer bis abweisend blieb.

»Ich versuche lediglich, mir ein Bild der Situation zu machen, Mrs. Taggart. Sie können sich doch bestimmt noch erinnern, was Sie gestern Abend gegessen haben.«

»Ein Sandwich mit Schinken und Käse«, erinnerte Marcy sich an die Mahlzeit, die sie nie zu sich genommen hatte.

»Und wie war es?«

»Lecker.«

»Das freut mich.«

»Haben Sie dazu ein Bier getrunken?«

»Nur eins.«

»Sind Sie sicher?«

»Ziemlich.«

Murphy streckte die Arme über den Kopf, beugte sich dann vor, legte die Ellbogen auf den Schreibtisch und stützte sein Kinn auf den Rücken seiner Hände. »Okay, was würden Sie sagen, wie lange Sie in dem Pub waren? Eine Stunde? Vielleicht zwei? Ich versuche nur, den zeitlichen Ablauf zu rekonstruieren«, erklärte er, bevor Marcy protestieren konnte.

Sie räusperte sich. War dieser Idiot Kieran tatsächlich so dreist gewesen, sie bei der Polizei anzuzeigen? Versuchte Murphy sie mit einer Reihe scheinbar unschuldiger Fragen in die Falle zu locken? »Ich glaube, so lange war ich nicht da«, sagte sie. »Ich hab mein Sandwich gegessen, mein Bier getrunken und bin dann gegangen.« »Wohin?«

»Nirgendwohin. Ich bin einfach herumgelaufen.«

»Im Regen?«

»Hier regnet es die meiste Zeit«, erklärte sie ihm.

»Das ist leider richtig«, sagte Murphy lachend.

Marcy lehnte sich zurück und versuchte, entspannt zu wirken und die Lippen zu lösen, damit ihr Lächeln nicht allzu gezwungen wirkte. Sie schlug die Beine übereinander und strich sich das Haar hinters Ohr.

»Was ist das an Ihrem Ärmel?«, fragte Murphy sofort.

»Was?« Marcy ließ den Arm rasch sinken und warf einen flüchtigen Blick auf das getrocknete Blut auf ihrem Pullover.

»Sieht aus wie Blut.«

»Blut?« Marcy tat, als würde sie genauer hinsehen. »Nein. Natürlich nicht. Das ist bloß Ketchup.«

»Ach, Ketchup. Dann ist ja gut. Sie sind also ein paar Stunden durch den Regen gelaufen, bis Officer Reagan Sie angehalten hat?«, setzte er die Befragung fort.

»Ja.«

»Und Sie haben eine Weile in seinem Wagen mit ihm geplaudert, bis er einen Funkruf wegen eines Einbruchs erhielt ...«

»Ja.«

»Und anstatt ins Hotel zurückzugehen, wie Sie es ihm meines Wissens versprochen hatten, sind Sie schnurstracks zurück zum Mulcahy's marschiert.«

»Ja«, sagte Marcy schuldbewusst. Galt es in Irland als Verbrechen, ein Versprechen zu brechen.

»Und im Mulcahy's haben Sie zufällig den Burschen gesehen, der Sie vor ein paar Tagen mit seinem Fahrrad angefahren hat.«

»Ja.«

»Zusammen mit Shannon, dem Mädchen, mit dem Sie unlängst in Grogan's House eine Auseinandersetzung hatten.«

»Sie verdrehen die Ereignisse ...«

»Und dann haben Sie mitbekommen, wie die beiden eine Entführung geplant haben ...«

»Nein«, unterbrach Marcy ihn, wohl wissend, dass die Frage keineswegs ein Flüchtigkeitsfehler seinerseits war. »Ich habe ein Telefonat von Jax belauscht.« »Als Sie ihm nach draußen gefolgt sind«, stellte Murphy fest.

»Ja.«

»Und er hat von der Entführung des O'Connor-Babys gesprochen?«

»Nicht direkt.«

»Was genau hat er denn gesagt?«

»Er hat gesagt, alles würde nach Plan laufen«, berichtete Marcy. »Er hat einen Witz über eine ›Operation Babycakes‹ gemacht.«

»Operation Babycakes?«, wiederholte der Polizist ungläubig.

»Es klingt lächerlich, ich weiß.«

»Und Sie haben natürlich angenommen, dass er von dem Baby der O'Connors gesprochen hat.«

Marcy beschloss, seinen Sarkasmus zu überhören. »Nicht sofort, nein. Ich hatte zunächst keine Ahnung, wovon die Rede war.«

»Und wann sind Sie darauf gekommen?«

Marcy zögerte. Das war der Moment, den sie befürchtet hatte, der Moment, in dem sie vom Ärgernis zur Bekloppten wurde. »Später.«

»Später? Was ist ... später ... passiert?«

»Ich hatte einen Traum«, gab sie widerstrebend zu und konnte sich den amüsierten Gesichtsausdruck der beiden Gardai schon vorstellen.

»Diese Erleuchtung ist Ihnen also in einem Traum gekommen, ja?«, fragte Christopher Murphy, während Colleen Doyle sich von der Wand abstieß und ihr breiter werdendes Grinsen hinter den Fingern ihrer linken Hand zu verbergen suchte.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Entschuldigen Sie, so hatte ich Sie verstanden.«

»Der Traum hat mir nur geholfen, die Einzeleile zusammenzufügen.«

»Vielleicht wären Sie so gütig, mir zu erklären, wie.«

»Jax hat gesagt, dass alles nach Plan laufen würde«, wiederholte Marcy mit lauter werdender Stimme. »Er hat gesagt, er käme sich langsam vor wie James Bond, und vielleicht sollte man den ganzen Plan ...«

»Operation Babycakes nennen«, sagten die beiden Gardai im Chor.

»Ja. Genau. Aber nun müsse das Ganze verschoben werden, weil die O'Connors ein paar Tage wegfahren, und er war ganz aufgeregt, weil er das Geld schon riechen konnte.«

»Das Lösegeld, das er kassieren würde?«

»Ja.«

»Hat er explizit von einem ›Lösegeld‹ gesprochen?«

Marcy schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Sie haben bloß angenommen, dass er das gemeint hat.«

»Bisschen weit hergeholt, finden Sie nicht?«, meldete sich Colleen Donnelly zu Wort.

Marcy starre wütend in ihre Richtung. »Was soll es denn sonst bedeuten?«

»Wenn Sie gedacht haben, dass irgendjemand plante, das Baby der O'Connors zu entführen, warum haben Sie uns dann nicht alarmiert?«, fragte Murphy folgerichtig.

Marcy atmete tief ein und ließ sich mit ihrer Antwort Zeit. »Weil ich Angst hatte, dass Devon in die Sache verwickelt sein könnte. Ich wollte nicht, dass sie Ärger bekommt, und ich dachte, wenn ich einfach mit den O'Connors rede ...«

»Sie sind also schnurstracks zu ihrem Haus gerannt, um sie zu warnen?«, fragte Murphy bohrend, obwohl sein Ton verriet, dass er die Antwort auf seine Frage schon kannte.

Scheiße, dachte Marcy. Scheiße, Scheiße, Scheiße. »Nein.«

»Sie haben nicht versucht, sie zu warnen?«

»Nicht sofort, nein.«

»Sie haben bis heute Morgen gewartet?«

Marcy nickte.

»Und warum, Mrs. Taggart?«

»Das habe ich Ihnen doch schon erklärt. Ich brauchte Zeit, um mir alles zusammenzureimen.«

»Weil Sie sich nicht sicher waren.«

»Ich war müde ...«

»Und verwirrt«, fügte Murphy hinzu.

»Ich brauchte einfach ein bisschen Zeit ...«

»Um das Ganze zu überschlafen.«

»Ja.«

»Sie sind also schlafen gegangen und hatten einen Traum ...«

»Es ist nicht so simpel, wie Sie es darstellen«, beharrte Marcy. »Offensichtlich hat mein Unterbewusstsein versucht, die Details zusammenzusetzen.«

»Ihr Unterbewusstsein hat Ihnen also gesagt, dass dieser Jax möglicherweise zusammen mit Ihrer Tochter Devon oder Audrey oder, wie immer sie sich dieser Tage nennt, derselben Tochter, die alle anderen einschließlich Ihres Exmannes für tot halten, dass diese beiden geplant haben, das Kindermädchen der O'Connors zu verführen, um das Baby zu entführen ...«

»Glauben Sie mir, ich weiß, wie verrückt sich das anhören muss«, sagte Marcy.

»Es klingt wirklich ein bisschen weit hergeholt«, meinte Colleen Doyle.

»Ich bin nicht verrückt«, erklärte Marcy den Polizisten.

Verrückte Hexe, hörte sie Kieran rufen.

Das ist verrückt, hörte sie Judith murmeln.

»Ich bin nicht verrückt«, wiederholte Marcy, und Tränen kullerten über ihre Wangen.

Christopher Murphy kam um den Schreibtisch, hockte sich auf die Kante und beugte sich vor. »Mrs. Taggart, ich bezweifle keine Sekunde lang, dass Sie all das glauben, was Sie uns erzählt haben. Außerdem glaube ich, dass Ihre Absichten ehrenwert und rein sind«, sagte er.

»Sie glauben bloß, dass das, was ich sage, jeder sachlichen Grundlage entbehrt«, sagte Marcy.

»Können Sie versuchen, das Ganze aus unserer Perspektive zu betrachten?« Er atmete tief ein. »Sie haben binnen zwei Jahren zwei schreckliche Verluste erlitten: Ihre Tochter ist vermutlich bei einem tragischen Unfall ertrunken, und Ihr Mann hat Sie verlassen. Sie sind allein in einem fremden Land, Ihre Fantasie arbeitet auf Hochtouren; Sie müssen selbst zugeben, dass Ihr Verhalten nicht rational ist. Sie sind bereits zweimal wegen Ruhestörung hierhergebracht worden; Sie sind aus Ihrem Hotel geworfen und allein durch die Straßen irrend aufgegriffen worden; Sie haben mit fremden Männern geschlafen ...«

»Verzeihung?«

»Es tut mir leid. Ich möchte nicht voreingenommen sein. Es steht Ihnen natürlich frei zu schlafen, mit wem immer Sie wollen.«

»Ich habe im letzten Vierteljahrhundert mit genau zwei Männern geschlafen«, sagte Marcy. »Mit meinem Mann und ...«

»... einem Mann, den Sie im Bus kennengelernt haben«, beendete Murphy den Satz für sie. »Wir haben mit Vic Sorvino gesprochen«, fügte er hinzu, ehe Marcy weitere empörte Proteste vorbringen konnte.

»Wirklich? Wann?«

»Wir haben ihn gestern auf dem Flughafen abgefangen, als er gerade in ein Flugzeug nach Rom steigen wollte. Er hat bestritten, etwas mit der Verwüstung Ihres Hotelzimmers zu tun zu haben, und behauptet, alles sei noch intakt gewesen, als er es verlassen habe. Er hatte keine Einwände, dass wir sein Gepäck nach Ihren Ohrringen durchsucht haben. Ergebnislos.«

»O Gott. Der arme Vic.« Natürlich hatte er nichts mit der Verwüstung Ihres Hotelzimmers zu tun. Es war Jax gewesen. Er hatte ihre Ohrringe gestohlen und Shannon geschenkt.

»Und Liam Flaherty?«, fragte Colleen Doyle.

»Liam?« Die unvermittelte Erwähnung seines Namens – mit Nachnamen hieß er Flaherty? – überraschte Marcy. »Ich habe nicht mit Liam geschlafen.«

»Wie genau würden Sie dann Ihre Beziehung zu Mr. Flaherty beschreiben?«, fragte Murphy.

Dass die Polizisten ihn Mr. Flaherty nannten, kam ihr seltsam vor. Es verlieh ihm ein Gewicht, das sie bis jetzt geleugnet hatte. »Er ist ein Freund. Ich habe Ihnen doch schon erklärt, dass er mir bei meiner Suche nach Devon hilft. Sie können ihn ja fragen, wenn Sie wollen.«

»Ich denke, das werde ich tun. Er wartet im Nebenzimmer.«

»Was?«

»Sweeny hat gesagt, er wäre vor etwa einer halben Stunde aufgetaucht und hätte sehr besorgt um Sie gewirkt.«

»Er hat mich beschworen, Sie anzurufen«, erklärte Marcy.

»Sie hätten auf ihn hören sollen.«

Und nicht nur in diesem Punkt, dachte sie.

»Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen«, sagte Murphy und verließ das Zimmer, bevor Marcy ein Einwand einfiel.

»Er ist ein sehr attraktiver Mann«, bemerkte Colleen Doyle, als Christopher Murphy die Tür hinter sich schloss.

»Officer Murphy?«

Colleen lachte. »Liam Flaherty.«

»Oh. Ja, das ist er wohl.«

»Dieser Sorvino war auch nicht übel. Und vom Alter her viel passender, wenn Sie mich fragen.«

Marcy zuckte die Achseln, blendete Colleen Doyles Stimme aus und dachte, wie gedemütigt Vic sich gefühlt haben musste, als er am Flughafen von der Polizei »abgefangen« worden war, um vernommen und durchsucht zu werden.

»... kann mir nicht vorstellen, wie es ist, fünfundzwanzig Jahre mit demselben Mann verheiratet zu sein«, sagte Colleen gerade, als Marcy sich wieder einklinkte.

»Es ist eine lange Zeit«, pflichtete sie ihr bei.

»Meine Eltern haben sich getrennt, als ich zwei war. Meinen Dad hab ich eigentlich nie richtig kennengelernt. Meine Mutter hat all seine Fotos verbrannt, sodass ich nicht mal wusste, wie er aussah. Ich hab mir vorgestellt, er wäre ein großer attraktiver Mann mit rotem Haar und Vollbart. Manchmal hab ich irgendeinen Fremden auf der Straße gesehen und mir vorgestellt, er wäre es. Ich habe ihn stundenlang verfolgt. Einmal war ich absolut überzeugt ...«

Marcy seufzte, als sie merkte, dass Colleen versuchte, mit einer vermutlich ausgedachten Geschichte ihr Vertrauen zu gewinnen. »Glauben Sie, dass ich das auch mache?«

»Manchmal wünschen wir uns etwas so dringend ...«

»Sie glauben, ich wünsche mir, dass meine Tochter in eine Entführung verwickelt ist?«

»Ich glaube, Sie wünschen sich Ihre Tochter zurück«, antwortete Colleen schlicht.

»Ich glaube, unser Gespräch ist beendet«, erklärte Marcy ihr scharf. Dann lehnte sie sich zurück, schloss die Augen und machte sie erst wieder auf, als die Tür geöffnet wurde und Christopher Murphy ihr erklärte, dass sie gehen könne.

KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG

»Wie spät ist es?«, fragte Marcy Liam und schirmte ihre Augen gegen das unerwartet helle Sonnenlicht ab, das sie beim Verlassen der Polizeiwache blendete.

»Kurz vor Mittag.«

»Was?« Sie vergewisserte sich mit einem Blick auf ihre eigene Uhr. »Wie ist das möglich?«

»Du warst den ganzen Vormittag auf der Wache.«

Marcy schüttelte den Kopf. Schon ein halber Tag war vergangen. Stunden ihres Lebens, die ohne jede Vorwarnung verschwunden waren. Und bei der Suche nach ihrer Tochter war sie keinen Schritt weiter. »Die halten mich für verrückt«, sagte sie verdrossen.

»Ja«, erwiderte Liam lächelnd. »Das könnte sein.« Er winkte ein vorbeifahrendes Taxi heran. »Hayfield Manor«, erklärte er dem Fahrer, als sie hinten einstiegen.

»Danke, dass du gekommen bist.«

»Nichts zu danken.«

»Haben sie dir sehr zugesetzt?«

»Nein, ich bin hart im Nehmen.« Marcy lehnte sich in den schwarzen Ledersitz des Taxis zurück und versuchte das nagende Gefühl in ihrem Magen zu ignorieren, dass sie daran erinnerte, dass sie seit fast vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen hatte. »Was haben sie dich gefragt?«

»Das Gleiche wie beim letzten Mal. Woher ich dich kenne, warum ich dir helfe, ob ich dir glaube, was ich über gestern Abend weiß ...?«

»Was hast du ihnen erzählt?«

»Die Wahrheit.«

»Und die wäre?«

»Dass ich rein gar nichts über gestern Abend weiß, dich in dem Pub kennengelernt habe, in dem ich arbeite, dass du überzeugt bist, deine Tochter gesehen zu haben, und dass ich versuche, dir zu helfen, weil ich dich erstens mag und dir zweitens tatsächlich glaube.«

Marcy lächelte. »Vielen Dank.«

»Nichts zu danken«, sagte er noch einmal. »Warum hast du mir nicht erzählt, was du gestern Abend vorhattest?«

»Weil du mir schon gesagt hastest, dass ich es nicht tun soll.«

»Das hat ja viel genützt.«

»Ich war dumm«, gab Marcy zu. »Soweit es die Polizei betrifft, habe ich jede Glaubwürdigkeit verloren.«

Liam nickte. »Ich denke, diese letzte Geschichte über den Plan, das O'Connor-Baby zu entführen, könnte den Ausschlag gegeben haben.«

»Es hat sich wahrscheinlich auch ziemlich wirr angehört.«

»Musstest du ihnen erzählen, dass dir die Idee im Traum gekommen ist?«

Marcy öffnete die Lippen kaum, als sie tief ausatmete. Sie war ein Idiot. »Und was machen wir jetzt?«

»*Du?*«, fragte Liam laut genug, um die Aufmerksamkeit des Taxifahrers zur erregen, der im Rückspiegel die Brauen hochzog. »*Du* machst gar nichts. Hast du gehört? Absolut nichts. Es sei denn, du willst, dass man dich einsperrt und den Schlüssel wegwirft.«

»Aber was ist, wenn ich recht habe? Wenn etwas geschieht ...?«

»Dann geschieht es eben. Niemand kann behaupten, er wäre nicht gewarnt worden.«

»Glaubst du, dass sie wenigstens mit den O'Connors reden?«, fragte Marcy hoffnungsvoll.

Liam zuckte die Achseln. »Ich glaube, es steht bestimmt nicht ganz oben auf ihrer Prioritätenliste.«

»Würdest du mit ihnen sprechen?«, fragte Marcy nach einer kurzen Pause.

»Ich?«

»*Irgendjemand* muss sie warnen.« Marcy sah den flüchtigen resignierten Blick in seinen wunderbar grünen Augen, der ihr sagte, dass sie vielleicht auch bei ihm ihre Glaubwürdigkeit verspielt hatte. »Es sei denn, du glaubst mir nicht ...«

»Es geht nicht darum, ob ich dir glaube oder nicht.«

»Worum geht es denn?«

»Ich glaube, dass du deine Tochter gesehen hast ...«

»Aber?«

»Aber von dort zu der Vorstellung zu kommen, dass sie in irgendeine kriminelle Verschwörung verwickelt sein könnte ...«

»Hat für dich auch den Ausschlag gegeben, ja?«, warf Marcy ihm seine eigenen Worte an den Kopf.

Liam seufzte. »Fakt ist: Du hast an einem regnerischen Abend vor einem lauten Nachtclub eine Seite eines Gespräches belauscht, und dann hattest du einen verrückten Traum ...«

»Der alles erklärt hat«, sagte sie vehement und hielt inne. Sie war zu müde, diese Unterhaltung noch einmal zu führen. Außerdem hatte er recht. Genau wie Christopher Murphy. Und Colleen Doyle. Und John Sweeny. Und Judith. Und Peter. Verdammt, alle hatten recht. Sie war verrückt.

»Okay, hör zu«, sagte Liam. »Was soll's? Mitgefangen, mitgehängt, wie man so sagt. Dir zuliebe rede ich mit den O'Connors.«

»Wirklich?«

»Sobald sie zurück sind. Bis dahin wird schon nichts passieren, oder?«

»Die Verbrecher mussten ihren Plan ändern«, bestätigte Marcy. »Was wirst du ihnen sagen?«

»Ich weiß nicht. Irgendwas fällt mir schon ein.«

»Ich komme mit«, sagte Marcy eifrig.

»Nein, du bleibst im Hotel. Hast du verstanden? Du hast schon genug Unheil angerichtet. Du rührst dich nicht von der Stelle. Sind wir uns da einig?«

»Ja«, sagte Marcy widerwillig.

»Ist das Blut?«, fragte er, als sein Blick auf ihren Ärmel fiel.

»Was? Nein.« Marcy tat so, als würde sie den Flecken jetzt erst bemerken. »Ich weiß nicht, was das ist.«

»Für mich sieht es aus wie Blut.«

»Ist es aber nicht. Ich muss irgendwas gestreift haben.« Marcy hasste es, ihren einzigen echten Freund zu belügen. Aber wenn sie zugab, dass es Blut war, musste sie erklären, was mit Kieran passiert war, und sie vermutete, dass so viel Dummheit vielleicht doch mehr war, als er ertragen konnte. »Ich habe diese Sachen jetzt schon seit zwei Tagen an. Ich sollte mir wirklich ein paar neue Klamotten kaufen«, sagte sie, als sie sah, dass sie gerade am Merchant's Quay Shopping Centre vorbeifuhrten.

»Können Sie hier anhalten?«, fragte sie und tippte dem Fahrer auf die Schultern.

»Marcy, was um Himmels willen machst du?«, fragte Liam, als sie die Tür öffnete und aus dem Taxi sprang. »Marcy, warte!«

»Mir geht es gut, Liam. Wirklich«, rief sie ihm zu, wohl wissend, wie verrückt ihr Verhalten erscheinen musste. »Ich muss nur ein paar neue Kleider kaufen«, fügte sie hinzu, während er den Fahrer eilig bezahlte.

»Du musst nicht auf mich aufpassen«, erklärte sie ihm, als er sie kurz darauf am Eingang von Marks & Spencer einholte.

»Offen gestanden schon.«

»Was soll das heißen?«

»Ich habe den Gardai versprochen, auf dich aufzupassen«, gab Liam verlegen zu.

»Sonst hätten sie deiner Freilassung nicht zugestimmt.«

»Oh.«

»Ist meine Gesellschaft so furchtbar?«, fragte er.

Marcy betrachtete sein fein geschnittenes Gesicht und verlor sich für einen Moment in seinem unverfroren eindringlichen Blick. »Warum bist du so nett zu mir?«

»Ich glaube, die Antwort darauf kennst du schon«, sagte er, legte den Kopf zur Seite und beugte sich vor.

Marcy begriff, dass er sie wieder küssen würde. Am helllichten Tag mitten in einem belebten Einkaufszentrum. In dem ganzen dummen, schrecklichen Durcheinander würde ein gut fünfzehn Jahre jüngerer, schöner Mann sie küssen. Und diesmal würde sie seinen Kuss erwidern.

Vielleicht war sie doch nicht so verrückt, wie alle dachten.

»Warte«, sagte Liam, und sein sanfter Atem kitzelte ihre geschlossenen Augenlider.

Sie spürte, wie er sich von ihr löste, öffnete die Augen und sah, wie er zu der großen gläsernen Eingangstür ging. Was machte er? Wohin wollte er? »Was ist?«

»Ich dachte, ich hätte ...«

»Audrey gesehen?« Marcy spürte, wie alle Farbe aus ihrem Gesicht wichen, während sie zu schwanken begann, bereit auf sein Kopfnicken hin in jede mögliche Richtung loszurennen.

»Nein«, sagte Liam rasch und legte seine Hand auf ihren Arm, als wollte er sie stützen. »Tut mir leid. Ich hab nicht Audrey gemeint.«

»Wen hast du denn gesehen?«

»Ich dachte, es wäre der Mann gewesen, mit dem du zusammen warst, den aus deinem Hotel ...«

»Vic Sorvino?« Marcy stieß die Glastür auf und ließ ihren Blick über die Mengen der Samstagnachmittagsshopper schweifen. »Du hast Vic gesehen?«

»Ich bin mir nicht sicher, dass er es war«, ruderte Liam zurück. »Scheiße. Jetzt fange ich auch schon an, Geister zu sehen.«

War es möglich, dass Vic noch in Irland war? Hatte er nach dem Gespräch mit der Polizei doch nicht den nächsten Flug nach Rom genommen? Und wenn er noch in Irland und hier in Cork *war*, wenn er sich tatsächlich in diesem Moment im Merchant's Quay Shopping Centre aufhielt, lautete die nächste logische Frage: Wieso? Was machte er hier? Verfolgte er sie?

Warum?

»Ich kann ihn nirgends sehen«, sagte Liam, während Marcy weiter das Einkaufszentrum absuchte.

»Nein«, stimmte Marcy ihm zu. Sie atmete ein paarmal tief durch, um ihr wild pochendes Herz zu beruhigen, doch davon wurde ihr schwindelig.

»Alles in Ordnung?«, fragte Liam. »Du siehst ein bisschen blass aus.«

»Entschuldigung«, sagte eine Frau, die an ihnen vorbei in das Kaufhaus drängte.

»Ich brauche wirklich ein paar neue Sachen«, hörte Marcy ihre Stimme wie außerhalb ihres Körpers sagen, als wäre sie die Puppe eines Bauchredners oder eine Marionette, die nur funktionierte, wenn ein anderer die Fäden zog.

»Was brauchst du?«, fragte Liam und sah sich ein letztes Mal um, bevor er sie durch die Süßwarenabteilung zur Damenoberbekleidung auf der anderen Seite des großen Warenhauses führte.

Ich muss meinen Kopf untersuchen lassen, dachte Marcy. »Alles«, sagte sie.

Zwanzig Minuten später sah sie sich erneut nervös nach Vic Sorvino um, als sie mit zwei Hosen, einer schwarzen und einer khakifarbenen, zwei T-Shirts, weiß und beige, einer blau-weiß gestreiften Baumwollbluse, einer dunkelblauen Jacke, Socken, einem neuen BH und einem halben Dutzend Calvin-Klein-Slips an die Kasse trat. »Das sollte fürs Erste reichen«, sagte sie und gab die Sachen einer Kaugummi kauenden Verkäuferin mit flammend roten Haaren.

»Wollen Sie nichts anprobieren?«, fragte das Mädchen, dessen Namensschild sie als Sissy auswies.

»Nein. Ich bin sicher, sie werden passen.«

Sissy ließ ihr Kaugummi knallen, als wollte sie sagen, »wie Sie wollen«, und

begann die Waren zu scannen. »An dem hier ist kein Etikett«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Oh, tut mir leid«, entschuldigte Marcy sich, als ob das in irgendeiner Weise ihre Schuld war.

»Hey, Adeline«, rief Sissy einer jungen Frau zu, die vorbeiging. »Kannst du einen Preis für mich checken? Die Dame hat das Etikett verloren.«

»Ich glaube, es hatte kein Etikett«, protestierte Marcy.

»Es gibt immer ein Etikett«, belehrte Sissy sie und verdrehte gelangweilt ihre braunen Augen.

»Achtundachtzig Euro«, rief Adeline Minuten später zurück.

Sissy gab den korrekten Preis in den Computer ein. »Das macht zusammen sechshundertvierundvierzig Euro«, verkündete Sissy Kaugummi kauend. Marcy gab ihr ihre Kreditkarte. »Offenbar ein Problem mit Ihrer Karte«, erklärte Sissy ihr Sekunden später.

»Was?«

»Sie wird nicht angenommen.«

»Das ist unmöglich. Versuchen Sie es noch mal.«

Sissy zog die Karte gehorsam noch einmal durch das Lesegerät. »Nein. Wieder nichts. Tut mir leid.«

»Das verstehe ich nicht«, murmelte Marcy, der wieder schwindelig wurde.

»Hast du vielleicht vergessen, deine letzte Abrechnung zu bezahlen?«, fragte Liam. »Nein. Darum kümmert sich Peter. Und er bezahlt immer pünktlich. An dem Punkt ist er regelrecht zwanghaft. Keinen Tag zu früh, keinen Tag zu spät. Er sagt, die Kreditkartenfirma kassiert Zinsen für jeden Tag, den man zu spät bezahlt, aber er will auch nicht, dass sie daran verdient. Also zahlt er immer pünktlich«, sagte sie und spürte, dass ihre Knie weich wurden. Sie begriff auch, dass sie wirr vor sich hin redete, konnte jedoch nicht aufhören, als würde sie allein der Klang ihrer Stimme auf den Beinen halten.

»Marcy«, fragte Liam, »alles in Ordnung?«

»Haben Sie noch eine andere Karte?«, fragte Sissy. »Ansonsten muss ich Sie bitten beiseitezutreten. Andere Kunden warten.«

»Hier«, sagte Liam und gab der Verkäuferin seine Karte. »Nehmen Sie die.«

»Nein«, protestierte Marcy und versuchte das plötzliche Klingeln in ihren Ohren zu übertönen. Die Glocken der St. Anne's Shandon Church, dachte sie und staunte über die Wucht des Klanges. »Darum kann ich dich nicht bitten.«

»Du zahlst es mir zurück, wenn du das geregelt hast.«

Was geregelt, fragte Marcy sich unter dem lauter werdenden Läuten in ihrem Kopf. Meine Kreditwürdigkeit? Die Suche nach meiner Tochter? Mein Leben?

»Wenn Sie bitte hier unterschreiben würden«, forderte Sissy Liam auf. Marcy bemerkte, wie die Frau seine Hand streifte, als sie den Beleg über den Tresen schob.

»Das versteh ich nicht«, murmelte Marcy, während er unterschrieb. Doch sie verstand es durchaus. Sie verstand es nur allzu gut. Alarmiert von ihren jüngsten Eskapaden hatte Peter ihre Kreditkarten sperren lassen. Das Läuten in ihren Ohren wurde lauter. »Kann nicht irgendjemand die verdamten Glocken abschalten«, rief sie, als das Dröhnen anschwoll und der Raum sich vor ihren Augen zu drehen begann. Im nächsten Moment gaben ihre Knie nach. Das Letzte, was sie sah, bevor sie in Ohnmacht fiel, waren Liams ausgestreckte Arme, der sie auffing, bevor sie auf dem Boden aufschlug.

Sie wachte auf, weil es klopfte.

»Wer ist da?« Marcy richtete sich im Bett auf und versuchte, sich zu orientieren. Die Bleiglasfenster und die zart apricotfarbenen Wände verrieten ihr, dass sie in ihrem Zimmer im Hayfield Manor Hotel war. Der Wecker auf dem Nachttisch verkündete, dass es kurz vor sechs war, obwohl sie sich nicht sicher war, ob morgens oder abends. Sie beugte sich vor und sah in der rechten unteren Ecke der Digitalanzeige die Buchstaben PM aufleuchten. Also früher Abend. Was auch den steifen, vage vertraut aussehenden Schlafanzug erklären könnte, den sie trug. Woher kam der? Und sechs Uhr abends schien ziemlich früh, um im Bett zu liegen. War sie krank? Was war mit dem Rest des Tages geschehen?

»Zimmerservice«, rief eine Stimme vor der Tür.

Marcy schlüpfte in den weißen Frotteebademantel, der am Fuß des Bettes bereitlag, und tapste zögerlich über den hellbraunen Teppich. Ihre Zehen klammerten sich an den dicken Flor, als würde sie einen steilen Hang hinaufklettern.

»Wo soll ich servieren?«, fragte ein Mann, als sie die Tür öffnete. Doch ehe sie antworten konnte, schob er auch schon einen Servierwagen in die Mitte des Raumes. Er war etwa dreißig mit rotbraunem Haar, einer langen dünnen Nase und auffallend vollen Lippen. Seine weiße Jacke war mindestens eine Nummer zu groß für ihn.

»Ich glaube, da muss ein Irrtum vorliegen«, sagte Marcy.

Der junge Mann beugte sich hastig über den Zettel mit der Bestellung. »Zimmer 211?«

»Ja, aber ...«

»Steak, medium, mit einer gebackenen Kartoffel, Sour Cream und Möhrenpüree«, sagte er und hob mit solch vollendetem Schwung die silberne Haube von den Tellern, dass Marcy unwillkürlich einen Schritt zurückwich. »Dazu als Vorspeise einen Cesar Salad und zum Dessert Karamellpudding. Und eine Flasche Mineralwasser.«

Marcy wollte einwenden, dass sie nichts von alldem bestellt hatte, doch der köstliche Duft und der bloße Gedanke an den Karamellpudding ließen sie zögern.

»Sie können es dorthin stellen«, sagte sie stattdessen und zeigte neben ihr Bett.

»Wenn Sie bitte den Beleg unterschreiben würden«, sagte er.

Wenn Sie bitte hier unterschreiben würden, hörte sie Sissy zu Liam sagen.

Wann war das gewesen? Wie lange war es her?

Marcy kritzelt ihren Namen auf die entsprechende Linie und fügte ein großzügiges Trinkgeld hinzu. Daran konnte Peter sie nicht hindern, dachte sie, als der junge Mann sich zur Tür bewegte. »Peter«, flüsterte sie, als eine vage Erinnerung quälend an ihrem Bewusstsein rieb wie eine Katze an einem nackten Bein.

»Verzeihung«, sagte der junge Mann und blieb stehen. »Haben Sie etwas gesagt?«

»Nein, mir ist bloß eingefallen ...« Peter hat ihre Kreditkarten gesperrt. Wann?

Warum? »Es ist nichts.«

»Soll ich jemanden hochschicken, um die Vorhänge zuzuziehen?«

»Nein, das wird nicht nötig sein.«

Er nickte. »Rollen Sie den Wagen einfach in den Flur, wenn Sie fertig sind.«

»Das mache ich.«

»Guten Appetit und einen schönen Abend.«

Marcy schloss die Tür hinter ihm, bevor sie sich aufs Bett fallen ließ und hungrig über das Steak hermachte. Wann hatte sie zuletzt etwas gegessen?

Wann hast du zum letzten Mal was gegessen, hörte sie Liam fragen, dessen Gesicht über ihr schwebte. Wann? Wo?

Marks & Spencer, fiel ihr wieder ein, und die verlorenen Stunden stürzten jäh auf sie ein: die morgendliche Taxifahrt in die Adelaide Road, das leere Haus der O'Connors, die neugierige Nachbarin, die Polizei, die Wache, Liam, das Einkaufszentrum, Vic Sorvino, der Einkauf, das Problem mit ihrer Kreditkarte, das schreckliche Dröhnen in ihrem Kopf, Bewusstlosigkeit und dann beim Aufwachen Liams Stimme. *Wann hast du zum letzten Mal was gegessen?*

Er hatte darauf bestanden, dass sie eine Suppe aß, bevor er sie ins Hotel begleitet und ins Bett gebracht hatte. »Hier«, hatte er gesagt und ihr eine kleine weiße Tablette gegeben.

»Ich kann nicht glauben, dass ich in Ohnmacht gefallen bin – schon wieder.«

»Leg das unter deine Zunge«, erklärte er ihr.

»Was ist das?«

»Etwas, damit du schlafen kannst.«

»Ich muss nicht schlafen«, widersprach sie matt und wenig überzeugend.

»Von wegen. Ich muss arbeiten und will mir deinetwegen nicht den ganzen Tag Sorgen machen. Ich bestelle dir beim Zimmerservice was zum Abendessen. Bis dahin ruhst du dich aus. Du möchtest deiner Tochter doch nicht halbtot gegenüberstehen, wenn wir sie finden, oder? Also tu dir und mir einen Gefallen und schluck die verdammte Tablette.«

»Ich hab die verdammte Tablette geschluckt«, erinnerte Marcy sich jetzt.

Dann schläng sie das Steak, die gebackene Kartoffel, das Möhrenpüree, ihren Salat und den Pudding herunter, trank die ganze Flasche Mineralwasser, schob den Wagen in den Flur, kroch zurück ins Bett und schlief fest bis zum nächsten Morgen.

KAPITEL SECHSUNDZWANZIG

Es regnete, als sie aufwachte.

Marcy spähte zwischen Lidern, die sich höchstens halb öffnen lassen wollten, auf die Uhr. »Das kann nicht sein«, murmelte sie und beugte sich vor, bis die Digitalanzeige direkt vor ihrer Nase aufleuchtete. War es wirklich schon kurz vor zehn?

Sie hob den Hörer des Telefons ab, drückte die Null für die Rezeption und wartete den fröhlichen Gruß der Dame am Empfang geduldig ab. »Guten Morgen, Mrs. Taggart. Was kann ich für Sie tun?«

»Sie können mir sagen, wie spät es ist«, sagte Marcy mit einer Stimme, die so heiser war, dass sie sie selbst kaum erkannte. Beinahe hätte sie sich umgedreht, um sich zu vergewissern, dass nicht noch jemand im Zimmer war.

»Selbstverständlich. Es wird in diesen Sekunden genau zehn Uhr.«

»Morgens?«

Es entstand eine kurze Pause. »Ist alles in Ordnung, Mrs. Taggart?«

»Mir geht es gut. Danke. Ich habe wohl verschlafen.«

»Dafür hätten Sie sich keinen besseren Tag aussuchen können«, informierte die Frau sie. »Draußen gießt es in Strömen. Da schickt man nicht mal den Hund vor die Tür.«

Marcy blickte zum Fenster. Die schweren lachsfarbenen Vorhänge waren immer noch offen und gaben den Blick auf einen Vormittag frei, der so trübe war, dass es genauso gut noch Nacht hätte sein können. Regentropfen prasselten an die Bleiglasfenster wie ein Sperrfeuer aus kleinen Steinen. »Mist«, sagte Marcy, weil sie vergessen hatte, dass sie noch immer den Hörer in der Hand hielt.

»Ja, das bringt es ziemlich gut auf den Punkt«, sagte die Frau an der Rezeption.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Mrs. Taggart?«

»Kaffee?«

»Ich lasse Ihnen vom Zimmerservice eine Kanne bringen. Irgendetwas dazu? Saft? Eier? Toast?«

»Saft. Und Eier. Und Toast. Orangensaft, Spiegelei, Roggentoast«, fügte sie noch hinzu und legte auf. Dann ließ sie sich zurück in die Kissen sinken, schloss die Augen und schließt wieder ein, bis der Zimmerservice eine halbe Stunde später ihr Frühstück brachte.

Um zwei Uhr nachmittags wurde sie von Liams Anruf wieder geweckt.

»Gott sei Dank«, sagte er, als sie beim dritten Klingeln abnahm. »Ich hab mir schon Sorgen gemacht.«

Marcy blickte zum Fenster. Es regnete nach wie vor wie aus Eimern, und der Himmel war noch dunkler als am Vormittag. Sie sah auf die Uhr. »Bitte sag mir, dass es nicht schon zwei Uhr ist.«

»Hab ich dich geweckt?«, fragte er ungläubig.

Marcy richtete sich auf. »Irgendwie fallen mir ständig die Augen zu. Was für eine Tablette hast du mir gestern eigentlich gegeben?«

»Bloß ein Valium. Davon solltest du nicht so benommen sein. Vielleicht hast du dir irgendwas eingefangen. Soll ich einen Arzt rufen?«

»Nein, mir geht's gut. Ich war wohl erschöpfter, als ich gedacht habe.«

»Sag bloß«, meinte Liam. »Du hast in den letzten Tagen ständig unter Hochdruck gestanden. Ganz ehrlich wundert es mich, dass du überhaupt noch funktionierst.«

»Ich hab einen kompletten Tag vergeudet«, seufzte sie.

»Du hast gar nichts verpasst. Hast du nicht gesehen, was für ein Wetter ist? Glaub mir, die einzigen Leute, die heute vor die Tür gehen, sind Touristen, die es nicht besser wissen. Es ist ein Zeichen, Marcy«, erklärte er ihr.

»Ein Zeichen?«

»Ein Zeichen, sich einen Tag freizunehmen und auszuruhen.«

»Sieht so aus, als hätte ich kaum eine andere Wahl«, sagte sie, und wieder zupfte der Schlaf an ihren Lidern, sodass sie den Kopf zurück aufs Kissen sinken ließ.

»Ich schau auf dem Weg zur Arbeit mal vorbei.«

»Nein, das musst du nicht.«

»Ich mache nie irgendwas, was ich tun *muss*«, erklärte er ihr. »Aber jetzt muss ich wirklich los – meine Mum besuchen. Sie hat sich beschwert, dass sie mich in letzter Zeit kaum noch zu sehen kriegt.«

»Hast du nicht gerade gesagt, dass du nie etwas machst, was du tun musst?«, fragte sie ihn.

Er lachte. »Ich schätze, für Mütter gilt die Regel nicht«, meinte er zum Abschied.

»Wohl nicht.« Als sie auflegte, dachte Marcy an ihre eigene Mutter, für die jedenfalls nie irgendwelche Regeln gegolten hatten.

Sie ist ein ganz spezieller Fall, hatte Judith einmal gesagt, doch Marcy konnte sich nicht erinnern, ob sie von ihrer Mutter oder von Devon gesprochen hatte.

Marcy stand auf, ließ ihren Flanellschlafanzug auf den Badezimmerboden fallen, stieg in die apricotfarben marmorierte, weiße Marmordusche, ließ das heiße Wasser über ihren Kopf strömen und fragte sich nicht zum ersten Mal, was sie hätte anders machen können, was sie hätte anders machen *sollen*, ob es ein konkretes Detail gab, das sie im Nachhinein geändert hätte, eine Kleinigkeit, die den Kurs ihrer aller Leben verändert und sie überallhin, nur nicht hierher geführt hätte.

Du machst dir zu viele Gedanken, hatte Judith sie einmal ermahnt.

Denken Sie beim Abschlag nicht zu viel nach, hatte auch Sarah Marcy bei einer ihrer ersten Golfstunden erklärt. *Das ist das Problem mit den Golfern heutzutage, allesamt überqualifizierte Controlfreaks, die versuchen, ein Spiel zu spielen, das man nicht kontrollieren kann. Also denken Sie nicht nach. Schwingen Sie ganz locker aus der Hüfte.*

Marcy fragte sich, wann genau Sarah aufgehört hatte, zu denken und mit ihrem Mann ganz locker aus der Hüfte zu schwingen. »Nicht lange nachdenken«, sagte

sie sich jetzt, trat aus der Dusche und wickelte sich in zwei dicke flauschige Badelaken. Dann zog sie die Khakihose und das beigefarbene T-Shirt sowie frische Unterwäsche aus der Tüte mit ihren Neuerwerbungen. Die Hose war ein wenig zu groß, das T-Shirt ein bisschen eng, aber nicht so, dass es auffiel. Sie kämmte ihr feuchtes Haar und spürte die Tropfen auf ihrer Schulter, als sie nach dem Telefon griff. Sie studierte die Anleitung für Auslandsgespräche, rechnete aus, dass es in Toronto zwar noch Morgen, aber nicht mehr zu früh für einen Anruf war, und wählte ohne nachzudenken, Peters Nummer.

Es klingelte viermal, bevor sich die Mailbox einschaltete. »Hi«, meldete sich Sarahs aufreibend blasierte Stimme, »dies ist der Anschluss von Sarah Harris ...« »... und Peter Taggart«, stimmte Peter mit einem für seine Person beinahe beunruhigenden Enthusiasmus mit ein.

»Wir können Ihren Anruf zurzeit leider nicht persönlich entgegennehmen«, fuhr Sarah fort.

»O Gott«, stöhnte Marcy, der plötzlich einfiel, dass dies das Wochenende war, an dem Peter wahrscheinlich ihren Sohn Darren im Ferienlager besuchte, wo er den Sommer über als Betreuer arbeitete. Und Sarah würde natürlich an seiner Seite sein, so zwitschernd fröhlich und widerlich hilfsbereit wie eh und je – die Mutter, die Marcy hätte sein sollen. Kein Wunder, dass Darren angedeutet hatte, im neuen Haus seines Vaters wohnen zu wollen, wenn er nach Hause kam.

»Wenn Sie nach dem Piepton Ihren Namen, Ihre Nummer und eine kurze Nachricht hinterlassen«, sagte Peter, »dann rufen wir so bald wie möglich zurück.«

»Auf Wiedersehen und einen wunderschönen Tag«, fügte Sarah noch hinzu, bevor es piepte.

»Den hätte ich ja gern«, erklärte Marcy ihnen. »Aber offenbar hat irgendjemand meine Kreditkarten gesperrt, wenn also der Mann mit dem netten Lächeln und den geraden Zähnen so nett wäre, dieses Durcheinander so schnell wie möglich zu klären, werde ich so großzügig sein, nicht die ganze Scheidung platzen zu lassen, wenn ich zurückkomme. Mit deiner Tochter«, fügte sie noch hinzu und dann, weil sie immer noch nicht zufrieden war: »Auf Wiedersehen und leck mich am Arsch.« Sie knallte den Hörer auf die Gabel.

Die beiden hatten recht, dachte sie und lachte laut. Es fühlte sich fantastisch an, nicht nachzudenken und einfach ganz locker aus der Hüfte zu schwingen.

Verdammt großartig sogar.

Ungefähr zehn Sekunden lang.

Und dann fühlte sie sich nur noch beschissen.

»Mein Gott, was habe ich getan?« Sie stöhnte. Peter würde an die Decke gehen, wenn er die Nachricht hörte. Er würde mehr denn je davon überzeugt sein, es mit einer Verrückten zu tun zu haben. Nie im Leben würde er ihre Kreditkarten wieder freischalten lassen. »Scheiße.« Was sollte sie jetzt bloß machen.

Eilig tippte sie eine neue Nummer ein. »Bitte sei zu Hause. Bitte sei zu Hause.«

Marcy stellte sich vor, dass ihre Schwester nach dem morgendlichen Training bei einer Tasse Kaffee an ihrem weißen steinernen Küchentisch die Sonntagsausgabe des *Star* durchblätterte. In den Jahren nach dem Tod ihrer Mutter hatte Judith es sich angewöhnt, mit geradezu religiösem Eifer die Todesanzeigen zu studieren, wobei ihr besonderes Augenmerk dem Alter der Verstorbenen galt. »Ich fühle mich einfach besser, wenn ich ein oder zwei entdecke, die jünger sind als ich«, hatte sie reichlich verlegen zugegeben. »Ich weiß, es klingt ein bisschen makaber, aber es gibt mir das Gefühl, etwas geschafft zu haben.«

»Hallo«, meldete ihre Schwester sich nach dem ersten Klingeln.

»Hallo, Judith.«

»Marcy! Wo zum Teufel steckst du?«

»Immer noch in Irland.«

»Scheiße.«

»Judith, hör mir zu, ich brauche deine Hilfe.«

»Hilfe brauchst du auf jeden Fall.«

»Judith ...«

»Schon gut. Was soll ich machen?«

»Ich brauche Geld.«

»Was?«

»Ich habe kein Geld mehr. Peter hat meine Kreditkarten sperren lassen.«

»Dann komm nach Hause.«

»Du musst mir Geld anweisen lassen«, fuhr Marcy fort, als hätte Judith nichts gesagt. »Nicht viel. Dreitausend Dollar sollten reichen. Ich würde dich nicht darum bitten, aber ich habe meine Bankkarte nicht dabei, und mir geht das Bargeld aus ...«

»Dreitausend Dollar?«, wiederholte Judith ungläubig.

»Ich zahl sie dir zurück.«

»Wofür brauchst du dreitausend Dollar?«

»Ich musste ein paar Sachen kaufen. Es ist eine lange Geschichte.«

»Ich höre.«

»Die willst du nicht hören, glaub mir.«

»Steckst du irgendwie in der Klemme?«

»Nein. Ehrlich nicht. Hör zu, wenn es bloß das Geld ist, um das du dir Sorgen machst, ich zahle es dir zurück, sobald ich nach Hause komme.«

»Und wann ist das?«

»Bald.«

»Wie bald?«

»Sobald ich Devon gefunden habe«, sagte Marcy und stellte sich vor, wie ihre Schwester verzweifelt den Kopf auf die Brust sinken ließ.

»Du hast gesagt, du würdest deinen Frieden machen. Du hast mir erklärt ...«

»Sie war glücklich, oder nicht?«, unterbrach Marcy sie. »Ich meine, es war doch

nicht alles Elend und Trübsal. Es gab auch Momente, in denen Devon glücklich war. Oder nicht?«

Judiths Stimme wurde sofort sanfter. »Natürlich.«

Marcy dachte an die letzten Wochen vor Devons Verschwinden, Wochen, in denen ihre Tochter nicht nur glücklich, sondern fast heiter und gelassen gewesen war, ihr Lächeln echt und fest, ihre Stimme sanft und ruhig. Hatte sie da schon gewusst, dass sie weggehen würde?

Natürlich würde Judith genau wie Peter argumentieren, dass es einen anderen Grund für Devons scheinbare Heiterkeit gegeben hatte, dass Menschen nach der getroffenen Entscheidung, ihr Leben zu beenden, vor der Tat häufig zu großer Ruhe mit sich fanden.

»Schickst du mir jetzt das Geld oder nicht?«, versuchte Marcy den unangenehmen Gedanken zu verdrängen. Nicht nachdenken, sagte sie sich.

»Wohin soll ich es denn schicken?«, fragte Judith nach einer längeren Pause.

Nun war es an Marcy zu zögern. Sie gab ihren genauen Aufenthaltsort nur ungern preis, doch sie hatte keine andere Wahl. »Schick es an das Hayfield Manor Hotel in Cork.« Marcy nahm den Notizblock neben dem Telefon und las Judith die Adresse des Hotels vor. Sie stellte sich vor, wie ihre Schwester die Angaben oben auf der Seite mit den jüngsten Todesfällen von Toronto notierte.

»Du bist in Cork? Ich dachte, du wärst in Dublin.«

»Schickst du mir das Geld per Overnight-Express?«, fragte – oder besser verlangte – Marcy.

»Ich gehe gleich morgen früh zur Bank. Das Geld müsste dann Dienstag da sein.«

»Danke.«

»Marcy, bitte ...«

»Ich muss Schluss machen«, erklärte Marcy ihrer Schwester und legte auf. Dann saß sie etliche Minuten schweigend da und spürte, wie ihr Herz die Sekunden mitzählte wie ein Metronom, bis ihr Kopf leer war. Begleitet von ihrem neuen Mantra – nicht denken, nicht denken, nicht denken – sprang sie schließlich auf, warf einen letzten Blick in den gegen das Fenster prasselnden Regen, schnappte sich ihre neue Jacke und ihre Handtasche und verließ ihr Zimmer.

Sie sah ihn, als sie in die Lobby kam.

Er stand halb versteckt hinter einer Säule in der Nähe der prachtvollen Mahagonitreppe, und sie hätte ihn vielleicht übersehen, wenn sie nicht an der Rezeption gefragt hätte, wo sie einen Regenschirm ausleihen konnte.

»Sie haben doch nicht ernsthaft vor, da rauszugehen?«, fragte man sie am Empfang.

Aber Marcy hatte sich bereits abgewandt und ging auf den Mann hinter der Säule zu. Er hatte ihre Gegenwart offenbar gespürt und versucht, Schritt für Schritt zurückweichend mit der Kulisse zu verschmelzen. Als sie direkt vor ihm stehen blieb, starrte er angestrengt auf den Boden. »Was machst du hier?«, fragte sie ihn

ohne jede Vorrede.

Vic Sorvino hob widerwillig den Blick, seine Entdeckung war ihm sichtlich peinlich. »Marcy«, sagte er. Beim Klang ihres Namens aus seinem Mund bekam sie sofort wieder weiche Knie.

Was ist mit mir los, fragte sie sich ungehalten. »Was machst du hier?«, wiederholte sie.

»Das ist eine gute Frage.«

»Und wie lautet die Antwort?«

Vic sah auf einmal so verwirrt aus, wie sie sich fühlte. »Ich weiß es nicht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

So standen sie etliche Sekunden, weil Marcy es nicht schaffte, sich einfach abzuwenden. Dabei war er gar nicht mal so ansehnlich, versuchte sie sich einzureden. Liam war viel attraktiver; verdammt, sogar Peter sah besser aus. Aber irgendwas hatte Vic an sich. Vielleicht war es die Art, wie er sie ansah, die lodernde Eindringlichkeit seiner blauen Augen, die ihren Blick suchten, nicht mehr loslassen wollten und nach dahinter verborgenen Geheimnissen bohrten. Die Androhung echter Nähe. Warum war sie so gemein zu ihm? Weil sie wusste, wenn er sie einmal erkannte – *wirklich* erkannte – würde die Sehnsucht in seinem Gesicht Widerwillen weichen, und er würde schreiend das Weite suchen.

Wie fast jeder, den sie je geliebt hatte.

Ihre Mutter.

Peter.

Devon.

Schau mich nicht so an, wollte sie ihm sagen. Manche Geheimnisse lässt man lieber unangetastet. »Hast du mich verfolgt?«, fragte sie stattdessen, als ihr wieder einfiel, dass Liam gedacht hatte, Vic in dem Einkaufszentrum gesehen zu haben.

»Nicht direkt.«

»Wie denn? Warst du das gestern in dem Einkaufszentrum?«

»Vielleicht sollten wir uns setzen.« Er führte sie zu einem Sofa, ließ sich neben ihr auf das weiche apricotfarbene Samtpolster sinken und ergriff ihre Hand.

»Warst du es oder nicht?«, fragte sie noch einmal und versuchte, das Kribbeln in ihrem Arm zu ignorieren.

»Ja.«

Hastig zog sie ihre Hand zurück. »Das verstehe ich nicht. Warum?«

Er schüttelte den Kopf und atmete geräuschvoll aus, bevor er erneut den Kopf schüttelte, als könne er selbst nicht recht glauben, was er sagen wollte. »Nachdem die Gardai mich wegen des Einbruchs in dein Hotelzimmer vernommen hatten, habe ich beschlossen, noch ein paar Tage zu bleiben. Ich habe Detective Murphy gebeten, mich auf dem Laufenden zu halten.« Vic räusperte sich und schüttelte ein drittes Mal den Kopf. »Er hat mich gestern angerufen und gesagt, dass man dich

auf die Wache bringen würde. Ich bin sofort hingegangen, weil ich gehofft habe, mit dir sprechen und dich davon überzeugen zu können, dass ich nichts mit der Verwüstung deines Zimmers zu tun ...«

»Ich habe nie geglaubt, dass du es warst«, unterbrach Marcy ihn.

»Na, vielen Dank dafür.«

»Niemand hat mir gesagt, dass du hier bist.«

»Ist ja auch egal«, fuhr er fort. »Du bist mit dem jungen Mann aus dem Pub weggefahren, und ich weiß nicht, ich bin euch spontan einfach gefolgt. Frag mich nicht, warum.«

»Warum?«, fragte sie trotzdem.

»Ich nehme an, weil ich mir Sorgen um dich gemacht habe. Ich mache mir immer noch Sorgen.«

»Das musst du nicht.«

»Jemand bricht in dein Hotelzimmer ein und zerstört deine Sachen. Ich würde sagen, das ist Grund zur Sorge.«

»Aber nicht *deine* Sorge.«

Vic saß ein paar Sekunden lang vollkommen still. Dann atmete er tief ein, als wolle er das volle Gewicht ihrer Worte inhalieren. »Nein, wohl nicht.« Die Andeutung eines trockenen Lächelns zerrte an seinen Mundwinkeln. »Okay, ich geb zu, manchmal bin ich ein bisschen beschränkt, aber irgendwann fällt auch bei mir der Groschen.« Er stand auf. »Es tut mir leid. Ich werde dich nicht wieder behelligen.« »Kennst du meine Tochter?«, überraschte Marcy sich mit einer Frage, von der sie selbst nicht gewusst hatte, dass sie sie stellen wollte.

Er sah sie perplex an. »Was?«

»Meine Tochter. Kennst du sie?«

Vic sah sich bekommern um. »Nein. Natürlich nicht. Woher sollte ich Devon kennen?«

Wieder diese beinahe beiläufige Verwendung ihres Namens. »Ihr seid euch nie begegnet?«

»Marcy, du redest wirr. Du bist aus Toronto. Ich wohne in Chicago. Wann sollte ich deiner Tochter begegnet sein?«

»Du hast recht. Tut mir leid. Natürlich kennst du sie nicht«, entschuldigte Marcy sich sofort und sah, wie Vics Blick zum Eingang des Hotels schweifte. »Was ist?«

»Sieht so aus, als hättest du Besuch«, sagte Vic.

Sie folgte seinem Blick und sah Liam durch die Eingangstür kommen und mit einem übertriebenen Schulterzucken die Regentropfen abschütteln. »Liam«, stellte sie fest, stand auf und lief ihm entgegen. »Was machst du denn hier?«

»Das wollte ich dich auch gerade fragen. Du hattest doch nicht etwa vor, bei diesem Sauwetter rauszugehen, oder?«, fragte er vorwurfsvoll, als wüsste er die Antwort schon.

»Ich dachte, du wolltest deine Mutter besuchen.«

»Ich dachte mir, ich schau vorher bei dir vorbei«, sagte er. »Und so wie es aussieht, war das auch gut so.« Er beugte sich vor und küsste sie auf den Mund. »Ich habe gute Neuigkeiten.«

»Was für Neuigkeiten?«, fragte Marcy und spürte den Abdruck seiner Lippen auf ihren. Sie drehte sich zu Vic um, weil sie wusste, dass er es auch gespürt hatte. Aber auf dem plüschigen Polstersofa neben der Treppe saß niemand mehr. Vic war verschwunden.

KAPITEL SIEBENUNDZWANZIG

Es war sechs Uhr morgens, als Marcy es endgültig aufgab, noch ein wenig Schlaf zu finden. Sie hatte die ganze Nacht wach gelegen und versucht, die Ereignisse, der letzten vierundzwanzig Stunden zu sortieren. Aber warum so bescheiden? Warum nicht gleich der letzten vierundzwanzig Jahre?

»Ich hab Neuigkeiten«, hatte Liam verkündet.

»Was für Neuigkeiten?«

»Ich bin beim Haus der O'Connors vorbeigefahren. Frag mich nicht, warum«.

»Warum?«, fragte Marcy sich jetzt laut, wiederholte es noch einmal stumm, richtete sich auf und starre, die Arme um die angewinkelten Beine geschlungen, aus dem Fenster. Irgendwann in den letzten Stunden hatte es endlich aufgehört zu regnen. War das ein Zeichen?

Es ist ein Zeichen, Marcy, erklärte Liam ihr. Ein Zeichen, sich einen Tag freizunehmen und auszuruhen.

Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Ich mache mir immer noch Sorgen.

Du kannst aufhören, dir meinetwegen Sorgen zu machen, flüsterte Devon ihr aus dem grauen Morgen Nebel vor dem Fenster zu. Mir geht es gut, Mommy. Ich bin glücklich.

Wir sind schon lange nicht mehr glücklich gewesen, sagte Peter.

»Im ganzen Haus brannte Licht«, hatte Liam ihr gestern Nachmittag berichtet.

Ich geb zu, manchmal bin ich ein bisschen beschränkt, aber irgendwann fällt auch bei mir der Groschen.

»Sie müssen früher nach Hause gekommen sein.«

Inzwischen ist es so weit gekommen, dass ich es hasse, nach Hause zu kommen, sagte Peter.

»Sie sind zu Hause?«

Vielleicht wäre es besser, wenn du öfter heimkämst.

Darum geht es nicht.

Worum geht es denn?

Es geht darum, dass ich nicht glücklich bin. Wir sind nicht glücklich.

»Glücklich«, wiederholte Marcy jetzt. Was für ein albernes Wort? Was bedeutete es eigentlich?

Mir geht es gut, Mommy. Ich bin glücklich.

»Also habe ich gedacht, was soll's«, erzählte Liam ihr. »Ich ruf einfach an.«

»Du hast die O'Connors angerufen?«

»Sie standen im Telefonbuch. Es war ganz leicht.«

Du machst es mir wirklich nicht leicht.

»Was hast du Ihnen gesagt?«

Was willst du mir sagen?

»Nun, Shannon ist ans Telefon gegangen.«

Ich habe mich in eine andere verliebt.

»Und das war perfekt, weil ich sowieso mit Shannon sprechen wollte.«

Du liebst eine andere Frau? Wen um Himmels willen?

Sarah.

Sarah? Unsere Golflehrerin?

Du sagst es, als wäre das ein Schimpfwort.

Wie lange geht das schon?

Nicht lange. Ein paar Monate ...

Wir sind seit fast fünfundzwanzig Jahren verheiratet. Wir fahren zu unserer silbernen Hochzeit nach Irland.

Mit meiner ersten Frau war ich fast dreißig Jahre verheiratet, meldete Vic sich in ihrem Kopf zurück.

»Ich habe ihr erklärt, wer ich bin«, sagte Liam, »und ihr versichert, dass ich sie nicht in Schwierigkeiten bringen wollte, aber es sei sehr wichtig, dass sie mir zuhört.«

»Was hat sie gesagt?«

Dann sagte Kathy eines Tages, dass sie sich irgendwie komisch fühlen würde.

»Sie hat gar nichts gesagt. Sie hat bloß zugehört.«

Drei Monate später war sie tot.

Setzt euch, Mädchen, forderte der Schuldirektor Marcy und ihre Schwester auf und winkte sie in sein hell erleuchtetes Büro. Ich fürchte, ich habe eine sehr schlechte Nachricht.

»Und was hast du gesagt?«

Wir verweilten in den Kammern der See ...

»Dass ich sie am Freitagabend mit Jax gesehen hätte und dass er ihr ein Paar Ohrringe geschenkt hätte, die er aus deinem Hotelzimmer gestohlen hat. Sie hat mich angefleht, den O'Connors nichts zu sagen und nicht zur Polizei zu gehen.«
Marcy, die Polizei ist da.

»Ich habe ihr erklärt, ich hätte den begründeten Verdacht, dass Jax sie nur benutzt, um an das O'Connor-Baby heranzukommen ...«

Wir haben ein gekentertes Kanu gefunden ...

»Mein Gott, wie hat sie darauf reagiert?«

»Nun, sie war natürlich sehr aufgebracht ...«

Hat Ihre Tochter in jüngster Zeit unter Depressionen gelitten?

»Was hat sie gesagt?«

Nein, ausgeschlossen. Es muss ein Irrtum vorliegen ...

»Dass ich mich irren muss, dass das unmöglich ist ...«

Bis menschliche Stimmen uns wecken ...

»Irgendwie konnte ich sie überzeugen. Vielleicht hatte sie auch nur Angst, Ärger zu bekommen und ihren Job zu verlieren.«

Unsere Tochter ist tot, Marcy.

Devon ist tot, Marcy.

»Jedenfalls hat sie versprochen, uns zu helfen.«

»Wie?«

»Sie will mit Audrey sprechen und ein Treffen vereinbaren ...«

Mit angehaltenem Atem wartete Marcy, dass er weitersprach.

»Nur dass zu dem Treffen nicht Shannon kommen wird ...«, sagte Liam.

»Sondern ich«, flüsterte Marcy jetzt wie am Tag zuvor.

»Sondern du«, wiederholte er.

»Glaubst du wirklich, dass Shannon das durchzieht?«

»Ich glaube, sie hat zu viel Angst, um es nicht zu tun. Angst, dass wir wegen der Ohrringe zu den Gardai gehen oder schlimmer noch den O'Connors etwas von Jax erzählen könnten, und dann wäre sie ihren Job los. Nein, Shannon wird liefern, du wirst schon sehen.«

Marcy erhob sich vom Bett, trat ans Fenster, starre in den leeren morgendlichen Himmel jenseits des Gartens und füllte ihn mit Bildern des gestrigen Tages. Der Garten wurde zur Hotelloobby, die Büsche wurden zu Sofas, eine Reihe von Bäumen am Rand verschmolzen zu der Mahagonitreppe, das feuchte Gras verwob sich zu einem eleganten Teppich.

»Was glaubst du, wie bald dieses Treffen stattfinden wird?«, erinnerte Marcy sich, Liam gefragt zu haben.

»Könnte schon morgen passieren.«

»Morgen?«

Heute, begriff Marcy und zitterte trotz ihres warmen Pyjamas. »Shannon hat gesagt, sie würde Audrey anrufen, sobald die O'Connors schlafen gehen, um etwas zu verabreden.«

»Meinst du nicht, Audrey könnte Verdacht schöpfen?«

»Nein. Warum sollte sie? Sie sind doch Freundinnen, oder? Und Freundinnen verabreden sich.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Was ist los?«, fragte Liam. »Du kriegst doch nicht etwa kalte Füße, oder?«

War es das? »Nach allem, was passiert ist, kommt es mir beinahe zu leicht vor ...«

»Wie leicht es geht, ist nicht die Frage, entscheidend ist die Gier der Menschen.«

»Die Gier?«

»Wenn unser Jax nicht gierig geworden wäre, hätten wir jetzt nichts in der Hand, und Shannon hätte mir wahrscheinlich erklärt, dass ich mich verpissen soll. Aber die Ohrringe haben sie stutzen lassen.« Er lachte. »Ich hab dir doch gesagt, dass am Ende alles gut wird.«

Und wenn nicht ..., dachte Marcy.

Wir verweilten in den Kammern der See

Von Meermädchen umkränzt mit Seetang, rot und braun ...

»Ist es nicht das Ende«, sagte sie laut.

Bis menschliche Stimmen uns wecken ...

»Es ist nicht das Ende.«

Und wir ertrinken.

»Es ist nicht das Ende.«

Unsere Tochter ist tot, Marcy.

Devon war nicht ertrunken.

»Es ist nicht das Ende.«

Das war's dann also, fragte sie den Mann, mit dem sie fast fünfundzwanzig Jahre verheiratet war, als sein Bild am Gartentor auftauchte. Du willst mich wirklich verlassen?

Es ist besser so, Marcy. Das weißt du. Wenn ich bleibe, werden wir uns am Ende nur gegenseitig hassen.

Zu spät, erklärte sie ihm. Ich hasse dich jetzt schon.

Das ist schade. Ich hatte gehofft, wir könnten Freunde bleiben. Wir haben immer noch einen gemeinsamen Sohn.

Daran muss man mich nicht erinnern.

Bist du sicher?

Marcy verfluchte Peter und sah, wie sein Bild sich auflöste. Dafür, dass er es ausgesprochen hatte.

Und noch mehr dafür, dass er recht hatte.

Sie kehrte zum Bett zurück, nahm den Hörer ab und wählte eilig die Nummer von Darrens Handy. Nach dem dritten Klingeln wurde abgenommen, auch wenn man zunächst keine Stimme, sondern nur gedämpfte Geräusche und schweres Atmen hörte. »Hallo?«, fragte Marcy. »Hallo, Darren? Darren, bist du da?«

»Mom?«, flüsterte eine verschlafene Stimme.

»O mein Gott«, sagte Marcy, als ihr einfiel, dass sie den Zeitunterschied vergessen hatte. »Es tut mir schrecklich leid. Hab ich dich geweckt?«

Sie stellte sich ihren Sohn unter der Decke seines schmalen Betts in einer alten Holzhütte vor, die er mit acht ihm anvertrauten zehnjährigen Jungen teilte, und begriff, dass er flüsterte, um sie nicht zu wecken. Das lockige braune Haar, das er von ihr geerbt hatte, stand wahrscheinlich in alle Richtungen ab, die ernsten haselnussbraunen Augen, die er von seinem Vater hatte, drohten vermutlich zuzufallen.

»Schon gut«, sagte er und dann: »Stimmt irgendwas nicht? Ist Dad etwas zugestoßen? Hatte er auf der Heimfahrt einen Unfall?«, sprudelte er mit wachsender Panik los.

Marcy merkte, dass sie ein bisschen eifersüchtig wurde. »Nein, er hatte keinen Unfall«, versicherte sie ihrem Sohn.

»Einen Herzinfarkt oder so? Heute Nachmittag wirkte er noch ganz okay.«

»Deinem Vater geht es gut«, erklärte Marcy ihm.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Darren, und der letzte Rest Schläfrigkeit fiel von

ihm ab. »Warum rufst du dann an?«

»Ich wollte einfach mit dir reden.«

»Um ein Uhr nachts?«

»Das tut mir wirklich leid. Ich habe den Zeitunterschied vergessen.«

»Den Zeitunterschied? Wovon redest du?«, fragte Darren.

»Hat Dad es dir nicht erzählt?«

»Was soll Dad mir erzählt haben?«

»Ich bin in Irland.«

»Du bist in Irland?«, fragte er ungläubig.

Marcy hörte das unausgesprochene: *Bist du verrückt?* »Es tut mir leid, dass ich heute nicht kommen konnte«, erklärte sie ihm.

»Wieso? Du kommst doch nie zum Besuchstag.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach Marcy und hielt inne, als sie merkte, dass es doch stimmte. Marcy hatte immer eine Entschuldigung gefunden, nicht nach Maine zu fahren: Devon ging es nicht gut; Devon wollte nicht, und Marcy hielt es für keine gute Idee, sie allein zu lassen; Devon hatte einen Schub und weigerte sich, ihre Medikamente zu nehmen. Und nachdem man Devons gekentertes Kanu in der Georgsbucht gefunden hatte, war Marcy zu sehr von Trauer überwältigt, um irgendwohin zu fahren. Es kostete sie all ihre Kraft, morgens überhaupt nur aufzustehen. »Wie ist das Wetter bei euch?«

»Du fragst mich nach dem Wetter?«

»Hier regnet es fast jeden Tag.«

»Was zum Teufel machst du da?«, fragte Darren.

»Ich weiß nicht«, gab Marcy zu.

»Wolltest du nicht mit Dad dorthin fahren, eine Art zweite Flitterwochen oder so?«

»Ja, nun, das ist ja nicht direkt wie geplant gelaufen.«

»Ist Tante Judith bei dir?«

»Nein.«

»Du bist allein?«

»Ja. Es ist eigentlich ganz nett. Ich habe eigentlich noch nie richtig Zeit für mich gehabt.«

»Was ist los, Mom?«

»Nichts ist los.«

»Hast du einen Nervenzusammenbruch?«

»Was? Nein, natürlich nicht.«

»Du bist in Irland«, erklärte ihr Sohn ihr. »Du rufst mich um ein Uhr nachts in meinem Sommercamp an.«

»Ich habe keinen Nervenzusammenbruch.«

»Du hast doch nicht vor, irgendwas Verrücktes zu tun, oder? Noch verrückter als sowieso schon, meine ich.«

»Ich habe nicht vor, mich umzubringen, Darren.«

»Bist du sicher? Weil es irgendwie in der Familie liegt.«

»Deine Schwester hat sich nicht umgebracht.«

»Dad sagt doch.«

»Dein Vater irrt sich.«

»Mom ...«

»Hör mal, ich sollte dich jetzt wirklich schlafen lassen.«

Nach einem kurzen Schweigen sagte Darren: »Klar. Was auch immer.«

»Ich liebe dich«, sagte Marcy.

»Ja. Gute Nacht, Mom.«

Marcy legte auf. Ihr Sohn brachte also nicht mal ein »Ich liebe dich« über die Lippen, wenn er fürchtete, dass sie kurz vor dem Selbstmord stand. Aber konnte sie ihm das verübeln? Sie hatte seit Jahren nicht aktiv an seinem Leben teilgenommen. Devon hatte all ihre Kraft, all ihre Mutterinstinkte aufgesaugt. Und trotzdem hatte Marcy sie am Ende enttäuscht. Ich bin eine schreckliche Mutter, dachte sie.

O bitte, meldete sich Judith ungeduldig zu Wort. *Es reicht mit der Selbstkasteierung.*

Du warst keine schreckliche Mutter. Muss ich dich daran erinnern, wie eine wirklich schreckliche Mutter aussieht?

Sie hat ihr Bestes gegeben, widersprach Marcy stumm.

Genau wie du.

Mein Sohn hasst mich. Meine Tochter ist ...

Ist was, fragte ihre Schwester so laut und deutlich, als würde sie direkt neben ihr stehen. *Was ist mit deiner Tochter?*

Was habe ich getan, fragte Marcy sich. Was mache ich bloß?

Schwerfällig, als wären ihre Füße in Zement gegossen, schleppte Marcy sich zu dem Schreibtisch und nahm ihre Handtasche. Dann sank sie auf den Teppich, zog den mittlerweile abgegriffenen Umschlag heraus, ordnete die Fotos von Devon im Halbkreis um das einzelne Foto ihrer Mutter und strich zärtlich mit den Fingern darüber.

Dann zog sie den zweiten Umschlag heraus, entfaltete den darin enthaltenen Brief und begann zu lesen.

Meine wunderschöne Mommy. Sie hielt inne. Konnte sie das wirklich tun? Und blieb ihr eine andere Wahl?

Marcy setzte neu an und hörte in jedem Wort Devons Stimme. *Meine wunderschöne Mommy. Bitte sei nicht böse und glaube mir, dass ich diese Entscheidung bestimmt nicht leichten Herzens getroffen habe. Ich weiß, wie viel du meinetwegen gelitten hast. Glaub mir, wenn ich sage, dass ich dir nicht noch mehr Kummer machen will.*

Marcy sah sich den Flur zu Devons Zimmer hinunterrennen, nachdem die Polizisten gegangen waren. Der an sie adressierte Brief war sorgfältig auf dem Kissen platziert. Sie steckte ihn hastig ein, bevor Peter kam und ihn sehen wollte. »Kein Brief?«, hatte er mit aschfahlem Gesicht gefragt, als er kurz darauf in der

Tür stand.

»Kein Brief«, hatte sie gelogen und gewartet, bis sie allein war, bevor sie ihn öffnete. Diese schrecklichen ersten Zeilen, die anzudeuten schienen ...

»Nein«, sagte Marcy jetzt, wie sie es sich damals gesagt hatte, und steckte den Brief zurück in den Umschlag. Im nächsten Atemzug zog sie ihn wieder heraus und zwang sich, weiterzulesen.

Diese letzten Jahre waren eine Mischung aus Kummer, Leid und Verzweiflung. Ich wünschte von ganzem Herzen, es wäre anders. Ich weiß, wie schwer es für dich war. Ich hoffe, du weißt, wie schwer es auch für mich war. Manchmal hat es all meine Kraft erfordert, nur einen Fuß vor den anderen zu setzen und es durch einen endlosen Tag nach dem anderen zu schaffen. Es ist so weit gekommen, dass es mir sogar wehtut, guten Morgen zu sagen, weil ich die Hoffnung sehe, die dieser schlichte Gruß in deinen Augen weckt. Dann muss ich zusehen, wie diese Hoffnung stirbt, während der Tag sich dahinschleppt. Ein Tag blutet sein Gift in den nächsten, und jeder ist schlimmer als der vorherige. Und die Nächte sind am schlimmsten von allem.

Ich fühle mich, als wäre ich in eine bodenlose Grube aus Trauer gestiegen und käme nicht wieder heraus, egal wie tief deine Hände reichen und wie verzweifelt du versuchst, mich hochzuziehen. Der Brunnen ist zu tief, das Wasser zu kalt. Ich spüre, wie ich tiefer und tiefer unter die Oberfläche sinke. Und jetzt weiß ich, dass Loslassen der einzige Ausweg ist.

Ich kann ehrlich behaupten, dass ich mich besser, leichter und lebendiger fühle als seit Jahren. Ich bin tatsächlich glücklich, so seltsam sich das auch anhören mag. Das Wissen darum, was ich tun muss, hat mich befreit, mich an all die guten Zeiten zu erinnern, die wir gemeinsam erlebt haben: die Vormittage, die wir am Küchentisch gemalt haben, die Abende, wenn du geduldig an meinem Bett gesessen hast, bis ich eingeschlafen war, die Nachmitten, an denen wir auf dem Sofa aneinandergekuschelt »Sesamstraße« und später dann »Schatten der Leidenschaft« geguckt haben. Ich kam mir so erwachsen vor! Ich erinnere mich, wie du mich zum ersten Mal mit ins Ballett genommen hast, als ich kaum vier Jahre alt war, mich im Gang hast tanzen lassen, während die Zuckerfee auf der Bühne tanzte, und stolz geklatscht hast, als ich fertig war. Ich erinnere mich, wie wir, als ich fünfzehn war, zusammen Schuhe gekauft haben, und du hast mir welche gekauft, die teurer waren als deine, weil du gesehen hast, wie sehr sie mir gefallen. Ich erinnere mich, wie du im Publikum jeder quälenden Schultheateraufführung gesessen und mich bei jedem Schwimmwettkampf angefeuert hast, an dein stolzes Gesicht, egal ob ich gewonnen hatte oder abgeschlagen Vierte geworden war.

Vor allem erinnere ich mich an die wundervollen Sommer in unserer Hütte, an Kanufahrten und Sonnenbaden, lange Spaziergänge durch den Wald, die Vertrautheit zwischen Mutter und Tochter, die wir hatten, bevor die Dunkelheit in meiner Seele sie unmöglich machte. Du warst immer so weise, so geduldig, so

liebevoll. Und ich habe mir so gewünscht, ich könnte genauso sein wie du. Bitte verzeih mir all die hässlichen Dinge, die ich zu dir gesagt habe. Ich weiß, dass du nichts hättest tun können, um deine Mutter zu retten. So wie du jetzt nichts für mich tun kannst. Du hast getan, was du konntest. Es ist nicht deine Schuld. Du sollst wissen, wie sehr ich dich liebe, dich immer geliebt habe und immer lieben werde.

Und dass ich endlich Frieden gefunden habe.

Devon

»O Gott«, flüsterte Marcy, und Tränen strömten über ihre Wangen. Was hatte das zu bedeuten? Dass ihre Tochter an jenem kalten Oktobermorgen vor fast zwei Jahren tatsächlich in die Bucht hinausgepaddelt und mit Absicht unter der eisigen Wasseroberfläche verschwunden war? Dass all ihr Bemühen, sich etwas anderes einzureden, die grausame Klarheit von Devons Worten nicht trüben konnte? Hatte sie sich deswegen stur geweigert, jemandem den Brief zu zeigen? Weil sie dann zu dem Eingeständnis gezwungen gewesen wäre, dass Peter und Judith recht hatten, dass Devon sich das Leben genommen hatte.

Und jetzt weiß ich, dass Loslassen der einzige Ausweg ist.

»O Gott«, sagte sie noch einmal, als das Telefon neben dem Bett zu klingeln begann. Sie starrte es an, ohne sich von der Stelle zu rühren. Ihre Tochter war tot. Marcy konnte es nicht länger leugnen.

In Wahrheit hatte sie es die ganze Zeit gewusst.

Beim fünften Klingeln verstummte das Telefon, nur um Sekunden später erneut zu schrillen, als wüsste ihr Anrufer, dass sie da war.

Entnervt von dem Geräusch kroch Marcy zum Nachttisch und nahm den Hörer ab.

»Hallo«, sagte sie.

»Hallo, Mommy«, begrüßte eine Stimme sie knapp. »Ich habe gehört, du suchst mich.«

KAPITEL ACHTUNDZWANZIG

Es war fast Mittag, als Marcy das Hayfield Manor Hotel verließ und zur St. Fin Barre's Cathedral am Südufer des Lee aufbrach. Sie hatte den Vormittag in einem Zustand rastloser Erwartung verbracht. Unfähig zu schlafen oder zu essen war sie abwechselnd eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab gelaufen, um anschließend eine halbe Stunde bemüht still auf ihrem Stuhl zu sitzen. Sie hatte Angst, ihr Zimmer vor der verabredeten Zeit zu verlassen, und zuckte jedes Mal zusammen, wenn das Telefon klingelte. Dabei ging sie im Kopf ein ums andere Mal das Gespräch mit ihrer Tochter durch und klammerte sich an jedes Wort.

»Die Anweisungen sind buchstabengetreu zu erfüllen«, hatte Devon ihr wütend flüsternd erklärt. »Ein Fehler, ein Patzer, und ich schwöre, du siehst mich nie wieder.«

»Ich mache, was du willst, versprochen«, hatte Marcy gesagt.

»Du gehst nirgendwohin«, fuhr Devon fort, »du redest mit niemandem; du sagst keinem, wohin du gehst.«

»Bestimmt nicht.«

»Und denk nicht mal dran, die Polizei anzurufen.«

»Natürlich nicht. Ich würde nie ...«

»Und kein Wort zu deinem sexy Freund.«

»Was? Nein. Er ist nicht mein ... Devon, bitte ...«

»Komm um eins vor die St. Fin Barre's Cathedral.«

»St. Fin Barre's Cathedral«, wiederholte Marcy und versuchte, sich an die genaue Lage der Kirche zu erinnern. »Ein Uhr.«

»Und denk dran – wir beobachten dich.«

Und danach nichts mehr.

»Devon? Devon, hallo? Bist du noch da? Warte. Leg nicht auf. Devon? Devon?« Marcy setzte sich aufs Bett und starrte leeren Blickes aus dem Fenster. Obwohl sie wusste, dass die Verbindung tot war, hielt sie noch zwanzig Minuten den Hörer ans Ohr gepresst für den Fall, dass die Leitung irgendwie gestört war und ihre Tochter am anderen Ende genauso geduldig wartete. In dieser Haltung verharrend, hoffte und betete sie, die Stimme ihrer Tochter noch einmal zu hören.

Wir beobachten dich, hatte Devon ihr erklärt.

Wer beobachtete sie? Und waren sie jetzt dort draußen?

Bei diesem beunruhigenden Gedanken ließ Marcy den Hörer auf die Gabel fallen, sprang vom Bett auf und zog die Vorhänge zu, bevor sie zum Bett zurückkehrte. Wenig später zog sie die Vorhänge wieder auf und starrte in den grauen Nebel. War dort jemand?

»Wer beobachtet mich?«

Sie hatte geduscht, ihre neue schwarze Hose und die steife blau-weiß gestreifte Bluse angezogen und sich besonders viel Zeit für ihr Haar und ihr Make-up

genommen, weil sie für Devon schön aussehen wollte. Sie hatte sogar beim Zimmerservice ein Frühstück bestellt, damit sie nicht wieder in Ohnmacht fiel, wenn sie ihre Tochter sah, aber außer dem Kaffee hatte sie nichts hinunterbekommen.

Liam hatte sie mehrmals auf dem Handy angerufen, um ihr zu berichten, dass Shannon sich noch nicht gemeldet hatte, und sie zu fragen, wie es ihr ging und ob sie gern Gesellschaft hätte. Er hatte noch ein paar Stunden Zeit, bevor er arbeiten musste, hatte er hoffnungsvoll vorgeschlagen. Obwohl Marcy ihm unbedingt von dem Anruf ihrer Tochter erzählen wollte, hatte sie nichts gesagt.

Und kein Wort zu deinem sexy Freund.

»Ich hab fast die ganze Nacht wach gelegen«, hatte sie ihm stattdessen erklärt. »Ich sollte versuchen, ein bisschen Schlaf nachzuholen. Falls Shannon später anruft.«

»Gut. Endlich fängst du an, vernünftig zu werden«, hatte er begeistert erwidert.

»Ich ruf dich an, sobald ich was höre.«

»Liam ...«

»Ja?«

Ich habe mit Devon gesprochen. Sie hat angerufen. Wir treffen uns um eins. Ich hoffe, du weißt, wie dankbar ich dir für alles bin, was du getan hast.«

»Ich weiß«, sagte er mit einem Lächeln in der Stimme. »Und jetzt ruh dich aus. Wir reden später.«

Sie hasste es, ihn anzulügen, aber was hätte sie anderes tun sollen, fragte sie sich jetzt, als sie entschlossenen Schrittes durch den dichten Nebel Richtung South Bank ging. Am Südufer des Lee lagen nicht nur die St. Fin Barre's Cathedral, sondern auch die Reste der Stadtmauer aus dem 17. Jahrhundert, die Ruine der Festung Elizabeth Fort und das relativ neue Rathaus aus dem Jahr 1936. Trotz der Entfernung hatte sie beschlossen, zu Fuß zu gehen, um nicht mit einem Taxi im Stau stecken zu bleiben. Sie hatte gehofft, die frische Luft würde ihr den Kopf freipusten und sie beruhigen, aber die Luft war gar nicht frisch, sondern schwer und abgestanden; und Marcy zuckte jedes Mal zusammen, wenn irgendwo ein Auto hupte, wodurch sie noch nervöser wurde.

Sie ging die College Street entlang, spürte die Feuchtigkeit unter ihre neue dunkelblaue Jacke kriechen und versuchte, den dumpfen Schmerz in ihren Fingern zu ignorieren. Sie hätte auch Handschuhe kaufen sollen, dachte sie und vergrub die Hände in den Jackentaschen. Aber wer dachte schon im Juli an Handschuhe?

»Was um Himmels willen hast du dir dabei gedacht?«, hatte Peter sie vor knapp einer Stunde angeschrien.

Marcy wollte gerade gehen, als das Telefon in ihrem Zimmer klingelte. Sie hatte angenommen, es wäre Devon, und den Hörer noch beim ersten Klingeln von der Gabel gerissen.

»Peter«, hatte sie gestottert, als sie ihre Stimme wiederfand. In Toronto war es noch nicht mal sieben Uhr morgens. »Wie hast du mich gefunden?«

»Deine Schwester hat angerufen. Genau wie dein Sohn. Du hast ihn zu Tode erschreckt. Wie konntest du ihn so mitten in der Nacht anrufen? Was hast du dir dabei gedacht, Herrgott noch mal?« Seine Wut war mit jedem Wort größer und lauter geworden. »Und was soll diese alberne Nachricht auf meinem Anrufbeantworter? Hast du komplett den Verstand verloren?«

»Ich kann jetzt nicht mit dir reden«, hatte sie erwidert und den Hörer wieder auf die Gabel gelegt, als wäre er in Flammen aufgegangen. Sie hatte nach gesichtslosen Schatten im Nebel vor dem Fenster Ausschau gehalten, als das Telefon Sekunden später erneut klingelte.

»Hast du mich gerade abgehängt?«, wollte Peter wissen. Sie hatte weder die Zeit noch die Kraft für seine Empörung. Und sie konnte ihm auch nicht die Wahrheit sagen – dass Devon Kontakt mit ihr aufgenommen hatte und sie ihre Tochter in einer Stunde treffen würde. Er hätte ihr ohnehin nicht geglaubt. Aber er würde ihr noch glauben, dachte sie, als das Telefon wieder zu läuten begann. Sie hatte ihre Handtasche genommen und war, verfolgt vom beharrlichen Klingeln des Telefons, aus ihrem Zimmer die Treppe hinunter in die Lobby geflüchtet.

Eine halbe Stunde später bog Marcy endlich in die Bishop Street, und die drei riesigen Türme der französisch-gotischen Kathedrale erhoben sich aus dem Nebel über die Silhouette der Stadt.

Gegenüber parkten vier große Touristenbusse. »Das existierende Bauwerk, das auf dem Boden steht, den der heilige Finbarr 600 nach Christus für seine Kirche und Schule ausgewählt hat, wurde 1870 vollendet. Bemerkenswert sind vor allem die kunstvollen Mosaiken im Innenraum«, hörte Marcy einen Führer erläutern, der versuchte, die Herde seiner Schutzbefohlenen zum Haupteingang zu lotsen.

Auf der Suche nach Devon ließ sie ihren Blick über die Massen schweifen, die sich am Eingang drängelten. Sie sah jede Menge junge Frauen mit langem braunem Haar, einige mit traurigen Augen und ausgeprägten Wangenknochen, aber keine davon war ihre Tochter. Sie blickte auf die Uhr. Es war noch früh. »Komm um eins vor die St. Fin Barre's Cathedral«, lautete Devons präzise Anweisung, und bis dahin waren es noch zwanzig Minuten. Wahrscheinlich war Devon noch gar nicht hier. Marcys Blick huschte weiter von Gesicht zu Gesicht, während sie sich bis zu dem riesigen Eingangsportal vordrängte. Devon war fast nie pünktlich. Wie oft hatte Marcy warten müssen, wenn sie sie zur Schule bringen wollte, während ihre Tochter im Bad rumgetrödelt hatte? Wie viele reservierte Tische waren verfallen, weil Devon sich nicht entscheiden konnte, was sie anziehen sollte? Einmal hatten sie die komplette Ouvertüre von *Schwanensee* verpasst, weil Devon im letzten Moment noch duschen wollte.

Marcy verstand, dass Devons fast pathologische Unpünktlichkeit Ausdruck ihrer Unsicherheit und Teil ihrer Krankheit gewesen war. Wenn sie und ihre Tochter in Kürze wieder vereint waren, würde sie dafür sorgen, dass Devon die Hilfe bekam, die sie brauchte. Sie würden einen Arzt finden, den ihre Tochter möchte, einen

Arzt, dem sie vertraute und der dafür sorgte, dass ihre Medikamente richtig dosiert wurden. Schließlich war das Ganze nur eine Störung des chemischen Gleichgewichts, und wenn das wieder hergestellt war ...

»Mutter!«, rief irgendjemand. Als Marcy herumfuhr, sah sie eine junge Frau mit langen braunen Haaren auf sich zukommen. »Herrgott, noch mal, Ma, wie oft hab ich dir schon gesagt, dass du nicht einfach loslaufen sollst?«, fragte die junge Frau atemlos und packte den Arm einer älteren Frau neben Marcy.

Marcy erkannte, dass die Frau gar nicht so jung war, sondern wahrscheinlich eher in ihrem als in Devons Alter. Ihre Mutter wirkte verängstigt und verwirrt, als wüsste sie nicht genau, wer die wütende Frau war.

»Ich fürchte, sie ist nicht ganz bei sich«, erklärte die Frau, als sie Marcys Blick sah. »Alzheimer.« Sie seufzte. »Die Ärzte raten uns, mit ihr an ihre Lieblingsorte zu fahren, aber wenn wir das machen, läuft sie jedes Mal weg. Man muss jede verdammt Sekunde auf sie aufpassen. Sie ist schlimmer als meine Zwölfjährige.« »Treffen wir jetzt deinen Vater?«, fragte die ältere Frau.

»Nein, Ma. Dad ist vor mehr als zehn Jahren von uns gegangen. Das weißt du doch.«

»Vor mehr als zehn Jahren? Wo ist er denn hingegangen?«

»Mach dir keine Sorgen, Ma. Ich bin sicher, zum Abendessen ist er wieder zu Hause.« Sie beugte sich vor. »Er ist tot«, flüsterte sie Marcy zu.

»Er kommt zum Abendessen nach Hause?«, fragte ihre Mutter hoffnungsvoll.

»Ja, Ma. Pünktlich um sechs. Es ist seltsam, seine Mutter so anzulügen, aber was soll's?«, vertraute die Frau Marcy im selben Atemzug an. »Sie fühlt sich gut, und später erinnert sie sich sowieso an nichts mehr.« Sie zuckte die Achseln und führte ihre Mutter zurück in die Menge.

Marcy sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren, und blickte dann wieder auf die Uhr. Noch immer zehn Minuten, dachte sie und fragte sich, ob sie am richtigen Ort war.

Komm um eins vor die St. Fin Barre's Cathedral, hatte Devon ihr erklärt.

Aber die Kirche war riesig, und »vor« konnte alles Mögliche bedeuten. Sollte sie direkt am Eingang warten oder auf einer Seite der imposanten Holzportale, direkt vor dem Gebäude oder ein Stück entfernt? Hatte Devon die schiere Menge von Besuchern einkalkuliert? Würde sie sie zwischen all diesen Menschen überhaupt sehen? Was, wenn Devon sie nicht fand? Was, wenn sie keine Lust hatte, sich durch die Massen zu drängeln? Menschenmengen waren ihr immer unangenehm gewesen. Was, wenn sie in Panik geriet und flüchtete? Oder was, wenn sie ihre Mutter nicht erkannte? Schließlich hatten sie sich seit beinahe zwei Jahren nicht mehr gesehen. Ich hätte etwas Leuchtendes anziehen sollen, dachte Marcy, etwas Auffälligeres. Hastig zog sie ihre Jacke aus und hoffte, dass die blau-weiß gestreifte Bluse reichen würde, die Blicke ihrer Tochter auf sich zu lenken. »Mir ist eiskalt«, murmelte sie wenig später und zog die Jacke wieder an. Wieder schweifte

ihr Blick über die Touristengruppen, die so dicht schienen wie der Nebel über der Stadt.

Sie sah erneut auf die Uhr, als ihr Telefon klingelte. Marcy nahm das Handy aus ihrer Handtasche und hielt es ans Ohr. »Hallo?«, fragte sie ängstlich.

»Marcy?«, schnitt Liams Stimme durch den trüben Nebel wie ein warmes Messer durch Butter.

»Hat Shannon sich gemeldet?«, fragte sie und sah sich besorgt um. Was, wenn Devon sie telefonieren sah? Was, wenn sie annahm, dass Marcy mit der Polizei sprach?

»Nein, kein Lebenszeichen von ihr. Ich dachte, vielleicht sollte ich sie anrufen ...«

»Nein. Bitte tu das nicht.«

»Nur um zu hören, ob sie Audrey erreicht hat.«

»Ich finde, wir sollten sie nicht unter Druck setzen.«

»Ich wollte sie nicht unter Druck setzen. Ich wollte bloß ... Wo bist du?«

»Was?« Marcy presste das Handy dicht ans Ohr, um bei dem Stimmengewirr der Touristen noch etwas zu verstehen.

»Bist du irgendwo hingegangen?«

»Nein, ich bin nur in der Lobby. Es hat wieder ein Problem mit meiner Kreditkarte gegeben«, log sie.

»Klingt, als ob da ein ziemlicher Menschenauflauf wäre.«

»Gerade ist ein Bus mit Touristen angekommen«, sagte Marcy und beobachtete, wie auf der anderen Straßenseite ein Reisebus hielt. Nicht ganz gelogen, dachte sie.

»Das Hayfield Manor nimmt jetzt auch Reisegruppen auf?«, fragte Liam ungläubig. »Die Wirtschaftskrise trifft wohl alle.«

»Ich muss Schluss machen«, erklärte Marcy ihm. »Man will mich sprechen.«

»Und du bist sicher, dass ich nicht vorbeikommen und dir helfen soll?«

»Absolut. Es ist alles unter Kontrolle, und ich will nicht dafür verantwortlich sein, dass du gefeuert wirst.«

»Dann denkst du also an mich?«

»Ich muss Schluss machen«, sagte sie noch einmal und hoffte, nicht zu ungeduldig zu klingen.

»Okay, aber wenn ich in der nächsten Stunde nichts von Shannon höre, rufe ich sie noch mal an«, sagte er.

»Gut.«

»Vielleicht statte ich ihr auch einen Besuch ab.«

»Ich glaube wirklich nicht, dass das nötig sein wird.«

»Ach ja? Weißt du irgendwas, was ich nicht weiß?«

»Nein, natürlich nicht. Ich versuche bloß, positiv zu denken.«

»Okay. Dann also positive Gedanken.«

»Positive Gedanken«, wiederholte sie.

»Ich ruf dich später an.«

»Okay.« Sie schob das Handy hastig zurück in die Tasche und drehte sich einmal um die eigene Achse. »Positive Gedanken«, flüsterte sie.

Keine Spur von ihrer Tochter.

Und denk dran – wir beobachten dich, hatte Devon sie gewarnt.

Beobachtete irgendjemand sie in diesem Moment und berichtete über jeden ihrer Schritte? Hatte er sie telefonieren sehen und Devon gewarnt, nicht zu kommen?

»Positive Gedanken. Positive Gedanken.«

Und kein Wort zu deinem sexy Freund.

War ihr Beschatter, wer immer es sein mochte, nah genug, um das Gespräch mit angehört zu haben? Wusste er, dass sie Liam nichts verraten hatte?

Vielleicht hätte sie das tun sollen, dachte Marcy. Vielleicht hätte sie ihm alles erzählen sollen. Dann würde er nicht grübeln, warum Shannon sich noch immer nicht gemeldet hatte. Und er würde auch sie nicht noch mal zurückrufen oder gar unangemeldet bei ihr aufkreuzen. Wenn sie nicht aufpasste, vermasselte er noch alles.

Positive Gedanken. Positive Gedanken.

»Verzeihung«, sagte eine Frau irgendwo neben ihr mit einem deutlich nordamerikanischen Akzent.

»Devon?«, fragte Marcy, als sie sich zu der Stimme umdrehte.

»Verzeihung«, wiederholte die junge Frau und schüttelte ihr schulterlanges blondes Haar, »aber wir möchten gerne hier durch.«

»Oh, tut mir leid. Ich wusste nicht ...«

»Manche Leute kriegen echt gar nichts mit«, hörte Marcy den männlichen Begleiter der Frau murmeln.

Marcy spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen. Im selben Moment hörte sie, wie in der Ferne die Glocken der St. Anne's Shandon Church eins schlugen.

»Nicht umdrehen«, flüsterte eine vertraute männliche Stimme ihr plötzlich ins Ohr. Marcy stockte der Atem.

»Los, weitergehen«, wies die Stimme sie an.

»Wo ist Devon?«

»Immer geradeaus. Und nicht umdrehen.«

»Wohin gehen wir?«

»Ihre Tochter treffen.«

»Warum ist sie nicht hier?«

»Gehen Sie weiter.« Eine kräftige Hand an ihrem Ellbogen navigierte sie durch die Menge.

»Wo ist sie?«

»Nicht weit von hier. Haben Sie jemandem erzählt, wohin Sie gehen?«

»Nein. Niemandem.«

»Gut. Weiter. Richtung Sullivan's Quay.«

»Ist Devon dort?«

»Stellen Sie nicht so viele Fragen.«

»Ich will nur meine Tochter sehen.«

»Das werden Sie..«

Sie gingen einige Minuten schweigend. Tausend Gedanken wirbelten durch Marcys Kopf wie Kleider in einem Wäschetrockner. Wohin führte er sie? Würden sie wirklich Devon treffen, oder war das eine Falle?

Mit einem Druck auf ihren Ellbogen bedeutete ihr Begleiter Marcy stehen zu bleiben.

»Geben Sie mir Ihr Handy«, wies er sie an.

»Mein Handy? Warum?«

»Geben Sie es einfach her.«

Marcy griff in die Handtasche und zog ihr Telefon heraus. Bevor sie protestieren konnte, wurde es ihr aus der Hand gerissen.

»Ich glaube nicht, dass Sie das noch brauchen«, meinte er und warf das Handy in den nächsten Mülleimer.

»Aber ...«

»Weitergehen.«

»Ist diese Geheimnistuerei wirklich nötig?«, fragte Marcy, als sie sich dem Sullivan's Quay näherten.

»Wahrscheinlich nicht. Aber irgendwie lustig, finden Sie nicht? Die nächste Straße links.«

»Und was dann?«

»Das werden Sie sehen, wenn wir da sind.«

»Bringen Sie mich wirklich zu Devon?«

»Was sollte ich denn sonst tun?«, fragte er.

»Ich weiß nicht. Was wollten Sie denn an dem Nachmittag erreichen, als Sie mich mit dem Fahrrad angefahren haben?« Marcy fuhr herum und sah den jungen Mann direkt an.

»Ich wollte Sie dazu bringen, sich um Ihren eigenen Kram zu kümmern und sie in Ruhe lassen«, antwortete Jax höhnisch. »Das hat offensichtlich nicht geklappt.«

»Devon ist meine Tochter. Was erwarten Sie?«

Der Junge zuckte die Achseln, wobei seine Bomberjacke aus schwarzem Leder hörbar knitterte. Ein paar Ecken weiter blieb er plötzlich stehen. »Steigen Sie ein«, sagte er.

»Was?«

Er fasst den Türgriff eines schwarzen Kleinwagens, der am Straßenrand parkte.

»Sie wollen doch Ihre Tochter sehen, oder?«

»Ja, natürlich.«

Er hielt ihr die Tür auf. »Dann steigen Sie ein. Sie wartet auf Sie.«

KAPITEL NEUNUNDZWANZIG

Sie waren seit fast einer Stunde unterwegs, in der Marcy ihn unaufhörlich mit Fragen bombardiert hatte, die Jax beharrlich ignoriert hatte. Dann endlich brach er sein Schweigen. »Glotzen Sie mich nicht so an«, fuhr er sie an. »Davon krieg ich Kopfschmerzen.«

Sofort schlug Marcy den Blick nieder. »Tut mir leid, ich wollte Sie nicht anstarren.« Sie hatte gar nicht gemerkt, dass sie ihn musterte. Aber sie war es leid, in den Nebel zu spähen, und von den zahlreichen Kurven und dem ständigen Hin- und Herschalten des Jungen war ihr ein wenig übel. Deshalb hatte sie ihren Blick lediglich an das nächste belebte Objekt in ihrer Umgebung geheftet.

»Gefällt Ihnen, was Sie sehen?«, fragte Jax und verzog die Lippen zu einem Lächeln.

»Nicht besonders.«

Er lachte. »Ich hab schon gehört, dass Sie einen speziellen Humor haben.«

»Ach ja? Wer hat Ihnen das denn erzählt?«

»Was denken Sie denn?«

Nicht Devon, dachte Marcy und versuchte sich zu erinnern, wann sie ihre Tochter zum letzten Mal zum Lachen gebracht hatte. Ihr Verhältnis war nicht von Gelächter, sondern von Tränen geprägt gewesen. »Wohin fahren wir?«, fragte sie.

»Das sehen Sie noch früh genug.«

»Ist es weit?«

»Weit genug.«

»Dauert es noch lange?«

»Lange genug.«

Marcy seufzte frustriert. Das war lächerlich, dachte sie.

»Lehnen Sie sich zurück, und genießen Sie die Fahrt«, sagte Jax, schaltete das Radio an und gleich wieder aus, weil das Rauschen lauter war als die irische Folk Music, die es untermalte.

Gehorsam sank Marcy in ihren Sitz zurück, lehnte den Kopf an die Kopfstütze und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder der schmalen Straße zu. Vor etwa zehn Minuten hatten sie die Autobahn verlassen und fuhren jetzt entlang der gezackten Küstenlinie nach Süden. Mit welchem Ziel? Wohin brachte er sie?

Unter dem Vorwand, ihre immer noch schmerzende Wange zu reiben, blickte sie wiederholt verstohlen in seine Richtung. Der Junge war im Profil erstaunlicherweise attraktiver als von vorn, die Trägheit seiner Züge nicht so ausgeprägt, Nase und Kinn wirkten markanter. Sogar seine kleinen dunklen Augen schienen weniger leer, was allerdings auch daran liegen konnte, dass er sich so angestrengt auf die Straße konzentrierte. Draußen herrschte immer noch eine unwirtliche Mischung aus Regen und Nebel, sodass man kaum die Hand vor Augen sehen konnte.

»Wie lange kennen Sie meine Tochter schon?«, wagte Marcy eine weitere Frage, als sie zehn Minuten später über einen angenehm trockenen Straßenabschnitt fuhren.

»Etwa ein Jahr«, sagte er, als sie gerade jede Hoffnung aufgegeben hatte, dass er überhaupt antworten würde.

»Wie haben Sie sich kennengelernt?«

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Überhaupt keine. Ich bin bloß neugierig.«

Wieder langes Schweigen. Marcy bemerkte ein Hinweisschild nach Clonakilty und ein Stück weiter eines nach Galley Head.

»Wir haben uns in einem Club namens Mulcahy's kennengelernt«, sagte er schließlich.

Marcy hielt kurz den Atem an und fragte sich, ob er das Mulcahy's nur erwähnt hatte, um sie provozieren.

»Ich hab gehört, Sie waren neulich abends dort«, beantwortete er ihre stumme Frage.

»Ja«, sagte sie, unsicher, was er als Nächstes hören wollte, wenn überhaupt etwas.

»Wie finden Sie den Laden.«

»Interessant«, antwortete Marcy.

Jax lachte. »Das ist er allerdings.« Er lachte noch einmal. »Aber nicht ganz Ihr Geschmack, würde ich vermuten.«

»Demographisch nicht direkt meine Abteilung«, sagte sie und bereute es sofort, als sie sah, wie Jax wütend die Augen zusammenkniff.

»Was soll das denn heißen, verdammt noch mal?«

»Demographisch? Es bezieht sich auf Alter, Ehestand und Beruf eines Menschen ... welcher gesellschaftlichen Schicht man zuzurechnen ist«, versuchte sie zu erklären, doch sein Blick sagte ihr, dass sie es damit nur noch schlimmer machte.

»Sie halten sich wohl für verdammt schlau, was? Sie fühlen sich so überlegen.«

»Nein, ich ...«

»Sie sind auch nicht besser als alle anderen.«

»Das habe ich nie behauptet.«

»Nein, aber Sie denken es.«

»Nein, wirklich nicht.«

»Ich bin nicht blöd, verstanden?«

»Das habe ich auch nicht gesagt.«

»Sie müssen es nicht sagen.«

»Ich denke nicht, dass Sie blöd sind.«

»Das heißtt, Sie glauben, ich bin intelligent?«

»Ich glaube nicht, dass meine Tochter sich für Sie interessieren würde, wenn Sie es nicht wären«, versuchte Marcy das Gespräch wieder auf Devon zu lenken.

Jax grinste. »Ich schätze, sie findet mich ziemlich clever.«

Eine weitere Pause, ein weiterer heftiger Schauer.

»Darf ich Sie fragen, was für eine Beziehung Sie zu meiner Tochter haben?«, fragte Marcy bemüht beiläufig, als wollte sie nur die Zeit vertreiben.

»Nein, dürfen Sie nicht.«

Wieder schwiegen sie, und man hörte nur das Geräusch der Scheibenwischer, die hektisch über die Windschutzscheibe glitten.

»Wollen Sie wissen, ob wir ein Paar sind?«, fragte Jax, als sie an einem Schild vorbeifuhren, das die Entfernung bis zur Stadt Skibbereen mit zwanzig Kilometern angab.

»Und? Sind Sie?«, tat Marcy ihm mit einem flauen Gefühl im Magen den Gefallen.

»Früher mal. Jetzt nicht mehr so.«

»Warum? Hat sie einen anderen?«

Jax zuckte die Achseln. »Da müssen Sie Audrey fragen.«

»Ich frage aber Sie.«

»Und ich sag es Ihnen nicht«, gab er zurück wie ein trotziger Sechsjähriger.

Wieder schwiegen sie auf der Fahrt über die schmale einspurige Straße, die Flussläufen folgte und sich um Hügel, durch Täler und winzige Fischerdörfchen wand. Wohin zum Teufel brachte er sie?

»An dem Tag, an dem Sie mich mit dem Fahrrad angefahren haben«, sagte sie und beobachtete, wie er den Kiefer anspannte und das Lenkrad fester packte, »müssen Sie gewusst haben, wo ich war, Sie müssen mir gefolgt sein.«

»Sie hätten sich mal sehen sollen. Ihr Auftritt war einfach nur peinlich.«

»Verzeihung«, sagte er spöttisch und hob die Stimme um mindestens eine Oktave, während er den Blick weiter fest auf die Straße richtete, »aber erkennt jemand das Mädchen auf diesem Foto? Es ist meine Tochter. Erkennen Sie sie? Können Sie mir helfen?« Er kicherte.

»Wer hat Ihnen gesagt, dass Sie mir folgen sollen?«

Er sagte nichts.

»Wessen Idee war es, mein Hotelzimmer zu verwüsten?«

Nach wie vor nichts.

»Wer hat Ihnen gesagt, dass Sie meine Sachen zerstören sollen?«

Er schüttelte den Kopf, als wollte er eine lästige Fliege abschütteln.

»Warum haben Sie das getan?«

Er sah sie an, senkte das Kinn und zog die Brauen hoch. »Wir hatten irgendwie gehofft, dass das reichen würde, um Sie zum Heimflug zu überreden.«

»Und der Diebstahl meiner Ohrringe?«

»Oh, das war meine Idee«, sagte Jax stolz. »Ich hab sie da liegen sehen und konnte nicht widerstehen.«

»Sie haben sie Shannon geschenkt«, stellte Marcy fest.

»Und hat sie nicht wunderbar damit ausgesehen?« Er blieb plötzlich mitten auf der engen Straße stehen.

Zuerst dachte Marcy, er wollte sie umbringen und ihre Leiche über eine der Klippen in der Nähe werfen. Niemand würde erfahren, was mit ihr passiert war. Sie würde einfach verschwinden.

Wie Devon, dachte sie.

Sie spähte panisch aus dem Seitenfenster und sah nur Nebel. »Warum haben Sie angehalten? Wo sind wir? Ist Devon hier?«

Zu ihrer Überraschung brach Jax in lautes Gelächter aus. »Ich kann mir Ihre Tochter nur schlecht bei einem Spaziergang mit ein paar Schafen vorstellen.« Er wies aus dem Fenster auf eine Schafherde, die langsam aus dem Nebel tauchte, um an einer unmarkierten Kreuzung die Straße zu überqueren. »Demographisch nicht ganz Ihre Abteilung«, fügte er spitz hinzu, als Marcy die Schafe in einen praktisch unsichtbaren Feldweg biegen sah.

Zehn Minuten später war das letzte Schaf verschwunden, er legte einen Gang ein und schaltete binnen Sekunden unsanft in den vierten hoch, als der Wagen mit ruckelndem Missvergnügen Tempo aufnahm.

»Ist es noch sehr weit?«, fragte Marcy, deren Blase drückte. »Ich müsste mal auf die Toilette.«

Sie erwartete, dass er sie ignorieren oder zurückweisen würde. Stattdessen sagte er: »In ein paar Minuten kommt ein Laden, wo wir anhalten können.«

»Das wäre sehr nett, vielen Dank.«

»Nichts zu danken. Ich bin halt ein netter Junge.« Er lachte.

Er glückste immer noch, als sie vor einer türkisfarbenen Bierkneipe hielten, die aus dem Nichts am Straßenrand auftauchte, Blumenkästen auf den Fensterbänken, die Blumen unter dem Regen förmlich eingeknickt. Aus dem Schornstein stieg Rauch auf und vermischtete sich mit dem Nebel. »Sie haben zwei Minuten«, sagte Jax und packte Marcys Arm, als sie aussteigen wollte. »Ich warte direkt vor der Tür.

Machen Sie keine Dummheiten.«

»Zum Beispiel?«, fragte Marcy ihn ungläubig. Was glaubte er, was sie tun würde? Die Flucht ergreifen?

»Zum Beispiel irgendwen anrufen.«

»Sie haben mein Telefon weggeworfen, schon vergessen?«

»Irgendwelche Mätzchen und Sie sehen Ihre Tochter nie wieder.«

»Sie gucken zu viel Fernsehen«, erklärte sie ihm und stieg aus dem Wagen.

»Ja, Mommy«, rief er ihr höhnisch nach. »Ich war ein sehr unartiger Junge, Mommy. Gibt es jetzt eine Tracht Prügel?«

Ohne zu antworten lief Marcy zum Eingang des Lokals. Obwohl der keine zwei Meter entfernt war, war sie pitschnass, bis sie eingetreten war. Als Erstes sah sie einen flackernden Kamin und musste den Impuls unterdrücken, es sich in einem der beiden Schaukelstühle davor bequem zu machen. Ihre Beine waren von der langen Fahrt in Jax' engem Wagen ganz taub geworden, ihre Knie bedenklich weich. Wie weit mussten sie noch fahren? Brachte er sie wirklich zu ihrer Tochter?

»Nun, schauen Sie sich an«, rief eine hübsche rothaarige Kellnerin. »Sie sehen ja völlig erfroren aus. Stellen Sie sich ans Feuer, Liebchen. Wärmen Sie sich auf.« »Keine Zeit«, sagte Jax, der hinter Marcy hereingekommen war und eine schwere Hand auf ihre Schulter legte. »Meine Mum muss mal auf die Toilette«, erklärte er den sechs Männern am Tresen. Marcy verzog das Gesicht und folgte dem erhobenen Finger der Kellnerin zu den Toiletten an der Rückseite des schwach beleuchteten Raumes. »Ich nehm ein Guinness«, hörte sie Jax sagen.

»Meinen Sie, es ist gut, auch noch Alkohol zu trinken?«, fragte Marcy, als sie wieder im Wagen saßen und sie die offene Bierflasche zwischen Jax' kräftigen Schenkeln sah. »Ich hätte gedacht, Fahren ist auch so schon schwierig genug ...« »Nicht nachdenken.«

Nicht zu viel nachdenken, hörte sie Sarah sagen. *Einfach locker aus der Hüfte schwingen.*

»Ich meinte ja bloß ...«

»Es interessiert mich nicht, was Sie gemeint haben.« Demonstrativ nahm er ein, zwei große Züge aus der Flasche. »Oh-hm. Entschuldigen Sie meine Manieren«, sagte er und schwenkte die Flasche vor ihrer Nase. »Wollen Sie auch einen Schluck. Nur nicht schüchtern.«

Marcy wandte den Kopf ab, und ihr Magen rumorte, als ihr der Biergeruch in die Nase stieg. »Wie lange noch?«, fragte sie ein paar Minuten später. Sie hatte das Gefühl, als würden sie schon ewig fahren.

»Nicht mehr lange.« Er bog in eine schmale Nebenstraße, warf die leere Bierflasche in das hohe Gras und fuhr vorsichtig eine steile Klippe hinauf.

»Schade, dass es draußen so feucht und ungemütlich ist. So können Sie die Aussicht gar nicht genießen. Auf der Kuppe ist sie ziemlich spektakulär.«

Trotz Wind und Regen hörte Marcy die Keltische See gegen die Felsen in der Tiefe donnern. Wohin zum Teufel brachte er sie? »Wo sind wir?«, fragte sie.

Zu ihrer Überraschung antwortete er: »Roaringwater Bay. Guter Name, was?« Was machte Devon an einem Ort namens Roaringwater Bay?

Sie war nicht hier, begriff Marcy mit einer Gewissheit, die ihr beinahe den Atem raubte. Der Junge hatte nie die Absicht gehabt, sie zu ihrer Tochter zu fahren. Höchstwahrscheinlich brachte er sie möglichst weit von ihr fort. Auf Devons Anweisung? War diese ganze ausgeklügelte Scharade ihre Idee gewesen? Alles, was in den letzten Tagen geschehen war? Hasste ihre Tochter sie so sehr, fragte Marcy sich.

Du sollst wissen, wie sehr ich dich liebe, dich immer geliebt habe und immer lieben werde.

»Hat sie je von mir gesprochen?«, fragte Marcy, die Worte schon über ihre Lippen, ehe sie sich dessen bewusst war.

»Audrey?«, fragte Jax, als ob Marcy auch jemand anderen gemeint haben könnte.

»Ihr Name ist Devon«, verbesserte Marcy ihn.

»Für mich ist sie Audrey.«

»Hat sie über die Zeit gesprochen ... als sie noch Devon war?«, fragte Marcy zögerlich.

»Nee.« Der Junge zuckte die Achseln. »Sie hat gesagt, da gäb es nicht viel zu erzählen.«

»Hat sie niemals ihren Bruder erwähnt?«

»Wusste gar nicht, dass sie einen hat.«

»Oder ihren Vater oder ihre Tante?«

»Die, die sechsmal verheiratet war?«

»Fünf«, korrigierte Marcy abwesend und verspürte einen Stich der Eifersucht.

»Sie hat gesagt, ihre Oma hätte sich das Leben genommen.«

»Meine Mutter.«

»Wissen Sie, was mit *meiner* Ma passiert ist?«, fragte Jax beinahe stolz.

Marcy schüttelte den Kopf.

»Mein Dad hat sie umgebracht.«

»Was?«

»Ich schwöre, das ist die Wahrheit. Er kam eines Abends besoffen nach Hause«, stellte Jax so beiläufig fest, als würde er über das unfreundliche Wetter sprechen.

»Und meine Ma hat angefangen ihn zu beschimpfen und beschuldigt, er hätte das Geld gestohlen, das sie versteckt hatte, Geld, das sie als Putzfrau verdient hatte, und die beiden gerieten in einen wilden Streit, wie wir acht Kinder ihn noch nie erlebt hatten, und sie hat gezetert und ihm mächtig zugesetzt, und er hat angefangen, sie rumzuschubsen, was normal war, wenn er betrunken war, und das war er praktisch immer, außer dass er diesmal plötzlich ein großes Schlachtermesser in der Hand hatte, und im nächsten Moment lag meine Ma tot auf dem Boden, den Hals von einem zum anderen Ohr aufgeschlitzt, und das Blut sprudelte, als wäre er auf Öl gestoßen oder so.«

»Gütiger Gott.«

»Ja, nun, der war an dem Abend bestimmt nirgendwo in der Nähe. Obwohl es im Haus von Gardai nur so wimmelte. Sie waren überall und sind in dem Blut ausgerutscht. Das hätten Sie mal sehen soll. Einer ist ausgerutscht, gegen eine Wand gekracht und hätte sich fast das Bein gebrochen. Es war ziemlich witzig, kann ich Ihnen sagen.« Er lachte. »Ein paar Monate später gab es einen Prozess, mein Dad wanderte in den Knast, und wir Kinder wurden auf Pflegefamilien verteilt. Ein beschissenes Durcheinander.«

»Wie furchtbar für Sie. Das tut mir sehr leid.«

Jax blickte misstrauisch in ihre Richtung. »Wieso tut es Ihnen leid? Sie waren es doch nicht.«

»Es tut mir leid, dass Sie das durchmachen mussten.«

»Ach, das war keine große Sache.«

»Ihr Vater hat Ihre Mutter vor Ihren Augen getötet. Ich würde schon sagen, dass

das schlimm ist.«

»Tja, nun, Sie fragt aber keiner, oder?«

»Es tut mir leid«, entschuldigte Marcy sich noch einmal.

»Ich brauche Ihr Mitleid nicht.«

»Es ist kein Mitleid.«

»Na, was auch immer es ist, ich brauche es nicht.« Er schlug mit der rechten Hand wütend auf das Armaturenbrett, wodurch er die Kontrolle über das Lenkrad verlor. Der Wagen scherte nach rechts aus, holperte über ein paar Felsen und Spalten und kam schleudernd gefährlich nahe am Rand der Klippe zum Stehen. »Scheiße!

Schauen Sie, was ich Ihretwegen gemacht habe«, rief Jax mit aschfahlem Gesicht, seine Stimme eine Oktave höher als normal. »Wollen Sie uns umbringen?«

»Es tut mir leid«, sagte Marcy.

»Herrgott, ist das alles, was Sie sagen können?«

Marcy wollte sich erneut entschuldigen, biss sich jedoch auf die Lippe, um es sich zu verkneifen.

»Es ist verdammt irritierend, wissen Sie das?« Die Farbe kehrte langsam in seine Wangen zurück. »Man könnte glauben, Sie wären für jedes Unglück verantwortlich, was je passiert ist.«

»So fühle ich mich manchmal.«

»Halten Sie sich wirklich für so verdammt mächtig?«

Marcy hätte beinahe gelächelt. Sie hatte sich ganz im Gegenteil immer völlig ohnmächtig gefühlt. Aber vielleicht hatte er recht.

»Apropos überlegen.« Ohne auch nur einen flüchtigen Blick nach rechts und links lenkte er den Wagen zurück auf die Straße. »Sie haben mich doch eben gefragt, ob sie je von Ihnen gesprochen hat«, sagte er, während er weiter den steilen Hang hinauffuhr.

Marcy erkannte in der Ferne die Umrisse eines alten Bauernhauses. Brachte er sie dorthin? »Und hat sie?«

»Sie hat mir mal erzählt, dass Sie sie angeschrien haben, als sie noch klein war, weil sie die Wände vollkritzelt hatte.«

Marcys Magen krampfte sich zusammen. »Daran erinnert sie sich?«

»Sie hat gesagt, es wäre ihre früheste Erinnerung. Sie hat gesagt, sie könnte Sie immer noch schreien hören.«

Tränen schossen in Marcys Augen und strömten über ihre Wangen. Das war schlimmer, als von der Klippe zu fallen und ins Meer zu stürzen.

»Sie haben sie oft angeschrien, was, Marcy?«, fuhr Jax fort, der sich für das Thema zu erwärmen begann und es offensichtlich genoss, sie zum Weinen gebracht zu haben. »Das hat Audrey jedenfalls gesagt. Sie hat mir erzählt, dass Sie sie zu Klavierstunden gezwungen und jedes Mal angebrüllt haben, wenn sie falsch gespielt hat.«

Daran erinnerte sie sich also auch.

»Jetzt fühlen Sie sich wohl nicht mehr so überlegen, was?«

Marcy sagte nichts.

»Was ist los? Haben Sie Ihre Zunge verschluckt?«

Sie fuhren schweigend weiter, das einstöckige Bauernhaus auf der Kuppe des Hügels wurde größer. Aus der Nähe wirkte es verfallen und erinnerte eher an eine Ruine als an einen Ort, an dem tatsächlich jemand wohnte. Marcy bemerkte, dass die grauen Steine von scheinbar wahllos verschiedener Größe und Form waren, die Fenster mit verwitterten Brettern vernagelt. Hier hatte seit langer Zeit kein Mensch mehr gewohnt, begriff sie, als Jax neben dem Haus hielt, aus dessen verfallenem Kamin Rauch aufstieg.

»Sieht so aus, als hätte jemand ein Feuerchen angemacht«, verkündete Jax und öffnete die Wagentür.

Sofort erfüllte das Geschrei eines Babys die Luft und übertönte das Heulen des Windes.

Marcys Kopf schnellte herum.

»Ah, die wohlklingende Stimme von Miss Caitlin O'Connor«, sagte Jax lachend.

»Sie ist hier?«

»Leibhaftig.«

»Und Devon?«

»Wo sollte sie sonst sein?« Jax kam um den Wagen, öffnete Marcys Tür und fasste ihren Ellbogen. »Ihre Handtasche können Sie im Wagen lassen«, erklärte er ihr.

»Die brauchen Sie nicht.«

KAPITEL DREISSIG

Das alte Haus war dunkel und roch wie seit Langem verlassen. Schmale Lichtstreifen fielen zwischen den dicken Brettern vor den Fenstern hindurch und mischten sich mit dem matten Schimmer des glühenden Kamins in einem der Räume, in dem sich der normalerweise gemütliche Geruch brennenden Holzes mit einem durchdringenden Fäulnisgestank vermischtet. Die Schreie eines Babys erfüllten die feuchte Luft, sickerten durch die Wände und lockten Marcy näher. Im Rücken spürte sie Jax' Hand, die sie vorwärtsschob.

Es gab keine Möbel oder elektrischen Geräte, nichts, was einen Raum vom nächsten unterschied. Nur nackte Steinmauern und schmutzige Fußböden. »Immer dem Gebrüll nach«, sagte Jax ominös, als sie durch eine Tür nach der anderen gingen und der Qualmgeruch schwerer und beißender und das Geschrei mit jedem Schritt lauter wurde. Das flackernde Licht des Feuers funkelte wie eine Discokugel, die nichts beleuchtete. »Ziehen Sie den Kopf ein«, warnte Jax sie, seine Hand auf ihrem Kopf, und stieß sie in das nächste Zimmer.

Als Erstes sah Marcy die schattenhafte Gestalt einer jungen Frau, die in dem ansonsten leeren Raum auf einem Stuhl mit hoher Lehne saß, als Zweites die Strähnen ihres rotblonden Haars, die in ihre kleinen verängstigten Augen fielen. Als Nächstes erkannte sie den Knebel in ihrem Mund und das dicke Seil, mit dem sie an den Stuhl gefesselt war.

»O mein Gott, Shannon!«

»Schnauze«, fauchte Jax und brachte sie mit einem weiteren Stoß zum Schweigen. In diesem Moment sah sie das Baby, das zwischen Shannons gefesselten Füßen und dem Kamin in einem Karton lag. Sein Gesicht war tränenüberströmt und glänzte wie ein leuchtend roter Ballon im fahlen Schein des Feuers, das fast bis auf die Glut heruntergebrannt war und kaum Licht und noch weniger Wärme spendete. »Herrgott, das Geplärre ist ja nicht zum Aushalten«, rief Jax, schüttelte entnervt den Kopf und raufte sich das braune lockige Haar.

»Das hat lange genug gedauert«, erklärte eine Stimme aus dem Schatten.

Marcys Blick schoss in die Richtung, ihr Herz pochte, und ihre Knie wurden weich. Sie sah nichts. »Devon?«, flüsterte sie, doch das Wort ging im durchdringenden Geschrei des Babys unter.

»Ich hab euch schon vor einer Stunde erwartet.«

»Hast du gesehen, was da draußen los ist? Außerdem brauchte deine Ma einen Boxenstopp«, sagte Jax höhnisch, und Marcy musste sich mit den Zehen an den Boden klammern, um nicht umzufallen.

»Devon«, sagte Marcy noch einmal lauter.

»Sie möchte lieber Audrey genannt werden«, informierte Jax sie.

»Was ist los, Mommy?«, fragte die Stimme provozierend. »Du scheinst ja nicht besonders glücklich zu sein.«

Marcy drehte sich hilflos im Kreis. »Wo bist du?«, flehte sie und suchte die nackten grauen Wände ab. »Bitte, mein Baby, zeig dich.«

»Ich bin nicht dein Baby.« Die Stimme war flach und voller allzu vertrauter Verachtung.

Allmählich gewöhnten Marcys Augen sich an das düstere Licht. Sie konnte jetzt deutlicher erkennen, dass das verängstigte, an den Stuhl gefesselte Mädchen Shannon war, die fast unmerklich die Füße bewegte und versuchte, sich zu befreien. Sie las den flehenden Blick des Mädchens, der zu dem großen Schürhaken zuckte, der am Kamin lehnte, und dann zu einer Tür auf der anderen Seite des Raumes.

»Bitte lass dich ansehen«, bat Marcy leise und sehnte sich mit jeder Faser ihres Körpers danach, ihre Tochter in die Arme zu schließen. Selbst jetzt noch, dachte sie, trotz der beinahe surrealen Szene vor ihren Augen. Trotz Devons Beteiligung daran. Trotz allem.

»Du siehst mich, wenn ich dazu bereit bin.«

»Ich will dich nur in den Arm nehmen.«

»Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.«

»Warum nicht? Was ist hier los? In was bist du geraten?«

»Oh, ich denke, die Antwort darauf weißt du schon. Oder nicht, Mommy? Ich hab gehört, du hast den Gardai eine Wahnsinnsstory erzählt. Die denken, du bist total übergeschnappt.« Sie lachte. »Und das passt uns ehrlich gesagt ziemlich gut in den Plan.«

»Welchen Plan?«, fragte Marcy. An der Wand tanzte ein Schatten, als langes Haar geschüttelt wurde.

»Willst du die Details hören? Sie werden dir nicht gefallen.«

»Ich denke, so viel bist du mir mindestens schuldig.«

»Ich bin dir überhaupt nichts schuldig.«

»Hör mal«, sagte Jax ungeduldig. »Wir vergeuden nur unsere Zeit. Wir haben das Geld. Warum erschießen wie sie nicht einfach und verschwinden?«

Durch ihren Knebel stieß Shannon einen gedämpften Schrei aus. Ihre verzweifelten Bemühungen, sich zu befreien, wurden offensichtlicher. Sie begann hektisch mit ihrem Stuhl vor und zurück zu wippen.

Eine ferne Erinnerung schoss durch Marcys Gedanken – eine Kleiderschranktür, die geöffnet und geschlossen, geöffnet und geschlossen und wieder geöffnet und geschlossen wurde –, als Audrey entschlossen in die Mitte des Raumes trat. Die langen dunklen Haare hingen ihr immer noch ins Gesicht, sodass es nicht genau zu sehen war, doch die Pistole in ihrer Hand war deutlich zu erkennen.

»Entspann dich«, sagte sie zu Shannon und legte ihr die freie Hand auf die Schulter, um das wilde Geschaukel zu bremsen. »Wir werden dich nicht erschießen.« Sie blickte zu Marcy, und ein Funken aus dem Kamin beleuchtete ihr grausames Lächeln. »Meine Mutter wird es tun.«

Marcy hielt die Luft an und taumelte rückwärts, als wäre sie geschlagen worden. Shannon zerrte erneut panisch an ihren Fesseln. Das Baby zu ihren Füßen heulte weiter.

»Es ist im Grunde wirklich ganz einfach, Mommy. Das meiste hattest du dir schon selber zusammengereimt. Bis auf meine Beteiligung natürlich.« Audreys Lächeln wurde breiter, sie genoss ihren großen Auftritt offensichtlich. »Der ursprüngliche Plan war, die plärrende kleine Caitlin zu entführen, Lösegeld zu erpressen und Shannon als die Schuldige hinzustellen. Aber dann bist du auf der Bildfläche erschienen, hast deine blöden Fotos in der halben Stadt rumgezeigt und jedem, der dir zugehört hat, deine rührselige Geschichte erzählt, also mussten wir improvisieren. Anfangs dachten wir, wir könnten dich einfach ignorieren, dann würdest du vielleicht wieder verschwinden. Aber du wolltest keine Ruhe geben und auch nicht verschwinden. Dann haben wir versucht, dich abzulenken – auch das hat nicht geklappt. Du bist auf deine Art verdammt zielstrebig, was, Mommy? Dann wollten wir dir einen Schrecken einjagen, doch wie sich herausgestellt hat, lässt du dich auch nicht so leicht abschrecken. Wir haben sogar überlegt, dich umzubringen, bis wir schließlich erkannt haben, dass wir dich zu unserem Vorteil nutzen könnten, dass du unser – wie sagt man –, unser Sündenbock sein könntest. Ja, genau. Die arme Marcy, nervlich zerrüttet vom Tod ihrer Tochter, fixiert sich auf die dumme naive Shannon, und als jene ihre erbärmlichen Versuche, eine Freundschaft anzuknüpfen zurückweist, rastet sie aus und engagiert einen Helpershelfer, um sie und das Baby zu entführen. In ihrer zunehmenden Verzweiflung tötet sie beide in ihrem Wahn und richtet die Waffe dann, überwältigt von Schuld und Reue, gegen sich selbst. Derweil verschwindet ihr Komplize mit dem Lösegeld.«

»Das wäre ich«, sagte Jax prahlerisch.

»Nein, nicht direkt«, sagte Audrey mit süßlicher Stimme und richtete die Waffe in ihrer Hand auf seinen Kopf.

»Was zum Teufel machst du?«, fragte Jax, und alle Großspurigkeit war aus seiner Stimme gewichen.

»Es ist einfach viel leichter, fünfhunderttausend durch zwei zu teilen als durch drei, findest du nicht auch?«, fragte sie.

Und dann drückte sie ab.

Caitlins Schreie erfüllten die Luft, als Jax von den Füßen gerissen und mit ausgebreiteten Armen nach hinten geschleudert wurde. Blut strömte aus dem Loch in seiner Stirn, als er krachend auf dem Boden landete. Im selben Moment stürzte Shannon sich mitsamt ihrem Stuhl auf Audrey, beide gingen zu Boden, und die Waffe wurde aus Audreys Hand geschleudert. Marcy packte sie, als auch Audrey danach griff, sodass ihre Finger sich streiften. Schockwellen schossen durch Marcys Arm direkt in ihr Herz.

»Keine Bewegung«, warnte sie Audrey, machte einen Schritt zurück und richtete die Pistole auf sie.

»Könntest du mich wirklich erschießen, Mommy?«, fragte Audrey flehend, während das Baby wundersamerweise verstummte.

Marcy starrte der jungen Frau tief in die Augen. »Nennen Sie mich nicht, Mommy«, sagte sie entschlossen. »Ich weiß nicht, wer zum Teufel Sie sind, aber Sie sind nicht meine Tochter.«

»Marcy!«, rief ein Mann. Seine Stimme erfüllte den Raum, und ihr Name prallte von den Wänden ab wie eine verirrte Kugel.

Marcy musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, wer es war. Sie hatte ihn erwartet. »Liam«, sagte sie und drehte sich ein wenig in seine Richtung, ohne Audrey aus den Augen zu lassen.

»Es ist okay, Marcy«, sagte Liam beruhigend und löste sich von dem Türrahmen. »Ich war dir den ganzen Nachmittag auf der Fährte. Die Gardai sind unterwegs.« Er kam noch einen Schritt näher. »Du kannst mir die Waffe geben. Jetzt ist alles gut.« »Keinen Schritt weiter«, warnte sie ihn, und packte die Hand mit der Pistole fester. Er lachte. »Marcy, was machst du? Ich bin's, Liam. Ich bin auf *deiner* Seite, schon vergessen?«

»Du bist nicht auf meiner Seite.«

»Wovon redest du?«

»Du hast von Anfang an hinter allem gesteckt. Du hast die ganze Sache geplant.« Von wem sollte Audrey sonst von ihren Besuchen auf der Polizeiwache wissen? Von wem sollte sie erfahren haben, dass die Gardai sie als eine vor Trauer geistesgestörte Frau mit Wahnvorstellungen abgeschrieben hatten, wenn nicht von Liam? Woher hatte Jax vom Selbstmord ihrer Mutter und den fünf Ehen ihrer Schwester gewusst? Und dass Devon sie immer Mommy nannte? All diese Dinge hatte sie nur Liam anvertraut. Genauso wie sie allein ihm erzählt hatte, dass sie Devon angeschrien hatte, weil sie an die Wand gekritzelt und nicht richtig Klavier geübt hatte.

»Du glaubst, es war meine Idee?« Sein Blick schweifte durch den Raum. »Du glaubst, ich bin hier der große kriminelle Mastermind? Hältst du mich wirklich für so clever?« Er machte einen weiteren Schritt nach vorn. »Komm schon, Marcy. Gib mir die Pistole.«

»Hältst du mich wirklich für so blöd?«, fragte Marcy zurück.

»Marcy ...«

»Bitte zwing mich nicht, dich zu erschießen.«

»Mich erschießen? Komm schon. Das ist doch verrückt.«

»Ja, ich bin sicher, du hast dein Bestes gegeben, die Gardai davon zu überzeugen, dass ich mit dem Sprung, den ich in der Schüssel habe, jeden Polterabend schmeißen könnte.« Sie lachte und dachte an Judith.

»Polterabend? Weißt du eigentlich, was du da sagst?«, fragte Liam, als wäre sie jetzt komplett von Sinnen. Wenn Marcy die Augen schloss, konnte sie beinahe Peter hören. Der einzige Unterschied war der irische Akzent. »Nun komm schon,

Marcy. Leg die Waffe weg. Du bist hysterisch. Du weißt nicht, was du redest.« Mein Gott, dachte Marcy, einen Moment lang abgelenkt vom durchdringenden Geheul einer Sirene. War es möglich, dass sie sich irrte? Hatte Liam doch die Polizei alarmiert?

Im selben Moment stürzte Liam sich auf sie, entwand ihr die Pistole und stieß sie zu Boden. Sie stolperte über Jax' Leiche und rollte Richtung Kamin. »Nimm das Baby«, hörte sie Liam rufen.

Marcy beobachtete, wie Audrey Caitlin aus ihrem Karton riss und, dicht gefolgt von Liam, zur Hintertür rannte. Marcy rappelte sich auf die Füße und schnappte sich den Schürhaken neben dem Kamin. Was zum Teufel hatte sie damit vor?

Nicht lange nachdenken. Einfach ganz locker aus der Hüfte schwingen, hörte sie Sarahs Ermahnung.

Nicht lange nachdenken, wiederholte sie stumm und dann laut: »Einfach locker aus der Hüfte schwingen.«

Sie holte aus, hörte das Surren in der Luft und spürte, wie der Schürhaken Liams Rücken traf. Er wurde nach vorn geschleudert, ließ die Waffe fallen und sank zu Boden. Marcy nahm die Pistole, sprang über seinen reglosen Körper und folgte Audrey nach draußen, wo ihr der Wind ins Gesicht schlug wie ein feuchtes Handtuch. Die Polizeisirenen kamen näher und mischten sich mit Caitlins wütenden Schreien. Marcy spähte hektisch durch den Nebel, bis sie Audrey den steilen Hang hinunterlaufen sah. Über den unebenen Boden stolpernd nahm sie die Verfolgung auf. In der Ferne konnte sie mindestens ein halbes Dutzend Streifenwagen ausmachen, die die gewundene Straße hinaufkamen. »Audrey«, rief sie. »Bleiben Sie stehen! Die Gardai sind hier. Sie können nicht entkommen.«

Audrey trat noch näher an die Klippe, sodass ihr langes Haar um ihr Gesicht flatterte und die oberflächliche Ähnlichkeit zu Devon betonte.

»Geben Sie auf«, erklärte Marcy ihr über die tosende Brandung hinweg. Obwohl sie keine drei Meter voneinander entfernt standen, musste sie schreien, um sich verständlich zu machen.

»Einen Schritt weiter und bye-bye, Baby.« Audrey streckte den Arm aus und hielt den zappelnden Säugling über den Abgrund.

Marcy stellte sich vor, wie ihre Mutter sich Sekunden vor dem tödlichen Sprung gefühlt haben musste, sah sie im freien Fall durch die Luft auf den Asphalt in der Tiefe zutrudeln. »Geben Sie mir die Kleine«, flehte Marcy. »Dann haben Sie zumindest eine Chance zu entkommen.«

»Und was glauben Sie, wie groß die ist?«, fragte Audrey. »Glauben Sie, ich könnte mich einfach in Luft auflösen?«

»Vielleicht.«

»Wie Ihre Tochter?«

Tränen brannten in Marcys Augen. »Meine Tochter ist nicht verschwunden«, gestand sie sich die Wahrheit zum ersten Mal ein. Ihre Mutter und ihre Tochter

waren Kehrseiten derselben tragischen Münze, dachte sie. »Sie ist tot.«

»Ich dachte, das glauben Sie nicht.«

»Ich wollte es nicht glauben.«

»Ach ja? Ich sag Ihnen was«, rief Audrey, als hinter ihnen Bremsen kreischten und Türen zugeschlagen wurden. »Ich schlag Ihnen einen Deal vor – das Baby für die Pistole. Was meinen Sie?«

»Abgemacht«, willigte Marcy rasch ein.

»Sie zuerst«, wies Audrey sie an. »Werfen Sie die Waffe rüber.« Mit der freien Hand wies sie auf ein Stück Wiese vor ihren Füßen. »Keine Mätzchen, sonst hat das Baby einen hässlichen Unfall, das schwöre ich Ihnen.«

»Nein, keine Mätzchen.« Vorsichtig warf Marcy die Pistole in die angegebene Richtung und sah sie in dem hohen feuchten Gras vor Audreys Füßen verschwinden. »Jetzt geben Sie mir das Baby.«

Audrey starrte Marcy mehrere Sekunden lang an, als würde sie überlegen, was sie als Nächstes tun sollte. Dann machte sie vorsichtig einen Schritt auf Marcy zu und hielt ihr das Baby hin.

Genau wie in meinem Traum, dachte Marcy mit angehaltenem Atem. *Hier ist das Mädchen, das du dir immer gewünscht hast*, hatte Devon gesagt, bevor sie das Baby in ihre Arme hatte fallen lassen.

Mein Baby ist tot, dachte Marcy. Ich konnte sie nicht retten.

»Sie gehört Ihnen«, sagte Audrey und ließ das schreiende Baby in Marcys ausgestreckte Arme fallen.

»Marcy!«, rief eine Stimme, und im nächsten Moment tauchte Vic Sorvino aus dem Nebel auf und lief auf sie zu.

Als sie seine Stimme hörte, machte Audrey einen Satz nach vorn und griff nach der Waffe im Gras. Dabei stolperte sie über ihre eigenen Füße und verlor ihren ohnehin wackeligen Halt. Hilflos sah Marcy zu, wie das Mädchen rückwärtstaumelte, wild mit den Armen ruderte und mit einem im tosenden Wind verhallenden Schrei in die eiskalten Wellen der Roaringwater Bay stürzte.

KAPITEL EINUNDREISSIG

»Wann ist dir klar geworden, dass sie nicht deine Tochter war?«, fragte Vic, der Marcys immer noch zitternde Hände fest in seinen hielt.

Sie saßen nebeneinander vor dem unaufgeräumten Schreibtisch in Christopher Murphys Büro. Murphy hatte sich entschuldigt, um sich im Nebenzimmer mit Donnelly und Sweeny zu beraten.

»Nicht sofort«, antwortete Marcy. »In dem Bauernhaus war es dunkel, sodass ich mir zunächst nicht sicher war. Ihr Haar war genau wie Devons, und sie waren etwa gleich groß und von ähnlicher Statur. Auch die Form ihres Gesichts war ähnlich, doch die Stimme war anders, auch wenn sie geflüstert hat. Aber sie hat mich die ganze Zeit Mommy genannt, deshalb habe ich mir eingeredet, dass ihre Stimme vielleicht einfach älter geworden war. Die üblichen Erklärungen. Darin bin ich zuletzt ja ziemlich gut gewesen.« Sie seufzte. »Erklärungen« war eine höfliche Beschönigung. »Es war wie gesagt ziemlich dunkel, und sie hielt den Kopf zunächst gesenkt, sodass ihr Gesicht zum größten Teil von ihren Haaren verdeckt war. Und dann hat Jax gesagt, dass sie uns einfach erschießen und verschwinden sollten, und Audrey ging zu Shannon und sagte eiskalt: ›Wir werden dich nicht erschießen. Meine Mutter wird es tun.‹ Und in diesem Moment hat ein Funken aus dem Kamin ihr ganzes Gesicht beleuchtet. Sie hat gelächelt, und ich hörte Peter sagen: ›Das Mädchen braucht eine Klammer.‹« Marcy schüttelte den Kopf. »Und da ist mir glatt die Luft weggeblieben. Ich meine, du erinnerst dich an das Foto von Devon mit den Porzellankronen! Sie hatte perfekte Zähne, und die Zähne dieses Mädchens waren ganz schief. Das waren nicht Devons Zähne!« Marcy atmete vernehmlich aus. »In Wahrheit habe ich es die ganze Zeit gewusst.« Sie zog den abgegriffenen Umschlag mit den Fotos aus der Handtasche in ihrem Schoß und gab Vic Devons Brief. »Du kannst ihn lesen«, sagte sie, und Vic entfaltete ihn behutsam. »Ich wusste die ganze Zeit, dass es ein Abschiedsbrief ist. Ich wollte es bloß nicht wahrhaben. Ich habe mir eingeredet, dass sie es sich im letzten Moment anders überlegt haben könnte. Oder vielleicht auch nur wollte, dass wir sie für tot halten.«

Vic las den Brief und steckte ihn leise zurück in Marcys Handtasche. »Sie hat dich offensichtlich sehr geliebt.«

Marcy nickte. »Ich habe sie auch geliebt. Aber es hat nicht gereicht, um sie zu retten.«

»Ich habe meine Frau auch geliebt«, sagte Vic. »Und es hat nicht gereicht, sie zu retten.«

»Deine Frau hatte Krebs. Das ist nicht das Gleiche.«

»Nicht? Sie hatten beide eine Krankheit, auf die sie keinen Einfluss hatten. Du hast keinen Grund, dich schuldig zu fühlen, Marcy.«

»Nicht? Ich hab ihr erklärt, dass ich es satthatte, Mutter zu sein. Was für eine

»Mutter macht so etwas?«

»Eine ganz normale.«

Marcy dachte wieder daran, wie sie mit Devon geschimpft hatte, weil die sich beim Klavierüben nicht konzentriert hatte, daran, wie sie an jenem schrecklichen Nachmittag ihre stolze kleine Tochter angeschrien hatte, weil sie die Wände vollgekritzelt hatte, daran, wie das Kind sich abgewendet und sich den Bauch gehalten hatte, als wäre es tödlich verwundet.

Aber all das hatte Devon in ihrem Brief mit keinem Wort erwähnt. Stattdessen hatte sie über die wundervollen Zeiten geschrieben, die sie mit ihrer Mutter geteilt hatte, glückliche Erinnerungen an gemeinsame Fernsehnachmitten, Ballettbesuche und entspannte Ferien in ihrem Sommerhaus. Sie hatte nur von Liebe gesprochen.

»Ich habe sie so sehr geliebt«, sagte Marcy leise weinend.

»Ich weiß. Und was noch wichtiger ist, Devon wusste es auch.«

Marcy wischte sich die Tränen von der Wange, als die Tür aufging und Christopher Murphy, gefolgt von John Sweeny und Colleen Donnelly, zurück in den Raum kam.

»Mr. Flaherty hat offenbar ein volles Geständnis abgelegt«, sagte Murphy und ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl fallen.

Es dauerte einen Moment, bis Marcy begriff, dass der fragliche Mr. Flaherty Liam war, und noch ein wenig länger, bis sie verdaut hatte, was Murphy noch sagte.

»Offenbar hat Liams Vater früher für das Bauunternehmen der O'Connors gearbeitet. Er kam vor einigen Jahren bei einem Arbeitsunfall ums Leben, und Liam behauptet, die Familie wäre nicht angemessen entschädigt worden. Also hat Liam beschlossen, das Baby der O'Connors zu entführen und sich das Geld auf diese Weise zurückzuholen. Audrey hat er kennengelernt, als Jax sie eines Abends mit ins Grogan's House gebracht hat. Audrey war neu in der Stadt, ursprünglich stammt sie aus London und hatte in ihrem Leben ständig Ärger. Zu dritt heckten sie den Plan aus, Shannon zu verführen und Caitlin zu kidnappen, mehr oder weniger so, wie Sie es sich zusammengereimt hatten«, sagte Murphy mit einem anerkennenden Lächeln in Marcys Richtung. Er beugte sich vor und stützte sich unsicher auf die Aktenstapel auf seinem Schreibtisch. »Dann sind Sie aufgetaucht, überzeugt, Ihre Tochter gesehen zu haben, und haben angefangen, Devons Foto herumzuzeigen, und eine neugierige Kellnerin fand, dass das Mädchen auf dem Foto aussah wie Audrey. Von da an ist alles irgendwie eskaliert.«

»Wann haben sie das Baby entführt?«, fragte Marcy, bemüht, die Ereignisse des Tages in irgendeine Ordnung zu bringen, als ob das zu ihrer Erklärung beitragen würde.

»Heute Morgen, als Shannon einen Spaziergang mit der Kleinen gemacht hat. Die Lösegeldforderung traf nur wenige Minuten später ein. Mr. O'Connor wurde eine Frist von drei Stunden gesetzt, das Geld aufzutreiben, und gewarnt, dass Caitlin sterben würde, falls er Kontakt mit uns aufnimmt.«

Marcy verdaute die Information mit einem Nicken, immer noch bemüht, das Lügenmärchen von den harten Fakten zu trennen. Liam hatte sie von Anfang an belogen; nur ein einziges Mal hatte er die Wahrheit gesagt, als er meinte, dass er Devon auf dem Foto nicht erkennen würde. Aber Marcy hatte ihm glauben wollen. Sie fühlte sich geschmeichelt, dass er ernsthaft an ihr interessiert war, dabei waren seine Verführungsversuche nicht mehr als eine List gewesen, um ihr Informationen zu entlocken, sie zu verwirren und in Schach zu halten. Als er sie gedrängt hatte, die Polizei anzurufen, hatte er nicht nur gewusst, wie lächerlich sie sich anhören würde, sondern auch versucht, den Verdacht von sich selbst abzulenken. Und er hatte am Abend zuvor auch nicht bei den O'Connors angerufen und mit Shannon gesprochen; das Mädchen hatte nie versprochen, sich mit Audrey zu verabreden. Die Anrufe im Hotel und als sie vor der St. Fin Barre's Cathedral gestanden hatte, waren reine Kontrollanrufe gewesen, um sich zu vergewissern, dass sie Audreys Anweisungen befolgte und niemandem erzählt hatte, was sie vorhatte.

»Und jetzt ist Audrey tot«, sagte Marcy laut.

»Ich fürchte ja«, bestätigte Sweeny. »Ihre Leiche wurde vor etwa einer Stunde an einen Felsen unweit der Bear Island gespült.«

»Aber woher wussten Sie, wo Sie mich finden?«

»Dafür können Sie sich bei Mr. Sorvino bedanken«, sagte Colleen Donnelly. Marcy sah Vic fragend an.

»Guck mal in deine Handtasche«, sagte er.

Marcy begann, in ihrer Handtasche zu kramen, nahm Brieftasche, Pass, den Umschlag mit Devons Fotos und ihrem Abschiedsbrief, einen Lippenstift und eine Sonnenbrille heraus. Neben ein paar verstreuten Pfefferminzbonbons auf dem Boden der Tasche stieß sie auf ein unvertrautes Metallteil und hielt es hoch. »Was ist das? Ein Gadget?«, fragte sie vorwurfsvoll.

»Ein was?«, fragte Murphy.

Vic lachte. »Nicht direkt.«

»Es ist ein Peilsender«, erklärte Sweeny, nahm Marcy das kleine Gerät ab und drehte es zwischen den Fingern.

»Wir haben ihn auf Mr. Sorvino's recht beharrliches Drängen hin in Ihrer Handtasche deponiert«, sagte Murphy.

»Ich glaube, er hat gedroht, uns wegen der entwürdigenden Behandlung am Flughafen zu verklagen, wenn wir nicht zustimmen«, fügte Donnelly hinzu.

»Eine offensichtlich leere Drohung«, wandte Vic ein.

»Offensichtlich. Trotzdem, er war absolut überzeugt, dass Sie in Gefahr waren ...«

»Außerdem hat er gedroht, im Empfang zu campieren ...«

»Und sich an die amerikanische Botschaft zu wenden ...«

»Obwohl Sie Kanadierin sind«, ging Murphy dazwischen.

»Also haben wir beschlossen, ihm den Gefallen zu tun.«

»Seit Sie heute Morgen das Hotel verlassen haben, waren wir immer in Ihrer Nähe«, stellte Sweeny fest.

»Wir haben ihn sogar mitkommen lassen«, sagte Donnelly und wies mit dem Kopf auf Vic. »Keine Ahnung, wie das geschehen konnte. Ich wusste gar nicht, dass Sie so ein Softie sind«, sagte sie zu Murphy.

Murphy quittierte ihre Bemerkung mit einem verlegenen Räuspern. »Sagen wir, es war das Mindeste, was ich für einen Mann tun konnte, dessen drei Söhne alle bei der Polizei sind.«

Im selben Moment drangen die Schreie eines Babys durch die Wände wie Sirenengeheul, gefolgt von einem schüchternen Klopfen. Eine junge Frau mit kurzem schwarzem Haar steckte den Kopf herein. »Mr. und Mrs. O'Connor warten im Nebenzimmer«, hörte Marcy sie flüstern. »Sie würden gern Mrs. Taggart sprechen, wenn das in Ordnung ist.«

Kurz darauf wurden die O'Connors ins Zimmer geführt, und Marcy stand auf, um sie zu begrüßen.

»Mrs. Taggart, wir können Ihnen gar nicht genug danken«, sagte Mr. O'Connor, schritt auf sie zu und schüttelte ihr überschwänglich die Hand.

Mrs. O'Connor stand neben ihm, ihr sonst so attraktives blasses Gesicht verquollen, die Arme schützend um ihr schreiendes Kind gelegt. »Irgendwie schaffe ich es nicht, sie zu trösten«, flüsterte sie unter Tränen. »Shannon hat gesagt, Sie hätten so eine wunderbare Art mit ihr. Vielleicht teilen Sie das Geheimnis Ihres Erfolges mit mir«, fügte sie schüchtern hinzu.

Lächelnd gestand Marcy ihr und sich die bisweilen schmerzhafte Wahrheit ein – es gab kein Geheimnis. »Manchmal hat man einfach Glück«, sagte sie.

Es war schon dunkel, als Marcy und Vic ins Hayfield Manor Hotel zurückkehrten. Die Schauer hatten endlich aufgehört, und der Wind war abgeflaut. Der Taxifahrer, der sie zum Hotel fuhr, meinte, dass der kommende Tag warm und sonnig werden würde, und es fühlte sich schon jetzt milder an als den ganzen Tag über, obwohl Marcy bezweifelte, dass ihr je wieder richtig warm werden würde. Sie freute sich auf ein warmes Essen, gefolgt von einem heißen Bad, und dann auf ihr Bett.

Morgen würde sie sehen, ob sie ihren Flug umbuchen konnte.

»Und du bist sicher, dass ich dich nicht überreden kann, mit mir nach Italien zu kommen?«, fragte Vic, als sie sich vor dem Hotel lange umarmten.

»Das würde ich liebend gern«, sagte Marcy und kämpfte gegen den beinahe überwältigenden Impuls an, ihn auf ihr Zimmer einzuladen und sich in seiner tröstenden, leidenschaftlichen Umarmung zu verlieren. »Ich glaube, das ist im Moment keine besonders gute Idee. Ich brauche Zeit, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Vielleicht hatte ich einen verspäteten Nervenzusammenbruch. Vielleicht bin ich so verrückt, wie Peter denkt. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur eins: dass ich nicht normal war, dass ich mich fast zwei Jahre lang nicht rational verhalten habe. Seit ... seit Devons Tod«, zwang sie die Worte über ihre Lippen.

»Ich muss nach Hause fliegen, mir einen guten Therapeuten suchen, einiges bei meinem Sohn wiedergutmachen und mein Haus und mein Leben in Ordnung bringen. Vielleicht danach, falls du dann noch frei bist ...«

»Auf jeden Fall«, sagte Vic rasch.

Marcy lächelte. »Du hast mir gar nicht erzählt, dass deine drei Söhne Polizisten sind.«

»Sind sie auch nicht. Das hab ich mir ausgedacht.«

»Du hast die Gardai angelogen? Warum?«

»Ich musste sie schließlich irgendwie überreden, mich mitfahren zu lassen, oder nicht?«

»Du hast gelogen?« Sie sah ihn staunend an.

Er zuckte die Achseln und gab ihr einen sanften, weichen Kuss, den sie noch auf den Lippen spürte, lange nachdem sie sich verabschiedet hatten. Marcy blieb am Eingang stehen, während Vic wieder in das wartende Taxi stieg und in der Dunkelheit verschwand.

»Marcy?«, rief eine Stimme irgendwo hinter ihr.

Marcy drehte sich um und sah eine große schlanke Frau mit blonden Haaren und kräftigen Muskeln, die von dem Sofa neben der Mahagonitreppe aufstand und entschlossen auf sie zukam. War das möglich? Oder sah sie immer noch Gespenster? »Judith? Was machst du denn hier?«

»Hast du gedacht, ich warte einfach, bis du wieder zu Verstand und freiwillig nach Hause kommst?«, fragte ihre Schwester zurück. »Ich sitze schon den ganzen Nachmittag hier. Wo zum Teufel bist du gewesen? Wer war der Mann?«, fragte sie in einem Atemzug.

»Ein Freund.«

»Du hast keine Freunde.«

Lächelnd zog Marcy ihre Schwester an sich und drückte sie fest. »Ich habe dich.« Judith schlang ihre langen kräftigen Arme um Marcys Hals. »Ja, das stimmt.« Sie blieben eine Weile eng umschlungen stehen und wollten beide nicht wieder loslassen.

»Du weißt, dass ich dich liebe, oder?«, fragte Marcy.

»Ich liebe dich auch.« Judith löste sich langsam aus der Umarmung und sah sich nervös um. »Was ist ...? Hast du ...? Ist Devon ...?«

»Devon ist tot«, sagte Marcy mit fester Stimme. Sie atmete tief ein und langsam wieder aus. »Sie hat Selbstmord begangen. Genau wie unsere Mutter.«

Tränen schimmerten in Judiths Augen, die von demselben Braun waren wie Devons, wie Marcy bemerkte. Warum war ihr das vorher nie aufgefallen? »Es war nicht deine Schuld«, sagte Judith.

»Ich weiß.«

»Es gab nichts, was du hättest tun können – für alle beide.«

»Ich weiß.«

»Es tut mir leid, dass ich dich nicht mehr unterstützt habe.«

»Du musst dich nicht entschuldigen«, erklärte Marcy ihr. »Ich bin einfach nur froh, dass du hier bist.«

»Tja, also, ich weiß nicht, ob *ich* so froh bin«, sagte Judith mit einem nervösen Kichern. »Hast du eine Ahnung, wie viele verdammte Brücken es in dieser Stadt gibt?«

»Ich glaube, ich habe eine grobe Vorstellung«, sagte Marcy lachend.

»Ich liebe dich wirklich, weißt du.«

»Ich weiß.«

»Und du bist sicher, dass mit dir alles okay ist?«, fragte Judith.

Marcy lächelte. »Ja, bestimmt. Oder jedenfalls bald«, sagte sie.

DANKSAGUNG

Wie immer gilt mein Dank Larry Mirkin, Beverley Slopen, Tracy Fisher, Emily Bestler, Sarah Branham, Judith Curr, Louise Burke, David Brown, Brad Martin, Maya Mavjee, Kristin Cochrane, Val Gow, Adria Iwasutiak und Corinne Assayag. Danke auch an einige neue Rekrutten – Pauline Post, Carole Schwindeller, Lynn Henry und Nita Pronovost. Es ist eine Freude, euch an Bord zu haben.

Auch meinen diversen Verlegern, Agenten und Übersetzern auf der ganzen Welt vielen Dank für die fantastische Arbeit, die sie leisten.

Ein besonderes Dankeschön geht an meine wundervolle Familie – meinen Mann Warren, meine Töchter Shannon und Annie – und meinen wunderschönen neuen Enkel Hayden. Jedes Mal wenn ich mir sein süßes, kleines Gesicht vorstelle, muss ich lächeln. Danke auch an Aurora, die sich weiter alle Mühe gibt, mir das Leben so bequem wie möglich zu machen.

Und schließlich erhebe ich ein Glas Bier auf das großartige Irland. Ich freue mich darauf, bald wieder dorthin zu fahren.

